Die

Opposition.

Herausgegeben

von

K. Heinzen.

Mannheim, 1846.

Verlag von Heinrich Hoff.

Staats=
Bibliothek
Bamberg

Vorbemerkung.

Besondere Umstände haben das Erscheinen dieser Schrift, welche schon gegen das Ende des vorigen Jahrs in den Händen des Publikums sein sollte, ungemein verzögert. Ich hoffe aber, daß man die Anwendbarkeit dessen, was auf die Zeiterscheinungen berechnet war, auch jetzt nicht vermissen werde.

K. Heinzen.

Inhalt.

		Seite
I.	Briefe eines „Atheisten“ an einen „Frommen.“ Von K. Heinzen	1
	(Fugenstopfer 1.) Ein Ganzer an einen „Gemäßigten“ .	32
II.	Gegen die Kommunisten. Von K. Heinzen	42
	(Fugenstopfer 2.) Ein Mensch an einen teutschen Professor .	89
III.	Der teusche Kommunismus. Von A. Ruge	96
	(Fugenstopfer 3.) Ein Gefangner an einen Richter . .	122
IV.	Fragmente über politischen Mystizismus. Von einem Unbekannten	129
	(Fugenstopfer 4.) Ein Protestant an einen Politiker . .	145
V.	P. J. Proudhon's Philosophie der Gesellschaft. Von H. B. Oppenheim	148
	(Fugenstopfer 5.) Ein teutscher Bürger an einen türkischen Volksdelegirten	180
VI.	Die gegenwärtige teutsche Bewegung. Eine Rettung der Religion. Von A. Ruge	182
	(Fugenstopfer 6.) Ein Diplomat an einen andern . .	223
VII.	Die Teutschen in Rußland. (Mittheilungen eines Teutschen aus Petersburg)	226
	(Fugenstopfer 7.) Ein Teutscher in der Schweiz an seine Landsleute	238
VIII.	Einige Anmerkungen zur Gegenwart. Von K. Nauwerk .	251
	(Fugenstopfer 8.) Ein Bürger an einen *schen Minister .	260
IX.	Einiges über die teutsche Tagespresse. Von K. Heinzen .	267

Feuilleton.

Von unten auf! Gedicht von F. Freiligrath		289
Zwei Gedichte von G. Herwegh		291
Ueber den „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin von Wilhelm Schulz“ an die Frau Befreierin und den Herrn Befreiten von A. Ruge		283

Seite

Orla. Dramatische Dichtung. Zürich und Winterthur. Literarisches Comptoir. 1844. Von Don Juan Philosopho . . 303

Memoiren der Schwester Friedrichs „des Großen," Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Baireuth. Von K. H. . 312

Ueber den unnatürlichen, verdienstlosen Zustand in der Schweiz und die Mittel, denselben zu verbessern. In zwei Abschnitten, von Joh. Märier. Zürich und Winterthur, Literar. Compt. 1843. Von K. Nauwerk 320

Ueber Anton Vilnay's Adalay, ein Gemälde aus Kaukasiens Gegenwart. Von A. R. 322

Ueber „Die Seherin." Ein dramatisches Gedicht von Emil Mecklenburg. Von A. R. 324

Ueber Ruge's Zwei Jahre in Paris. Von K. H. 328

Notizen.

Teutscher Servilismus 331

Der König von Preußen und der Dr. Schwetschke . . . 336

Schriftstellerleiden 336

Rabbi Moses und Moritz Heß. Von Ruge 341

Einladung an emigrirte teutsche Schriftsteller. Von K. H. . 343

Persönliches. Von K. H. 345

Nachtrag zu dem Artikel über die teutsche Tagespresse. Von K. Heinzen 348

Erziehungs- und Pensionsanstalt von K. Fröbel in Zürich . 352

Druckfehler.

Auf	Seite	11,	15.	Zeile	v. o.	lese man	Sie statt sie.
„	„	24,	16.	„	v. o.	„ „	sich statt mich.
„	„	41,	7.	„	v. o.	„ „	agitiren statt agiren.
„	„	45,	2.	„	v. o.	„ „	verrottete statt gerettere.
„	„	47,	13.	„	v. o.	„ „	Absicht statt Ansicht.
„	„	48,	13.	„	v. o.	„ „	Menschlichkeit st. Menschheit.
„	„	48,	11.	„	v. u.	„ „	einem st. seinem.
„	„	59,	1.	„	v. o.	„ „	der st. den.
„	„	64,	5.	„	v. o.	„ „	Sie st. sie.
„	„	65,	11.	„	v. o.	„ „	Zukunft st. Zuflucht.
„	„	66,	10.	„	v. o.	„ „	Abweichungen st. Abweisungen.
„	„	66,	17.	„	v. o.	„ „	Zentripetalkraft st. Zentripedalkraft.
„	„	93,	10.	„	v. u.	„ „	Ihre st. ihre.
„	„	97,	9.	„	v. u.	„ „	ihre st. ihm.
„	„	112,	18.	„	v. u.	„ „	Theos st. Thoos.
„	„	112,	17.	„	v. u.	„ „	wir st. mir.
„	„	126,	9.	„	v. o.	„ „	von st. vor.
„	„	137,	16.	„	v. o.	„ „	geltende systematisirte st. geltenden systematisirten.
„	„	138,	14.	„	v. o.	„ „	dagegen st. gagegen.
„	„	149,	12.	„	v. u.	„ „	nichtig st. wichtig.
„	„	151,	11.	„	v. o.	„ „	erweisen st. erreichen.
„	„	152,	12.	„	v. o.	„ „	symbolischen st. simbolischen.
„	„	157,	6.	„	v. u.	„ „	nimmer st. immer.
„	„	158,	12.	„	v. o.	„ „	äußerster st. äußersten.
„	„	162,	14.	„	v o.	„ „	La Mennais.
„	„	162,	15.	„	v. o.	„ „	Buchez (st. Bucher).
„	„	165,	13.	„	v. o.	„ „	Bourdaloue st. Bourdalone.
„	„	165,	1.	„	v. u.	„ „	Agnuskasten st. Agenskasten.
„	„	166,	8.	„	v. o.	„ „	Brüderschaften st. Brüderschaft.
„	„	167.	1.	„	v. u.	„ „	Paläologen st. Palanologen.
„	„	168.	13—14.	Z.	v. o.	lese man	und mit der Gesellschaft, welche die Dogmen aufgibt, um st. und der die Gesellschaft, die Dogmen aufgibt.
„	„	170.	4.	„	v. u.	„ „	Unwissenheit st. Unwissenschaft.
„	„	170,	3.	„	v. u.	„ „	Kalmücken st. Kalmucken.
„	„	171,	6.	„	v. u.	„ „	payen st. payle.
„	„	177,	9.	„	v. u.	„ „	seines st. des (Charakters).
„	„	179,	8.	„	v. o.	„ „	werde st. wurde.
„	„	179,	14.	„	v. o.	„ „	Ist st. ist.
„	„	181,	6.	„	v. o.	„ „	Ihrem st. ihrem.
„	„	190,	1.	„	v. u.	„ „	von st. vor.
„	„	191,	9.	„	v. u.	„ „	abgeschafft st. abgeschagt.
„	„	197,	15.	„	v. u.	„ „	Kapricen st. Kaprizen.
„	„	199,	2.	„	v. u.	„ „	entnehmen st. einnehmen.
„	„	203,	12.	„	v. o.	„ „	Nüance st Nüanze.
„	„	219,	19.	„	v. u.	„ „	Region st. Regim.
„	„	219,	16.	„	v. u.	„ „	freie st. hierin.
„	„	230,	1.	„	v. o.	„ „	sodann st. sondern.
„	„	230,	9.	„	v. u.	„ „	ihnen st. ihm.
„	„	234,	16.	„	v. o.	„ „	den hehren st. der hehre.
„	„	239,	9.	„	v. u.	„ „	der st. deren.
„	„	246,	16.	„	v. o.	„ „	umstieße st. umstöße.
„	„	256,	17.	„	v. u.	„ „	ceterum st. aterum.
„	„	266,	2.	„	v. u.	„ „	Revolution st. Religion.
„	„	268,	5.	„	v. u.	„ „	ihren st. ihrer.
„	„	269,	17.	„	v. u.	„ „	daß st. das.
„	„	274,	11.	„	v. o.	„ „	Ischaboe st. Ischabon.
„	„	277,	16.	„	v. o.	„ „	noch st. auch.
„	„	279,	7.	„	v. u.	„ „	eingefleischte st. ungefleischte.
„	„	281,	2.	„	v. o.	„ „	würde st. würden.
„	„	284,	2. 6.	„	v. u.	„ „	Malice st. Malize.
„	„	286,	6.	„	v. o.	„ „	Chikane st. Schikane.
„	„	286,	2.	„	v. u.	„ „	Ausbreitung st. Ausbreitungen.
„	„	298,	2.	„	v. o.	„ „	unklugen st. neuklugen.
„	„	299,	16.	„	v. o.	„ „	alles st. aller.
„	„	301,	11.	„	v. o.	„ „	Sie st. sie.
„	„	301,	17.	„	v. o.	„ „	müssen st. müsse.
„	„	307,	11.	„	v. u.	„ „	ihm st. ihr.
„	„	307,	10.	„	v. u.	„ „	gehaltreicher st. gewaltreicher.
„	„	321,	2.	„	v. u.	„ „	Ausgleichung st. Ausgleichheit.
„	„	330,	19.	„	v. u.	„ „	seinen st. seiner.
„	„	330,	17.	„	v. u.	„ „	demselben st. derselben.
„	„	331,	18.	„	v. u.	„ „	Malice st. Malize.
„	„	312,	16.	„	v. o.	„ „	mehr st. wahr.
„	„	352,	16	„	v. o.	„ „	Externen st. Extremen.

Die Schreibart Teutsch statt Deutsch ist nur die des Herausgebers, nicht der übrigen Mitarbeiter. Die Umänderung in den Beiträgen der letztern rührt von der Korrektur in der Druckerei her und ist als nicht geschehen zu betrachten.

I.

Briefe eines „Atheisten“ an einen „Frommen“.

Von

K. Heinzen.

Ein „Atheist“ an einen „Frommen“.

Wenn Sie sich Ihren „Gott“ wirklich so denken, wie Sie ihn darzustellen suchen, so frage ich Sie, wer ihn mehr beleidige, ich, der ich ihn leugne, oder Sie, der Sie ihn gegen mich in Schutz nehmen? Was ist das für ein „Gott“, der geschützt werden muß von seinem Geschöpf, das ohnmächtig und demüthig vor ihm auf den Knieen liegt? Was ist das für ein Gott, den man soll gefährden können, indem man ihn leugnet? Was ist das für ein Gott, den man soll erzürnen können, wenn man als sein Geschöpf zu verblendet ist, um ihn zu erkennen? Was ist das für ein Gott, dessen Existenz man dadurch beweisen will, daß man diejenigen verfolgt, welche an diese Existenz nicht glauben? Was ist das für ein Gott, dem die Polizei zu Hülfe kommen muß, um ihn zu retten? Mein Herr, Sie lügen, wenn Sie sagen, daß Sie an einen Gott glauben, denn wer an ihn glaubt, muß sich ihn auch vorstellen, und wer sich ihn vorstellt, der muß sich eine würdigere Vorstellung von einem Gott machen, als daß er ihn des Polizeischutzes für bedürftig erklären sollte. Wie wollen Sie mir zumuthen, an einen Gott zu glauben, den Sie nur als einen Inbegriff des Hasses und zugleich der Ohnmacht darstellen? Sie können Ihrem Gott kein größeres Armuthszeugniß geben, als indem Sie ihm noch weniger zutrauen, als sich selbst, denn Sie darf ich leugnen, ohne daß Sie für Ihre Existenz fürchten,

oder mich verfolgen; leugne ich aber Ihren Gott, so halten Sie ihn für gefährdet und verfolgen mich. Ich muß also annehmen, daß nicht Sie das Geschöpf Ihres Gottes sind, sondern daß Ihr Gott Ihr Geschöpf ist. Sie legen sich Ihren Glauben an Gott gleichsam als ein Amt bei und eben so amtlich behandeln Sie den Unglauben an Gott. Der und der ist ein Atheist, sagen Sie, so wie man von Einem sagt: er ist ein Schinder. Ihr Amt soll besser und einflußreicher sein, als mein Amt, darauf kommt es mit Ihrem ganzen Glauben hinaus, nicht darauf, daß Ihr Glaube vernünftiger und richtiger sei, als mein Unglaube.

Wollen Sie mir wehren es auszusprechen, daß ich nicht an einen Gott glauben kann? Wollen Sie Ihrem Gott zu Ehren mich zum Lügner an demselben machen? Wollen Sie behaupten, daß man aus Rücksicht auf Ihren Gott nicht denken dürfe, wie man seiner Natur nach muß, und nicht sagen dürfe, wie man denkt? Sind Sie der Zensor Ihres Gottes? Denken Sie, was Sie können, und glauben Sie, was Sie wollen, und sagen Sie, was Sie glauben; aber erlauben Sie mir das Nämliche, sonst müssen Sie zugeben, daß ich ohne Beistand eines „Gottes" toleranter und „göttlicher" verfahre, als Sie an der Hand und im Namen Ihres „Gottes" thun. Mögen Sie aber intolerant sein und wehren was Sie wollen: so wenig, als Sie das Weib hindern, zu gebären, was ihr Schooß trägt, so wenig sollen Sie meine Natur hindern, ihrer Nothwendigkeit zu folgen und als ihre geistige Frucht das Bekenntniß der neuen Zeit in verständlicher Sprache an's Licht zu setzen.

Nach Ihren Grundsätzen mag es konsequent sein, mich zu bedauern, daß ich des „Trostes" entbehre, an einen Gott zu glauben; wenn Sie mir aber darum zürnen, so handeln Sie im höchsten Grade inkonsequent, denn einen Menschen zum Glauben an Gott zwingen wollen, heißt, ihn im Zweifel an Gott bestärken. Ich bitte Sie, was den „Trost" betrifft, so überlassen Sie mir, meinen Prozeß mit „Gott" unter vier Augen abzumachen, wenn Sie glauben, daß ich mit ihm in Kollision kommen werde. Fürchten Sie so wenig für Ihren Gott, als ich für mich, so können Sie mir diese Bitte leicht gewähren. Sie müssen sie mir aber

auch gewähren, denn ist es ein Frevel, nicht an „Gott" zu glauben, so sind Sie höchstens berechtigt, in dem Prozeß als Zeuge, nicht aber als Richter aufzutreten. Wie wollen Sie Richter sein in Sachen eines Wesens, das Sie nicht begreifen und das nach Ihrer Versicherung Sie selbst richten wird? Ist dieß Wesen so beschaffen, wie Sie es sich denken, so müssen Sie zugeben, daß es allein fähig ist, Richter in seiner Sache zu sein.

Wie mit Ihrem Gott, so treiben Sie es auch mit der an ihn angeknüpften Offenbarungsreligion. Sie rühmen ihre Macht, ihre Unvergänglichkeit, ihre Unerschütterlichkeit, und doch schreien Sie Zeter und Klagen über „Untergrabung alles Göttlichen" sobald man sie mit dem Messer einer ungläubigen Kritik berührt. Läßt sich etwas Lächerlicheres denken, als dieß Verfahren, und gibt es zugleich ein sprechenderes Zeugniß gegen die Festigkeit Ihres eignen Glaubens? Wenn Ihnen ein Knabe sagt, daß er den Chimborasso mit einem Kieselstein zertrümmern wolle, werden Sie dann den Knaben hindern die Probe zu machen, und werden Sie ihm zürnen, weil er Ihnen Gelegenheit gibt, ihn von seiner Thorheit zu überzeugen? Wohlan, Sie geben Ihren Gott und Ihre Religion für einen Chimborasso aus, und geben sich das Ansehen, die Kritik für den Knaben mit dem Kieselstein zu halten: warum lassen Sie ihn denn nicht gewähren, warum lassen Sie ihn denn nicht dazu gelangen, die Ueberzeugung von der Unerschütterlichkeit des Chimborasso durch eigne Erfahrung zu gewinnen und auch Andern mitzutheilen? Muß Ihnen die Kritik nicht weit eher erwünscht, als verhaßt sein, wenn Sie an ihre Unwirksamkeit glauben? Ich erkläre Ihnen, daß Sie ein Lügner an Ihrem Gott und Ihrer Religion nicht minder, als an sich selbst sind, wenn Sie Bann und Feuer gegen Diejenigen predigen, welche Ihnen Gelegenheit geben, Das zu erproben, was Sie zu glauben vorgeben. Sie wiederholen unermüdet: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen"; kaum öffnen sich aber die Pforten der Vernunft, so halten Sie Alles für verloren. Mit Ihren himmlischen Dingen steht es genau so, wie mit den Dingen der irdischen Götter, die ebenfalls so hochmüthig auf ihre Felsendauer pochen und dabei nicht acht Tage lang ihrer Existenz

noch sicher zu sein glauben, wenn sie nicht mehr durch Zensur und sonstige Gewalt- und Lügenmittel die Aufdeckung ihrer Blößen hindern. Nehmen Sie allzusammen doch ein Beispiel an mir und meines Gleichen. Was wir glauben und sind, das stellen wir ohne Furcht und ohne Rückhalt jeder Kritik zu Gebot, wenn diese Kritik nur eine Hülfe verschmäht, die wir unserseits eben so wenig wünschen als besitzen, und die, wie Sie zugestehen werden, nirgendwo übler angebracht ist, als an der Seite eines „Gottes": ich meine die Hülfe von Gensdarmen!

Sie sagen, man dürfe das Heilige nicht antasten. Aber was ist denn heilig? Wie kann Etwas seine Kraft und Heiligkeit bewähren, wenn ich es von vorn herein für unantastbar erkläre? Wie kann Etwas durch die „Pforten der Hölle" auf die Probe gestellt werden, wenn ich von vorn herein erkläre, daß es nicht damit in Berührung gebracht werden dürfe? Ist nicht die Behauptung solcher Heiligkeit ein naktes Armuthsatteſt? Worauf gründet sich die Heiligkeit? Auf die Natur des Heiligen selbst unmöglich, denn wenn das Heilige das Bewußtsein eines Kräutchens „Rühr mich nicht an" hat, daß es nämlich keine Berührung ertragen könne, so ist es wahrlich auch nicht werth, für heilig gehalten zu werden! Worauf denn? Auf den Willen Derjenigen, die das Heilige verehren? Wohlan, so frage ich wieder, worauf sich dieser Wille gründe? Unmöglich auf das Vertrauen, daß das Heilige wirklich unverletzlich, d. i. probehaltig sei. Was bleibt Ihnen gegen diese Behauptung anders übrig, als die Probe wirklich machen zu lassen? Wollen Sie das nicht, soll also die „Heiligkeit" blos von Ihrer Willkür abhangen, so nehme ich für mich dieselbe Freiheit in Anspruch, die Sie für sich, und erkläre Ihnen hiermit, daß ich meinen Unglauben an Ihren Gott und Ihre Religion ebenfalls für heilig gehalten wissen will. Sie reden von Gewissensfreiheit, wollen Sie sie nur für sich allein? Glauben Sie mir, daß mir meine Ueberzeugungen in gewissem Betracht heiliger sind, als Ihnen Ihr Glaube. Der Unterschied besteht bloß darin, daß ich meinen Ueberzeugungen das Recht vindizire, sich prüfen zu lassen, und Sie Ihrem Glauben das Recht, sich der Prüfung zu entziehen. Für mich gibt es nichts Heiligeres in

der Welt, als die Wahrheit, und die Wahrheit will und fordert eben, daß man sie prüfe.

Frommer Mann, bleiben Sie mir vor allen Dingen mit Ihrer „Heiligkeit" vom Leibe, denn die Heiligkeit ist der Schild für den Despotismus der Lüge. Es gibt nichts Heiliges in der Welt, als das Recht von der einen und die Pflicht von der andern Seite. An diesen Heiligthümern, die auf dem Grunde der Wahrheit gebaut sind, mögen Sie rütteln und kritisiren, wie Sie wollen: sie bleiben, was sie sind, und die Vernunft baut sie stets wieder auf, wenn die Lüge sie zerstört hat. Daß ich aber unter Recht und Pflicht etwas Andres verstehe, als Sie, werden Sie später erfahren.

Derselbe an Denselben.

Sie fragen mich, warum ich nicht an einen „Gott" glaube? Antwort: weil ich nicht kann. Warum ich nicht könne? Weil dieser Glaube meiner Vernunft widerstrebt. Die Gründe, welche Sie in der Regel für das Dasein eines „Gottes" anführen, sind nicht mit dem Zweifel an Gott, sondern nur mit dem Glauben an Gott zusammengekommen, und deshalb für mich keine Gründe. Ich muß mir nun einmal das Recht vorbehalten, wenigstens an Allem zu zweifeln, was ich nicht begreife, und alsdann meinen Glauben von den Gründen abhängig zu machen, die sich für und wider ergeben. Nicht der Glaube, sondern der Zweifel ist mir die Wünschelruthe der Wahrheit. Bis jetzt hat der Glaube an Gott in der Welt vorgeherrscht und der Unglaube tritt dem Glauben entgegen. Hätte bis jetzt der Unglaube vorgeherrscht und der Glaube sollte an die Stelle treten, so würde die Beweisführung eine ganz andere sein müssen. Denken Sie sich, daß Ihnen kein verbreiteter Glaube zur Seite stände, daß Sie allein ihn begründen wollten, in einer gebildeten Welt, die von vorn herein nur Das bekennte, was ich an die Stelle des Glaubens an Gott setzen möchte, und dann fragen Sie sich, welche Gründe Sie für diesen Glauben beibringen würden? Fragen Sie sich das einmal ernstlich, und Sie werden wenigstens dahin gelangen, Ihre Vernunft

mehr anzustrengen, als Sie bis jetzt gethan haben. Wollen Sie aber durchaus den Glauben voranstellen, so fordre ich von Ihnen, daß Sie mir vom Dasein Ihres Gottes vorab unzweideutige Beweise und von seinem Wesen bestimmte Anschauungen verschaffen, sonst leugne ich ihn einfach in contumaciam.

Es soll keine Wirkung ohne Ursache, mithin keine Schöpfung ohne Schöpfer möglich sein. Das ist das Haupt- und eigentlich das einzige Argument, worauf Sie wie Andere sich stützen und stützen können. Ich muß Ihnen darauf einfach bemerken, daß ich keine Schöpfung annehmen kann, wo Nichts gewesen ist, mithin nur eine Veränderung des bereits Vorhandenen für denkbar halte. Sie wollen mit Ihrem Satz beweisen, daß es einmal keine Welt gegeben habe und daß dieselbe von einem Wesen, welches Sie Gott nennen, erschaffen worden sei. Mithin muß dieß Wesen früher existirt haben, als die Welt. Aber, frage ich Sie, wo hat dieß Wesen und was hat wieder vor diesem existirt? Wer hat wieder dieß Wesen geschaffen? Sie antworten: Es existirt von Ewigkeit her. Wohlan, wenn Ihnen nichts übrig bielbt, als das Zugrundelegen dieser Ewigkeit, über welche ich so wenig hinaus kann, als Sie, und welche die Frage nach einer Grundursache eigentlich gar nicht zuläßt, so frage ich Sie, warum Sie den Prozeß nicht viel kürzer machen und gleich erklären: die Welt existirt von Ewigkeit her!? Wenn Sie sich einen Gott denken können, der von Ewigkeit her existirt, so können Sie sich weit eher eine Welt denken, die von Ewigkeit her existirt. Ich behaupte, daß Sie sich eben so wenig einen Gott ohne Welt, als einen Gott außerhalb der Welt denken können. Mithin sind Sie genöthigt, Ihren Gott und die Welt zusammen und zwar von Ewigkeit her existiren zu lassen. Ich nun unterscheide gar nicht diesen Gott und diese Welt, sondern denke mir einfach eine Welt, die von Ewigkeit her existirt, aber in ihrer Entwickelung viele Veränderungen durchgemacht hat und noch machen wird. Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Welt, oder das Material zu derselben einmal nicht existirt habe, und daß sie im Lauf der Zeit, wie Sie sagen, aus Nichts entstanden sei, denn aus Nichts kann nun und nimmer ein Etwas entstehen. Nehme ich einmal an, die

Welt könne aus Nichts entstanden sein, so bin ich wahrlich auch nicht mehr gehindert, sie ohne Zuthun eines „Gottes" entstehen zu lassen. Will ich mir aber durchaus vorstellen, daß die Welt aus einem „Gott" geboren worden, einem Gott, der nothwendig, da aus Nichts nichts entstehen kann, alles Material zur Welt in sich muß gehabt haben, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht lieber anstatt jenes Gottes, den ich außerhalb der Welt nicht zu lassen weiß, die Welt selbst annehme, mir unter „Gott" die Welt denke und erkläre, die Welt habe sich aus sich selbst geboren, d. i. entwickelt? Weitere Fragen führen mich, was die Art dieser Entwickelung und den Urstoff derselben betrifft, in die chemische, geologische und astronomische Wissenschaft; was ihren Anfang und ihren Urimpuls betrifft, so komme ich eben wieder auf die Ewigkeit, vor welcher Sie mit Ihrem Gott eben so still stehn, wie ich ohne Gott, so wie überhaupt die Theologie alle ihre Vorstellungen einfach dem gewöhnlichen Menschenverstande entlehnt hat, um sie ihm in mysteriöser Gestalt als etwas Höheres wieder aufzudringen. Auf seine Zweifel läßt sie sich dann nicht mehr ein und seinen Fragen weicht sie hochmüthig aus. Fragen Sie sich z. B. ganz einfach, wo eigentlich Ihr Gott geblieben sei, nachdem er die Welt geschaffen, oder geboren? Denken Sie ihn sich, nochmals diese Frage, etwa außerhalb der Welt? Können Sie das? Sie sagen selbst, er sei „allgegenwärtig", was Ihnen wieder nur der gewöhnliche Menschenverstand an die Hand gegeben. Ist er aber „allgegenwärtig", ist er in allen Theilen der Welt gegenwärtig, so ist er einfach auch ein Theil aller Theile derselben, untrennbar von ihr, selbst Welt. Es bleibt, will man das Wort „Gott" beibehalten, nur ein weltlicher Gott oder eine göttliche Welt übrig, nicht aber ein Gott und eine Welt. Dieß Wörtchen und entscheidet Alles. Also sagen sie lieber mit dem gewöhnlichen Menschenverstand: Gott ist die Welt oder die Welt ist Gott, oder seien Sie ganz konsequent und sagen Sie: die Welt ist — die Welt.

So wie ich mir nichts außerhalb der Welt denken kann, so kann ich mir auch nicht mehr Welten denken, als eine. Diese eine Welt, die allumfassende, einige kann ich mir eben so wenig end-

lich in dem Raum, als in der Zeit denken und eben so wenig endlich in der Entwickelung. Die Spitze dieser Entwickelung läuft aus in den seiner selbst bewußt gewordenen Geist und dieser Geist manifestirt sich im Menschengeschlecht. Ich nehme zwar an, daß es auf den übrigen Himmelskörpern ebenfalls Wesen gibt, in welchen sich der Geist der Welt auf ähnliche Weise, vielleicht in noch höherer Potenz, manifestirt, als im Menschengeschlecht; aber so lang das Menschengeschlecht nicht mit jenen Wesen in Berührung tritt (eine Berührung, die ihm übrigens keine gegen seine Entwickelung laufende Aufschlüsse geben könnte, da sonst diese Entwickelung nicht zu diesen Aufschlüssen hätte führen können), hat es keinen andern Boden der Erkenntniß, als sich selbst, so wie es keinen andern Zweck hat, als seine Entwickelung, welche zugleich Weltentwickelung ist. Der Zweck seiner Entwickelung aber ist nichts Andres, als Erkenntniß und Glück. Möge der Mensch erkennen, daß er selbst sich Zweck ist, so wird er den Zweck auch erreichen.

Derselbe an Denselben.

Wie Sie wissen, gibt es sogenannte Pantheisten, welche die ganze Welt zu Gott machen. Sie selbst sind zum Theil ein solcher Pantheist, indem Ihr Glaube lehrt, Gott sei allgegenwärtig. Der Pantheismus ist im Grunde ein Unding und dem Wesen nach mit dem Atheismus ganz gleich. Er scheut sich, den „Gott" offen und ehrlich zu negiren und glaubt beide Parteien dadurch zufrieden zu stellen, daß er Gott überall hin versetzt, statt ihn zu verdrängen durch das, worein er ihn versetzt. Er glaubt den Gott zu retten, indem er ihn auf einem Umweg abschafft. Er kommt mir vor, wie Jemand, der, um den Adelsstand nicht gradezu abzuschaffen und doch auch den Bürgerstand nicht vor den Kopf zu stoßen, alle Bürgerliche adlich macht. Wenn ich die ganze Welt zu Gott mache und den Gott also auch theilweise und hauptsächlich in den Menschen verlege, so ist dieß im Grunde dasselbe, als wenn ich den theilweisen Gott zum Menschen mache; thue ich dieß aber, so ist der persönliche, außerhalb der Mensch-

heit und der Welt existirende, spezifisch verschiedene Gott abgeschafft und dieß ist eben das Entscheidende. Die Ausflucht, es könne in der Welt etwa einen Mittelpunkt, gleichsam ein Herz geben (was zu dem Begriff der Unendlichkeit gar nicht paßt), in welchem der Weltgeist seinen Ur-Lebenssitz habe, und in welchem er früher, als in der Menschheit, zum Bewußtsein gekommen, ändert an der Sache gar nichts. Es wird dadurch, um auf solche Annahme einzugehen, nicht in Abrede gestellt, daß, wie der hauptsächlich im Kopf sich konzentrirende Menschengeist mit dem Menschenkörper, so der Weltgeist mit dem Weltkörper ein untheilbares Ganze, und daß von diesem Ganzen die Menschheit einen untrennbaren, nothwendigen und gleichberechtigten Theil bildet. Hierauf aber kommt es eben an. Wenn der Weltgeist auf einem andern Welttheil in andern Geschöpfen oder durch ein sonstiges Mittel sich vielleicht schon vor der Existenz des Menschengeschlechts entwickelt und mit Selbstbewußtsein manifestirt hat, so kann uns dieses eben so wenig kümmern, als wenn innerhalb der Menschheit deren Geist eher in Europa, als in Afrika zum Bewußtsein gekommen ist. Die Afrikaner sind darum eben so gut Menschen, wie wir. In gleicher Weise ist unser Geist eben so gut Weltgeist, wie etwa derjenige, der auf der Sonne oder anderswo thätig ist und vielleicht schon vor uns thätig war. Ob wir diesen Geist Gott und somit den Menschengeist göttlich, oder ob wir ihn Mensch und somit den Gottesgeist menschlich nennen, ist ganz gleich. Auf den Namen kommt nichts an und ich verwerfe nur deshalb den Namen Pantheismus, weil mit dem theologischen Worte stets der alte Begriff eines besondren Wesens verbunden ist, zu welchem die Menschheit in ein Verhältniß der Ungleichartigkeit, der Abhängigkeit, der Subordination, der Verehrungspflicht, der Rechtlosigkeit, der Demüthigung, der Entwerthung, der Erniedrigung, der Aufopferungsverbindlichkeit gesetzt wird. Ich würde mich auch des Worts Atheismus nicht bedienen, wenn ich einen passenden andern Ausdruck einführen könnte, indem Atheismus blos etwas Negatives, bloß die Entgegensetzung gegen etwas nach meiner Ueberzeugung nicht Existirendes ausdrückt. Einen Lebendigen nennt Niemand einen Nichttod-

ten, sondern man nennt ihn bloß einen Lebendigen. So sollte man eigentlich einen Atheisten bloß etwa einen Weltmenschen oder kurzweg einen Menschen nennen, statt einen Nichtgottgläubigen oder Gottlosen.

Derselbe an Denselben.

Sie sehen also, daß ich kein persönliches, außerhalb der Welt stehendes oder nur von ihr und der Menschheit trennbares Wesen, das Sie Gott nennen, mir denken und annehmen kann. Ich abstrahire gänzlich von dem Begriff wie von dem Namen „Gottes" und denke mir bloß eine Welt, mich selbst aber mit meinen Mitmenschen denke ich mir (gleich wie Blumen, Thiere, u. s. w.) als Theile dieser Welt, in welchen sie ihr Leben entwickelt und fortpflanzt, und zwar muß ich als die Spitze dieses Lebens den Geist erkennen, der in der Menschheit offenbar wird. Ueber dem Menschengeschlecht kann ich nichts kennen und anerkennen, indem Das, was ich erkenne, nicht über mir ist, und das, was ich nicht erkenne, für mich noch nicht existirt. Alles, was für mich existirt, muß ich auch erkennen lernen, und dieß Erkennenlernen ist die menschliche Entwickelung, der Weg des menschlichen Glückes. Für das Menschengeschlecht gibt es kein höheres Ziel, kann es kein höheres Ziel geben, als Erkenntniß und Glück, oder, wenn man will, bloß Glück, da die Erkenntniß den Haupttheil des Glücks ausmacht. Zur Erreichung dieses Ziels aber ist der Mensch von Natur hinlänglich ausgerüstet, da die Welt zur Erreichung ihres Ziels hinlänglich ausgerüstet ist, und der Mensch von ihr einen an seinem Platz thätigen Theil, einen Haupt-Ausdruck bildet.

Indem ich also aus meinen Vorstellungen Alles, was Sie an den Namen „Gottes" knüpfen, rein abschneide, mithin keine sogenannt theologische Welt für mich mehr existirt, schneide ich natürlich auch Alles ab, was der Menschengeist im Lauf seiner unklaren Entwickelung an jene theologische Welt geknüpft hat, also Alles, was von Außen her ihm mitgetheilt sein und nach Außen hin aus ihm nach einer besondern Quelle zurückfließen soll, also Offen-

barungsreligion und Unsterblichkeit nach dem bisherigen Begriff. Wenn kein Gott außerhalb der Menschheit oder der Welt existirt und existiren kann, so kann er auch dem Menschen nichts von Außen her geoffenbart haben; dem Menschengeist offenbart sich nichts, als was er aus sich selbst und durch ihn die Welt aus sich entwickelt. So wie ferner der Geist nicht von Außen in die Welt gekommen sein kann, sondern immer in ihr gewesen sein muß, so kann er auch nicht aus ihr hinaus; er kann nicht zu einem „Gott" zurückkehren, von dem er nicht hergekommen, er bleibt also ruhig in der Welt. Insofern glaube ich auch an die Unsterblichkeit, da ich an Unsterblichkeit der Welt glaube. An eine persönliche Fortdauer des Menschen glaube ich natürlich nicht, kann ich nicht glauben, sie interessirt mich auch nicht weiter, nachdem ich sie einmal als unmöglich erkannt habe. Selbst Ihnen wird sie gleichgültig sein müssen, wenn sie nicht gradezu an eine Auferstehung des Fleisches mit Haut und Haaren glauben. Denn aus welchem andern Grunde wünschen Sie fortzubestehen, als weil Sie hoffen, nach dem Tod Ihr individuelles Leben und zwar wo möglich mit andern Menschen, deren Individualität Ihnen werth ist, fortsetzen zu können? Was aber bildet ihre Individualität? Nur die Vereinigung Ihres Fleisches, Ihres Bluts, Ihrer Nerven u. s. w. Lösen Sie diese Vereinigung auf, zerstören Sie nur einen einzigen Theil aus dieser organischen, leiblichen Zusammensetzung, so ist das Produkt derselben, Herr N. und Frau N. mit Kindern und Freunden u. s. w., ebenfalls verschwunden oder geändert, und selbst wenn Sie nach dieser Auflösung eine aparte Fortdauer des Geistes annehmen wollen, so können Sie sich diesen Geist doch nur als völlig indifferent denken, im Fall Sie ihn nicht eben mit den übrigen Theilen Ihrer Persönlichkeit wieder zusammensetzen. Ich denke mir den Geist nicht apart, im Menschen so wenig als in der ganzen Welt, sondern denke mir Geist nicht ohne Existenz und Existenz nicht ohne Leben, und Leben nicht ohne „Materie" und Materie wieder nicht ohne Leben. Die ganze Welt ist gleichsam ein chemisches Laboratorium, in welchem die Lebenskraft des allgemeinen „Geistes" ihre unaufhörlichen Wechsel und Gestaltungen

treibt. Wo die eine Gestaltung aufhört, beginnt wieder die andere. Sogar die Leiche des Menschen lebt; aber es ist kein menschliches Leben mehr, es ist nur das Leben der „unorganischen" Natur, zu welcher das menschliche Gebilde nach seiner Auflösung zurückkehrt und aus welcher die „organische" Natur sich reproduzirt. Etwas Todtes gibt es in der Welt nicht und sterben heißt bloß, sich wieder verwandeln in das Material des Gesammtlebens. Soll aber der bestimmte Geist, um den es sich handelt, also der Menschengeist, wieder zum Vorschein kommen, so muß sich aus jenem Material auch wieder ein organisches, menschliches Gebilde entwickeln, und wie Sie sich die Wiedererstehung aller der Millionen individueller menschlicher Gebilde, welche in jenes Material zurückgekehrt sind, denken wollen, das bleibt Ihnen überlassen. Wo bleibt der Duft der Blume, wenn sie verwelkt ist? Wo bleibt der Geist des Menschen, wenn er gestorben ist? Mit demselben Recht, womit sie eine Auferstehung des Menschen fordern, können Sie auch eine Auferstehung der Blumen fordern.

Derselbe an Denselben.

Sie haben sich auf eine mir unerwartete Weise überwunden und mich wenigstens in der Kürze sagen lassen, was ich in den Hauptpunkten glaube und nicht glaube, wenn Sie auch vielleicht nicht die Toleranz gehabt hätten, mich mein Glaubensbekenntniß im Gegensatz zu dem Ihrigen näher begründen zu lassen. Auch wird das nicht erforderlich sein, da die Kritik ihres Christenthums schon anderwärts erschöpft ist. Nun fragen Sie mich, was ich denn eigentlich gewonnen habe, nachdem ich Ihren Gott, Ihre Religion und Unsterblichkeit abgeschnitten, nachdem ich die Welt und Menschheit auf sich selbst reduzirt und dem Menschen die Aussicht auf ein „besseres Leben" versperrt habe?

Was ich gewonnen? Viel, sehr viel. Ich kann mir für die Menschheit einstweilen keinen größern Gewinn denken, als den Verlust Ihrer theologischen Vorstellungen und Dessen, was Sie unter „Religion" und „Unsterblichkeit" verstehen. Glauben Sie nicht, daß ich die Sache frivol traktire, ich nehme sie sehr ernst.

Auch bitte ich Sie, Ihren Schreck über meine Gottesleugnerei auf einige Zeit kaltblütig zu überwinden und die bornirte, philisterhafte Vorstellung fahren zu lassen, ein sogenannter Atheist müsse gleich ein Kapitalverbrecher oder ein Unmensch sein, weil er vielleicht allein und abgesondert dasteht. Wissen Sie auch, daß es Zeiten geben kann, in denen ein einziger Mensch die Menschheit bildet? Schätzen Sie nicht den Werth eines Menschen nach der Größe seiner Gesellschaft und nicht den Werth eines Bekenntnisses nach der Zahl seiner Bekenner. Seien Sie versichert, daß ein Atheist es besser mit seinen Mitmenschen meinen kann, als tausend und abermals tausend Anbeter „Gottes." Lassen Sie mich nun in der Kürze andeuten, was das positive Resultat meiner Negationen ist.

1.) Wenn die Menschheit ihr Auge von einem Wesen und einer Welt, die nicht existiren, weggewendet und den Blick allein auf sich und in die wirkliche Welt richtet, so lernt sie ihre Stellung wie ihren Werth erkennen und ihre Sorge allein sich selbst zuwenden. Sie lernt einsehen, daß sie ein berechtigter, ein hoch berechtigter Theil der Welt, nicht ein unberechtigtes Geschlecht ist, das eine bloße Gnadenexistenz führe und den Anspruch auf sein Glück einem eingebildeten Herrn zu verdanken oder gar aufzuopfern habe. Sie lernt sich als ihren eigenen Herrn und ihren eigenen Zweck erkennen und zugleich dadurch sich dem Gesammtzweck der Welt anschließen. Sie lernt ihr Streben allein auf ihr Glück richten, wenn sie verlernt hat, das Unglück als ihre höhere Verpflichtung anzusehen; sie lernt ihr Glück hier suchen, wenn sie einsieht, daß es sonst nie und nirgends zu finden ist. Sie lernt erkennen, daß es Thorheit und Frevel ist, ihre Glieder von einem Glück auszuschließen, das nur in ihr selbst seine Quelle hat, und damit dieser Frevel aufhöre, wird sie aus dem Menschenglück eine gemeinsame Menschheitssache machen, sie wird für das Menschenglück solidarisch sorgen lernen. Sie wird zusammenhalten lernen, nachdem sie erkannt hat, daß sie auf sich selbst beschränkt ist, und sie wird ihrer Bestimmung mit Bewußtsein zustreben, sobald der Kreis derselben sie in der erkennbaren Nähe umschreibt und aus den nebelhaften Gebieten phantastischer Vorstellungen entrückt ist. Sie wird das, was Sie christliche Liebe nennen, zur

Wahrheit machen und die christliche Liebe in wirkliche Menschheitsliebe verwandeln. Auf sich selbst wird sie die Liebe richten, die Sie außerdem einem unerreichbaren und undenkbaren Wesen wollen zugewendet wissen, einem Wesen, dem, wenn es existiren könnte, solche Liebe offenbar sehr gleichgültig sein müßte.

2.) Nachdem der Glaube an einen „Gott" aufgehört, hört auch jede Verpflichtung auf, welche Sie dem Menschen gegen Gott auferlegen wollen, und nur die Pflicht des Menschen gegen sich selbst bleibt übrig. Die Moral wird also vereinfacht und zum Theil völlig umgewandelt, die „theologische" Moral wird zur menschlichen gemacht. Diese Moral wird keine andere Pflichten mehr kennen, als die der eine Mensch gegen den andern zu erfüllen hat; als die Quelle für diese Pflichten wird das gemeinsame Menschenrecht erkannt werden und bei der Nichterfüllung dieser Pflichten wird der Ausweg, sich auf „höhere" Pflichten zu berufen oder darauf zu verweisen, rein abgeschnitten sein. Mit den Pflichten gegen den Nebenmenschen kann keine sogenannte höhere Pflicht mehr in Kollision kommen; eben so wenig mit dem Menschenrecht ein sogenanntes höheres Recht. Weder ein Despot noch ein Pfaffe kann sich mehr auf „Gottes Gnade" und auf „Gottes Wille" berufen, wo er den Menschen ihre Rechtsgleichheit absprechen, sie ausbeuten und zu andern Zwecken verleiten will, als die auf dem Wege ihres Menschenglücks vorgeschrieben stehen; die theologische Rangordnung unter den Menschen, welche Einzelne wie halb „göttliche" Wesen in einem künstlichen Nimbus über die Andern erhebt wird ihres Fundaments beraubt sein und zusammenstürzen. Ist jener entwürdigende Kultus menschlicher Götter etwas Andres, als ein Reflex des theolgoischen Kultus? Ist ferner der Adelsglaube etwas Anderes, als ein Reflex des Majestätsglaubens? Pflanzt der Druck des Gottglaubens sich nicht von dem Mann zu Rom, wie von dem Mann zu Petersburg durch alle Stufen der Gesellschaft bis zum Küster und Kosacken hinunter fort? Beruht die Erniedrigung europäischer Völker im Grunde auf einem andern Fundament, als z. B. die Erniedrigung der Chinesen? Ist nicht das politische wie soziale Leben der ganzen civilisirten Welt noch von den Fiktionen und Er-

niedrigungen der Theologie durchdrungen und verdorben? Ist die Theologie nicht das Mittel, wodurch überall der eine Theil der Menschheit sich äußerlich über den Menschen erhoben hat, um den andern Theil unter den Menschen erniedrigen zu können? Dieser Bau der menschlichen Erniedrigung muß und wird niedergerissen werden. Niederstürzen mit seinem ganzen Gerüst und Anhang wird der jahrtausendalte Marionettenkasten, in welchem sich jene hohen Puppen an „göttlichen" Fäden aufhängen, um zur Fristung ihrer Komödiantenexistenz dem gaffenden Volk den Sklavenzoll opfernder Bewunderung abzupressen.

Wenn es nur einen einzigen Menschen auf der Welt gäbe, könnte dieser alsdann böse Handlungen begehen? In keiner Weise, da er keinen andern Menschen in seinen Rechten verletzen und zu menschenwidrigen Zwecken mißbrauchen könnte. Nur im Verhältniß des einen Menschen zum andern ist eine schlechte Handlung möglich. Wohl unsittlich könnte der Mensch auch für sich selbst sein, sofern Unsittlichkeit auch an sich eine Verletzung der Vernunft und des menschlichen Gefühls, eine Beleidigung der Ehre des Menschen bedeutet. Die freie Selbstbestimmung von der einen, aber die freie Selbstbeherrschung von der andern Seite ist das Rechts und Links der Sittlichkeit, und das Gebot jener Selbstbeherrschung besteht beim einzelnen Menschen in der Rücksicht auf seine Vernunft und seine Menschenehre, beim Verhältniß zu Andern außerdem in der Rücksicht auf das gemeinsame Menschenrecht. In Allem, was dieß Gebiet nicht verletzt, ist der Mensch vollkommen frei und das ist die Krone seiner Existenz.

3.) Da die Moral nicht mehr an ein eingebildetes Wesen anknüpft, welchem man allerlei naturwidrige Foderungen untergeschoben, so wird das Gebot der Natur emanzipirt und der Weg zum Glück von all den Hindernissen frei gemacht, welche in etwas Anderm bestehen, als den Rücksichten auf den Mitmenschen und auf die Menschenehre. Sowie die Moral auf den Boden des menschlichen Rechts reduzirt wird, besteht das „Böse" nur noch in der Ausartung des menschlichen Egoismus, der sich gegen den Nebenmenschen kehrt, und jenes geheimnißvolle Böse, das Ihnen und Ihresgleichen so

viel Noth gemacht hat, ist abgeschafft. Die Kunst aber, etwas „bös" zu machen, das nothwendig und natürlich ist, hat damit ebenfalls aufgehört. Erinnern Sie sich, um hierüber in's Klare zu kommen, nur an den berühmten Sündenfall Ihres Stammvaters Adam. Wenn Sie aufrichtig sein wollen, so müssen Sie zugeben, daß unter diesem Sündenfall im Grunde nichts Anderes zu verstehen ist, als der geschlechtliche Akt, durch welchen Adam und Eva (diese Personen als „Stammeltern" angenommen) den Grund zu ihrer Nachkommenschaft legten. Nun fragen Sie sich, warum und in wiefern dieser Akt eine Sünde gewesen? Ohne den Sündenfall hätte ja der gute Adam die Nachkommenschaft, welche durch ihn die Sünde der Fortpflanzung geerbt haben soll, gar nicht auf die Welt setzen können. Mußte er nicht, um den Sündenfall zu vermeiden, auf die Nachkommenschaft verzichten, welcher diese Vermeidung zu gut kommen sollte? Ist es nicht die großartigste Absurdität, wenn diese Nachkommenschaft von ihrem Stammvater verlangt, er solle sie gemacht haben ohne sie zu machen? Und steht der Stempel dieses Unsinns, dieser unsittlichen Sittlichkeit, nicht noch heut zu Tage auf den Vorstellungen von Millionen geängstigter Gläubigen, die fähig wären, sogar in ihrer Existenz eine Sünde zu erblicken? An diesem Beispiel mögen Sie erkennen, wohin man kommt, wenn man die wüsten Fabeln einer kindischen Welt zu Dogmen einer fortgeschrittenen und die „Sünde" zum Deckmantel für den Mangel an Erkenntniß macht. Die Quelle aller dieser Verirrungen aber ist der Glaube an einen „Gott" in welchen der Mensch seine Thorheiten wie seine Leidenschaften verlegt, um sie zu heiligen und sie Andern aufzudrängen. Sie werden wissen, daß der Adamische Sündenfall nicht die einzige Absurdität und Unmenschlichkeit Ihrer theologischen Moral bezeichnet. Die menschliche Moral aber denkt nicht daran, die Natur zu knebeln und zu verunstalten, sie macht sie vielmehr zum Gesetz unter Aufsicht des gemeinsamen Menschenrechts und der menschlichen Ehre (der Vernunft).

4) Da die Moral nur noch in dem Gebot der Achtung des Menschenrechts und der Menschenwürde besteht, so wird die Immoralität nur in der Verletzung dieses Menschenrechts und dieser

Menschenwürde bestehen. Diejenigen werden also die schlechtesten Menschen sein, welche ihren Mitmenschen das Menschen-Recht oder die Mittel zum Glück schmälern und sie zu Mitteln selbstischer Zwecke herabwürdigen. Die „Sünder" werden fortan anderswo gesucht werden, als bisher. Die Egoisten werden die größten Sünder sein und diejenigen die größten Egoisten, die um ihrer willen die größte Zahl Menschen ihres Rechts und der Mittel zum Glück berauben. Das menschliche Recht und die Mittel zum menschlichen Glück bestehen aber in der Freiheit und in der angemessenen Betheiligung an den Gütern dieser Erde. Wer uns die Freiheit und die Mittel zur menschlichen Existenz raubt oder schmälert, der begeht die höchste Pflichtwidrigkeit, der ist ein Feind der Menschheit, und die Freundschaft „Gottes" kann ihn nicht mehr retten. Ein „höheres" Tribunal spricht ihn nicht mehr frei und wir allein bilden das Tribunal, das ihn richtet. Sehen Sie sich um in ihrem Kreise, zählen Sie Ihre Frommen und Ihre Freiheitsfeinde und Sie werden erschrecken vor dem Berg von Anklageakten, der sich in dem Augenblick erhebt, wo die theologische Moral abgeschafft und die menschliche eingeführt wird. Sie werden erschrecken vor der Zahl derer, welche bisher im Namen und unter dem Schutz „Gottes" ihre Mitmenschen gedrückt, gemißhandelt, ausgebeutet und um ihre Menschenbestimmung betrogen haben. Sie werden erkennen, daß die kolossalen und dabei „legitimen" Verbrechen dieser Menschheitsfeinde, nach gewöhnlichem Kriminalmaß gemessen, ein furchtbares Gericht auf sie herabrufen müssen. Beim Gedanken an sie sieht man die Sünden-Waagschale der Themis himmelhoch in die Luft schnellen und alle Guillotinen der Welt gerathen in's Zucken. Wäre ich ein frommer Mann, wie Sie, und nicht ein Mensch, ich würde lehren: man zücke die Dolche und lasse die Beile fallen!

Den übrigen Menschen aber muß es mit der Zeit klar sein, warum ihre Feinde so eifrig darauf bedacht sind, sie in der „Gottesfurcht" zu erziehen, sie, was man so nennt, „religiös" zu machen und ihnen den Glauben an ein „besseres Leben" zu erhalten; es wird ihnen klar sein, warum „Gott" und „Religion" gerade in den

schlechtesten Staaten am Meisten unter den Schutz der Polizei gestellt sind und warum Diejenigen von Despoten und von Pfaffen mit Kerker und Bann verfolgt werden, welche den Menschen zum Menschen machen und ihn aus der Abhängigkeit von dem tyrannisirenden Glauben an mysteriöse Mächte befreien wollen, in deren Namen er durch ihre irdischen Vertreter seines Glücks und seiner Würde beraubt wird; es wird ihnen klar sein, daß mit dem Glauben an jene Mächte auch deren angeblichen Vertretern der Boden unter den Füßen weggezogen wird und daß, so lange dieser Boden feststeht, aller Kampf gegen Despoten wie gegen Pfaffen, gegen Volksbedrücker wie gegen Jesuiten ein fruchtloser, ein die Wurzel der Uebel nicht berührender bleibt. Ist der nicht ein Thor, welcher, statt das Unkraut mit der Wurzel auszureißen, im Schweiße seines Angesichts bloß die Schößlinge mäht, um morgen wieder wachsen zu sehen, was er heute gemäht hat? Es ist kläglich anzusehen, wie man an allen Enden gegen Jesuiten und Konsorten zu Felde zieht, und gleichzeitig den Acker, in welchem das Unkraut wächst, auf's Eifrigste bestellt, befruchtet und besetzt. Bieten wir denen als Menschen die Hand, welche aus Irrthum eine Stellung gegen uns einnahmen und, den Irrthum erkennend, zu uns zurückkehren: wer aber wissentlich eine falsche Stellung gegen die Menschheit einnimmt und festhält, der soll uns nicht verwehren, ihn für unsern Feind zu erklären.

Derselbe an Denselben.

Nachdem Sie gehört haben, was ich durch Beseitigung des Glaubens an Gott u. s. w. gewonnen habe, wünschen Sie auch noch zu wissen, wie ich das ersetzen wolle, was angeblich dadurch verloren gegangen ist. Ich muß Ihnen offen erklären, daß mir diese Zumuthung etwas kindisch vorkommt, da es mir schwer fällt, mich in alle Voraussetzungen eines Glaubens zurückzudenken, über den ich gänzlich hinweg bin; dennoch will ich Ihnen zu lieb mich auf ein paar Hauptpunkte einlassen, da ich die Hoffnung nicht aufgebe, daß, obschon sie mir als Heuchler bekannt sind, Ihren

Fragen wenigstens einiges Interesse an der Wahrheit zum Grunde liegen werde.

Sie fürchten, die „innere Zufriedenheit" gehe verloren. Ich aber behaupte, sie werde befestigt. Nehmen Sie es als ein unumstößliches Gesetz an, daß derjenige, welcher fähig ist, zu einer wahren Erkenntniß zu gelangen, auch fähig ist sie zu ertragen. Aber nicht bloß das. Je mehr und je geordnetere Erkenntniß, desto mehr und festere Zufriedenheit. Als ich noch zwischen dem anerzogenen Glauben an eine andere Welt und deren angeblichen „Herrn" und den durchgebrochenen Zweifeln meiner Vernunft getheilt war, habe ich wahre Seelenmartern empfunden; seitdem ich in den Gebieten, woher früher meine Hauptzweifel auftauchten, reine Bahn gemacht, bin ich etwas Ganzes, bin ich ein in mir selbst festgegründeter, ein zufriedener Mensch geworden, so weit der nach immer klarerer Erkenntniß ringende Mensch zufrieden sein kann und darf. Glauben Sie mir, es liegt ein solidererer Grund der Zufriedenheit in dem Bewußtsein, ein berechtigtes, selbstständiges, von keiner Willkühr abhängiges, auf der Bahn unverrückbarer Naturgesetze fortschreitendes Glied des großen Weltganzen zu sein, als in dem Glauben, man folge in blinder Abhängigkeit einer unerkennbaren Macht und zwar zu einem Ziel, wovon sich kein Gläubiger eine Vorstellung machen kann. Jenes Bewußtsein wird aber eine um so festere Basis der Zufriedenheit werden, je allgemeiner es die Menschheit durchdringt, je mehr die Menschheit sich in sich selber stützt, sich gegenseitig trägt. Es genügt nicht, daß der Einzelne mit sich selbst in Harmonie ist, er muß die Harmonie auch in dem Verhältniß zu seinen Mitmenschen finden. Jetzt ist schon die Anfeindung der Andersdenkenden im Stande, Manchem die Zufriedenheit zu verkümmern, die er in seiner Erkenntniß gefunden hat. Wer nach der Nothwendigkeit seines Vernunftgesetzes und in lautester Absicht die Menschen von ihren trügenden Vorstellungen frei zu machen und ihnen ihre wahre Stellung anzuweisen bestrebt ist, der wird allerdings wenn er rings umher seinem Streben von denen, für die er strebt, nur Verkennung und Verfolgung entgegensetzen sieht, das persönliche Glück als Nebensache ansehen müssen, wenn er es nicht allein

im Bewußtsein der Wahrheit findet. Wenn er für sich Alles beseitigt hat, worauf der gewöhnliche Mensch sich in der Bedrängniß stützt und vertröstet, und nun anstatt der gesuchten Menschen, in welche er alle Stütze und allen Trost verlegen wollte, nur Feinde vor sich sieht; wenn er keinen „Gott" mehr hat und nun auch keine Menschen findet; wenn er Alles und Alles auf die Menschen setzt, und nur solche ihm begegnen, die zu bornirt sind, um ihn zu begreifen, oder zu egoistisch, um ihn zuzulassen: dann muß er allerdings seine Weltanschauung und seinen Charakter auf eine Höhe gebracht haben, worauf sie allen Anfechtungen entnervender Schwäche und menschenscheuer Wehmuth unzugänglich sind. Es ist nicht Jedermanns Sache, solche Prüfungen durchzumachen. Die Meisten werden lieber Heuchler und lassen es mit ihrem Bekenntniß auf Zeiten ankommen, wo dasselbe sich Sicherheit und freie Aeußerung errungen haben wird. Es versteht sich indeß, daß die Situation jenes angefeindeten Alleinstehens von Einzelnen entrirt und ertragen werden muß, sollte auch wirkliches persönliches Unglück ihr Loos sein. Man wird dann wenigstens erkennen, daß die Quelle solches Unglücks nicht in der Lehre liegt, sondern in der Unmenschlichkeit Derer, welche sie verkennen und verfolgen. Wenn mehr Aufrichrichtigkeit unter den Menschen wäre, so würde dieß schon jetzt von sehr vielen Seiten zugestanden werden. Aber die Anfeindung und nochmals die Anfeindung, frommer Mann! Die Furcht vor dieser Anfeindung ist es allein, die so viele zurückhält, sich der besseren Erkenntniß anzuvertrauen. Nicht die lächerliche Furcht vor Höllenstrafen, jüngstem Gericht und dergleichen, sondern die Furcht vor Denen, welche an solche göttliche Absurditäten glauben, ist es noch, welche Tausende zurückhält, aus den Reihen der „Gläubigen" auszutreten. Und das nennen Sie Zufriedenheit? Ich bedaure Sie von Herzen, Sie Zufriedener, der Sie in der ewigen Furcht vor Ihrem „Gott" und Ihren Mitmenschen Buch führen über Sünden, die Sie nicht thun, und diejenigen, die Sie thun, für Tugenden halten. Seien Sie versichert, daß die fortgeschrittene Menschheit einst keinen „Gott" mehr vermißt, wenn Sie nicht mehr in dem Glauben an ihn erzogen wird, und daß sie um so zufriedener sein wird, je mehr sie die Quelle der Zufriedenheit in

sich selber suchen gelernt hat. Freilich wird es noch eine lange Zeit währen, bis sie allgemein so weit gelangt, denn Sie und die Ihrigen haben die Welt nach allen Seiten hin so weit mit Schreckbildern bevölkert, daß ein halbes Weltmeer vom Lethewasser der bessern Erkenntniß ausgetrunken werden muß, bis sie alle werden vergessen sein. Ihren Gott haben Sie zum Gespenst der Welt gemacht, und Ihr Glaube ist nichts als ein universeller Gespensterglaube. Ja, im Verhältniß zur Menschheit ist Ihnen Gott gleichsam der Polizeimeister der Welt und ihre Sittlichkeit ist göttliche Polizeifurcht. Und durch Gespensterglauben und Polizeifurcht, wollen Sie die vernunftbegabte, freigeborene Menschheit zur Zufriedenheit bringen? Wenn ich Sie nicht bedauern müßte, würde mir nichts übrig bleiben, als Sie zu verabscheuen.

Von der andern Seite meinen Sie, die Unglücklichen und Schwachen verlören ihre letzte Stütze, sobald man ihnen den Glauben an einen „himmlischen Vater" nehme. Aber, von Anderm abgesehen, bedenken Sie doch, daß, wie die Menschheit sich von jenem Glauben in sich selbst zurückzieht, sie auch entsprechende Fortschritte in der Wissenschaft und dem Bestreben macht, das Unglück zu verringern, welchem jener Glaube zur Stütze dienen soll. Kommen wir, wie oben bemerkt worden, erst dahin, die Mittel zum Glück, nämlich Freiheit und Bethei-ligung an den Gütern dieser Erde, allgemein zu erlangen, so wird die große Zahl derer, welche man in Druck und Noth auf eine andere Welt verweist, verschwunden sein und sie werden im Schooß der Menschheit zufriedener ruhen, als im Schooß Abrahams u. s. w. Erkennen Sie doch, daß die Menschheit selbst es ist, welche das Unglück schafft, zu dessen Ertragung sie die Zuflucht zu einer eingebildeten Welt nimmt. Wenn aber von unvermeidlichem und unverschuldetem Unglücke die Rede ist, welches Einzelne trifft und stets treffen wird, so ist es wieder die Menschheit, welche dieselben tröstet und entschädigt, so weit sie kann, und solche Entschädigung einer Menschenliebe, welche dem Nebenmenschen durch ein gebietendes Recht garantirt wird, ist, däucht mir, doch etwas Reelleres und Wirksameres, als der

vage Glaube an eine Entschädigung durch ein unbekanntes Wesen nach dem Tode. Wie wenig die wahre Menschenliebe bis jetzt trotz oder wegen des Anknüpfens an „höhere" Instanzen Fuß gefaßt und gewirkt hat, das sehen Sie an dem Zustande des Menschenrechts. Hören Sie nicht an allen Enden und Ecken von Schwachköpfen und Schurken Liebe predigen, während sie die Vernichtung des Menschenrechts in Millionen Individuen gutheißen oder betreiben? Ist die sogenannte Menschenliebe nicht bis jetzt eine versteckte Feindin des Menschenrechts gewesen, dessen Verwirklichung sie sein sollte? Was ist die Menschenliebe ohne Begründung des Menschenrechts? Eine Lüge, eine verabscheuenswürdige und menschenmörderische Lüge, die verfluchenswertheste Lüge der ganzen Welt. Diese Lüge aber wird zerstört werden, sobald die Menschheit zu sich selbst zurückkehrt. Wir werden und müssen es zu einer andern Liebe bringen, als jene kranke, betrübte, schwächliche, sentimentale oder gar perfide Glaubensliebe ist, die entweder in unfruchtbaren Worten besteht, oder sich aszetisch übertreibt, oder als verkappte Lieblosigkeit den Mitmenschen unglücklich macht. Wir müssen eine frische, Fleisch und Leben gewordene, aus freiem Bewußtsein hervorgegangene, auf festem Boden stehende Liebe haben, welche dem gemeinsamen Rechts- und Pflichtgefühl der in sich selbst fußenden Menschengesellschaft entspricht. Die Menschheit wird nicht eher wirklich human in der Gesinnung, als bis sie wirklich human in den Vorstellungen wird. Was man einem „Gott" opfert, entzieht man der Menschheit. Man opfere den „Gott" und man gewinnt den Menschen. Nur, indem man den Glauben an „Gott" fahren läßt, erreicht man das, was man durch jenen Glauben zu erlangen hoffte. Deßhalb besorgen Sie nicht, ich habe, indem ich Ihre theologische Menschenliebe anfechte, eine Liebe im Auge, die im Grunde auf Dasselbe hinauskomme. Ich will Ihnen sogar das Bekenntniß ablegen, daß die Liebe, welche ich meine, sich eigentlich gar nicht auf die Aufopferung, sondern auf den Egoismus, nicht auf das Gefühl, sondern auf die Vernunft gründet. Eine eigentliche Liebe kenne ich nur im Ver-

hältniß einzelner Personen, eine allgemeine Menschenliebe kenne ich nicht. Und doch predige ich sie? Und doch, nachdem ich den Egoismus bekämpft und Andern vorgeworfen, will ich den Egoismus zur Maxime machen? Ja. Der Egoismus ist die Seele der Welt. Er ist die erste Nothwendigkeit, er ist das Leben. Können Sie sich einen Menschen denken, der von sich keinen Begriff hätte, für sich nicht wirksam wäre, von sich nicht ausginge und doch lebte? Ich nicht. Er würde ein Stein sein, kein Mensch. Also der Egoismus ist die Basis der Existenz, ist die Existenz selbst. Aber indem ich dieß für meine Person anerkenne, muß ich es für meine Mitmenschen, die mir als gleichartig und gleichberechtigt gegenüberstehen, ebenfalls anerkennen. Das sagt mir meine Vernunft und diese Vernunft sagt mir ferner, daß sie nicht befriedigt sei, als bis jeder einzelne Egoismus zu seiner Geltendmachung und Verwirklichung gelangt ist. Wenn ich auf dieß Motiv allein meine Menschenliebe gründe, so steht sie fester, als auf Ihren „göttlichen" Geboten. Dieß Motiv sagt mir: „was du willst, daß dir geschehe, das sollst du auch Andern thun," während Ihr Gebot bloß sagt: „was du nicht willst, das dir geschehe, das sollst du auch Keinem Andern thun." An Aufstellung eines Menschenrechts hat Ihr Gebot sich gar nicht gewagt, es begnügt sich mit vager Abwehrung des Unrechts. Ich aber will auf das Menschenrecht, welches ich Jedem zugestehen muß, die Menschenliebe und das Menschenglück gründen. Ich mache jeden einzelnen Menschen zum Egoisten, aber ich mache ihm das Recht streitig, das Gebiet des fremden Egoismus zu überschreiten. Ich lasse also Jedem die Freiheit, die ich selbst will, und indem diese einzelnen Freiheiten sich auf der allgemeinen Basis mit einander verständigen und vereinigen, entsteht ein sittliches, ein menschliches Verhältniß. Ich kann mich also nicht glücklich in der Liebe zu einem Weibe fühlen, das sich nicht glücklich in der Liebe zu mir fühlt; ich kann keinen Menschen zum Freunde haben, der zugleich mein Diener wäre; ich kann keine Gewalt über meine Mitmenschen üben wollen, wenn sie mir nicht solche Gewalt freiwillig zu gemeinschaftlichem Zwecke übertragen; ich kann mich nicht glücklich im Ueberfluß fühlen,

wenn ich meine gleichberechtigte Mitmenschen darben sehe; ich kann mich nicht meiner Freiheit freuen, wenn ich meinen gleichberechtigten Mitmenschen in Sklaverei sehe. Ich muß ihn ebenfalls glücklich, ebenfalls frei sehen, und geschähe es bloß meiner eignen Person wegen. Meine Vernunft, mein Egoismus will es so haben. So gut wie mein Egoismus will, daß ich mich satt esse, so gut will er auch, daß alle Menschen frei und glücklich seien. Sie sehen also, daß meine Menschenliebe und mein Egoismus himmelweit verschieden sind von jener theologischen Liebe und jenem ausgearteten Egoismus, die es auf das Schönste mit sich zu vereinigen wissen, daß sie Millionen fremde Egoismen, Millionen fremde Leben, die ihnen ganz gleichartig und gleichberechtigt gegenüberstehen, sich unterwerfen, unterordnen, opfern. Ein Mann Ihrer Art könnte ganz ruhig Kaiser von Rußland oder ein ähnlicher Menschenfreund sein; ein Mensch meiner Art würde als Kaiser von Rußland der erste Rebell gegen mich selbst sein müssen.

Sie fürchten, mit dem „Glauben" stürze die Basis des Gewissens zusammen. Ich behaupte, daß das wahre Gewissen jetzt erst zum Vorscheine kommen wird. Denken Sie an das zurück, was so eben gesagt worden. Was verstehen Sie unter Gewissen? Ihr Gewissen ist die Einbildung und die Furcht, mein Gewissen ist die Vernunft und die Ehre. Ich verstehe unter Gewissen die Empfindung des Widerspruchs, in welchen der sittliche Mensch mit sich selbst geräth, sobald er gegen die Vernunft und Menschenwürde oder gegen das allgemeine Menschenrecht sich versündigt. Dieser Widerspruch beunruhigt und stört den Menschen wie ein chemisch-heterogener Zuguß die Flüssigkeit, und die bloße Anlage und Nothwendigkeit seiner Natur treibt ihn, muß ihn treiben, den Widerspruch wieder auszuscheiden. Er müßte diesen Trieb selbst dann verspüren, wenn der Widerspruch sich auch nicht in dem Mißverhältniß wiederholte, in welches eine Versündigung an der Vernunft und dem Recht den Menschen zu seinem Nebenmenschen versetzt — ein Mißverhältniß, welches erst dann seine ganze, strafende Macht ausüben wird, wenn nicht mehr durch Lügen und Autoritätsglauben die Beleidiger des

Rechts wie die Beleidigten zur Vertuschung des Naturgesetzes gebracht werden können. Mit Ihrem Gewissen kann ich die größten Verbrechen gegen die Menschheit vertuschen, wenn es mir nur gelingt, ihnen eine Stelle aus Ihrem Dogmenmischmasch aufzuheften; das reine menschliche Gewissen aber vertuscht nichts, gar nichts, was in seinen Bereich fällt. Sie müssen Ihr religiöses Gewissen geradezu zum Henker wünschen, wenn Sie bedenken, welche Schandthaten und Unmenschlichkeiten jeder Art es nicht bloß geduldet, sondern sogar geheiligt hat und noch täglich heiligt. Das rein menschliche Gewissen hat, so lang die Welt steht, noch nie eine Unmenschlichkeit gebilligt und seine einzige Sünde hat von jeher nur darin bestanden, daß es die Basis Ihres unseligen theologischen Gewissens verlassen und verworfen hat.

Die Beschränktheit stellt mitunter die Besorgniß auf, daß das Volk, wenn es nicht mehr an eine theologische Welt und Unsterblichkeit glaube, sein Leben viehisch ausbeuten und dem rohesten Egoismus den Zügel schießen lassen werde. Ich sage nichts davon, wie roh es ist, den Menschen mit seiner Sittlichkeit nicht an die Vernunft, sondern an die Furcht zu verweisen; aber ich gebe zu bedenken, welch eine thörichte Voraussetzung es ist, daß das Volk, wenn es nicht mehr an jene Dinge glaubt, noch das nämliche Volk sein werde, welches man jetzt fürchtet. Die Gesammtabstreifung eines solchen Glaubens geht nicht in einem Tage vor sich. Wo sie aber Statt findet, da ist sie nothwendig mit einer Umwandlung der ganzen Vorstellungsweise und mit einer Bildung verbunden, welche alle Furcht vor einreißender Bestialität fern hält. Der Pöbel wird, dessen sei man versichert, niemals durch Unglauben verwildern, weil er eben nicht mehr Pöbel ist, wenn er den Glauben fahren läßt. Das sollten doch die frommen Hüter der Sittlichkeit besser bedenken!

Sie fürchten ferner, mit dem Glauben an „Gott" u. s. w. gehe dem Menschen „die höhere Anschauung," „das höhere Streben," „die höhere Entwickelung" verloren. Ich behaupte, sie werden ihm durch Abschaffung des Glaubens zu Theil. Fragen Sie sich, ob Ihr Glaube sich schon etwas Höheres hat vorstellen

können, als was der Menschengeist in der Wissenschaft ans Licht gebracht hat? Worin bestehen denn die hohen Anschauungen in Ihrem Glaubensgebiet? Das Höchste, wozu Sie kommen, ist die nebelhafte Vorstellung von einem Wesen, dem Sie den höchsten Grad menschlicher Eigenschaften beilegen und von dem Sie hoffen, daß es Sie weiter führen werde, als Ihr Glaube, nämlich zur Erkenntniß. Ich aber sage Ihnen, daß Sie, selbst die Existenz eines Gottes vorausgesetzt, auf jene Hoffnung nicht einmal den geringsten Anspruch, geschweige einen vernünftigen Grund dazu haben, da Sie die Erkenntniß gewaltsam unterdrücken, um einst — dazu zu gelangen. Warum lassen Sie denn nicht lieber den Glauben fahren und fangen gleich an, zu erkennen, so weit Sie es vermögen? Wie kommen Sie zu der absurden Eintheilung und Folgerung, wonach man „hier" auf die Erkenntniß verzichten soll, um „dort" fähig dazu zu werden? Wenn Ihre Religion „Anschauung Gottes" verheißt, warum fangen Sie nicht gleich damit an, auf diese Anschauung einzudringen? Es wird sich ergeben, daß in die „Anschauung Gottes" nichts gelegt werden kann, als die Erkenntniß der Welt, und diese Erkenntniß ist es ja, von der Sie nichts wissen wollen. Sie halten fest an dem theologischen Grundsatz, man müsse im Leben ein Dummkopf zu sein streben, um nach dem Tode ein Schlaukopf zu werden. Man würde solchen Glauben sehr verwunderlich nennen, wenn man nicht wüßte, daß eben die Schlauköpfe ihn unterhalten, um die erforderliche Anzahl Dummköpfe zur Verfügung zu haben. Das sind mir schöne „höhere Anschauungen," die gleich damit beginnen, alle Anschauung gefangen zu nehmen. Ich aber mache mir andere Anschauungen von dem Weg der Menschenentwickelung. Ich weiß, daß der Mensch nur im Leben Geltung hat, daß nichts existiren kann, als die Welt, daß folglich der Mensch kein anderes Ziel wie keinen andern Gegenstand der Erkenntniß haben kann, als wieder die Welt, und daß nichts höhere Anschauungen u. s. w. gewähren kann, als abermals die Welt. Die Wissenschaft aber ist der Strom, auf welchem der erkennende Menschengeist durch diese Welt getragen wird. Blicken sie sich um und fragen Sie

sich, ob in ihr nicht ein würdiges Feld für die Arbeit Ihres Geistes sich darbietet? (Wie Mancher Ihrer Art ist zu geistesfaul, um die Regel von zwei Mal zwei einzusehen, und doch macht er vermöge seines „Glaubens" Anspruch auf die einstige „Anschauung Gottes!") Fragen Sie die Geschichte der menschlichen Erfindungen, Entdeckungen, Fortschritte, kurz der geistigen Entwickelungen des Menschengeschlechts nach allen Richtungen und Gebieten hin und erkennen Sie, daß sich nach diesen Vorarbeiten und Errungenschaften noch eine unendliche Reihe von Fortschritten als erhebende Aufgabe des Menschengeists vorabsehen läßt, daß dem Menschengeist gar keine Grenze der Entwickelung gesetzt ist, und daß auf jedem erstiegenen Berg der Erkenntniß wieder ein höherer und schönerer Berg sich seinen Blicken darbietet. Aber halten Sie dabei zweierlei im Auge. Erstens verlangen Sie eben keine abgeschlossene, vollendete Erkenntniß, denn damit verlangen Sie einen Zustand des Todes, etwas Unmögliches, was allein Sie schon bestimmen sollte, an einem „vollkommenen" und „allwissenden Gott" zu zweifeln; zweitens würdigen Sie gehörig die sicht- und greifbare Welt, außer welcher Sie immer eine mysteriöse Geister- oder Gespensterwelt annehmen wollen. Erwägen Sie, was in dieser greifbaren Welt noch Alles für die Menschen zu denken und zu thun ist. Verlieren Sie sich z. B. in die unzählige Schaar der Sterne, welche sich in dem unendlichen Raum der Welt bewegen, denken Sie sich, daß die Bekanntschaft mit diesen Sternen, ja vielleicht die verständigende Verbindung mit den Bewohnern derselben *)

---

*) Man hat gelacht über die aufgetauchten Projekte einer Mondfahrt u. s. w. Ich halte dieß Lachen für sehr kurzsichtig. Ich kann es mir sehr gut denken, daß, wenn die Menschheit erst den Erkenntnißkreis, welchen ihr die Erde darbietet, mehr ausgefüllt hat, sie mit Hülfe neuer Erfindungen, die immer mit der sonstigen Erkenntniß gleichen Schritt gehen, sich auch in der übrigen Welt, auf welche sie ja gleichfalls ihr mittelbares Anrecht hat, näher umsehen wird. Nil mortalibus arduum est. Wenn wir plötzlich in der Zeitung lesen, es habe einer ein Fernrohr erfunden, womit man die Mondbewohner sich bis auf hundert Schritte nahe bringe, wenn man darauf durch die Beobachtungen des Treibens auf jenem Himmelskörper allerlei ungeahnte Aufschlüsse erhält, wenn dessen Bewohner gleichzeitig ebenfalls eine Erfindung machen, wodurch sie die Erde in ihren Gesichtskreis ziehen,

dem Menschen noch vorbehalten ist, kurz, lassen Sie Ihrer Phantasie freien Lauf, wohin Sie wollen, Sie brauchen beim Hinblick auf die Fortschritte, welche die menschliche Erkenntniß schon gemacht hat, nach keiner Seite hin zu fürchten, daß ihr Kreis zu eng und zu dessen würdiger Erweiterung der Glaube an eine außerweltliche oder außermenschliche Hülfe erforderlich sei. Was Sie aber erkennen oder sich noch als erkennbar vorstellen, das genüge Ihnen als zur Welt gehörig und lassen Sie das kindische Kunststück fahren, Allem, was Sie wahrnehmen, statt eines Naturlebens und Naturgesetzes noch einen besondern Impuls oder einen besondern Rückhalt unterzulegen. Jene Kinderei, welche den Blitz nicht sehen kann, ohne sich eine Geisterhand zu denken, die ihn geschleudert, und den Donner nicht hören, ohne eine zürnende Stimme „Gottes" hineinzulegen, und dem Untergang der Sonne nicht beiwohnen, ohne in ihrem Schein eine Koketterie des „Schöpfers" nach der „Anbetung" seiner Menschenkinder zu erblicken — jene Kinderei, die nichts für sich und in seinem wahren Wesen und Naturzusammenhang nehmen kann, sondern hinter Allem ein gespensterhaftes oder komödiantisches Geheimniß annehmen muß, ist doch mit der Zeit zu abgeschmackt geworden, als daß man sie noch zur Retirade für die hohen Aussichten des Gottglaubens machen könnte. Die Furcht ist die Mutter Ihres Gottes und der Mangel an Nachdenken der Vater Ihrer Furcht. Suchen Sie

---

wenn dann allmählig eine Zeichensprache der Verständigung zwischen den Erd- und Mondbewohnern auftaucht u. s. w. u. s. w., dann wird man, statt zu lachen, diese Fortschritte ganz natürlich finden und sie dem Geist anrechnen, der jetzt zu demüthig sein will, sie als möglich anzunehmen. Es wird sich dabei nur wiederholen, was schon so oft der Fall gewesen ist. Daß man Amerika entdecken, daß man mit einem Fingerhut voll Pulverkörner auf tausend Schritte ein Menschenleben in seiner Gewalt haben, daß man eine Laus zu einem Elephanten vergrößern, daß man den Wasserdampf zum Renner machen, daß man das Gewicht der Sonne uns vorwägen werde u. s. w. — wer hat das zu Zeiten geglaubt und für möglich gehalten? Jetzt halten wir es größtentheils für so natürlich, daß wir den ehemaligen Unglauben gar nicht mehr begreifen. Aber freilich paßt es in den Kram gewisser Leute, Demuth und Impotenz des Geistes zu predigen, und Diejenigen, welche einst die Erde wollten still stehen lassen, hätten es gar zu gern dahin gebracht, daß uns auch der Verstand still stände.

auch ein göttliches Geheimniß hinter dem Braten, den Sie essen? Denken Sie sich etwa, daß in ihm sich ein Stück Weisheit, Güte u. s. w. des Schöpfers offenbare und in Ihren Magen versenke? Die tägliche Gewohnheit und handgreifliche Vertraulichkeit haben Sie von der Verehrung eines theologischen Bratens oder Schinkens befreit, er ist Ihnen etwas ganz Natürliches und Erklärliches geworden, obschon er im Grunde den nämlichen Anspruch auf „höhere Anschauung" hat, wie jeder andere Gegenstand der Natur; wohlan, es steht gar nichts entgegen, daß Sie sich mit dem Blitz, dem Donner, der Sonne und der ganzen Welt auf ähnliche Weise wie mit dem Braten mehr oder weniger vertraut machen. Ist erst die Vertrautheit, die Erkenntniß, ja auch nur die Ahnung der Erkenntniß vorhanden, die eben keine Grenze hat, dann verschwindet auch die Theologie, so wie die Entfernung der Theologie der Weg zu jener Erkenntniß ist. Die Abschaffung der Theologie ist der Eintritt des freien Menschen in die unendliche Welt, in welcher er bis dahin nur antichambrirender Sklave war. Damit ist die Bahn der geistigen Welteroberung, der „höhern Anschauung" und Entwickelung gebrochen, nicht, wie Sie meinen, abgeschnitten. Nicht je tiefer der Mensch erniedrigt, sondern je höher er erhoben wird, desto höher steht er. Diese Wahrheit begreift der dummste Schulknabe, nicht aber der gelehrteste Theologe.

Frommer Mann, geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns die Unermeßlichkeit der Natur durchschreiten. Sehen Sie den Blitz, er schießt unschädlich herab in die Scholle, die wir ihm durch einen eisernen Stab zum Begräbniß anweisen; hören Sie den Donner, er ist nur eine Musik der Natur und bloß geeignet, Kinder zu schrecken; hören Sie den Sturm, er brüllt vergebens um unser Schiff, das die aufgethürmten Wogen durchfliegt, und nur seine Flügel darf er uns bieten; sehen Sie die Sonne, sie ist unsre Leuchte und muß es sein, sie kann nicht anders, und zündeten wir selbst ihr Feuer an, sie würde uns nicht näher angehören, als jetzt, wo die Natur ihr Licht anzündet; dringen Sie in den Schwarm der Sterne, sie harren nur der Stunde, wo eine neue Erfindung sie offen vor unser Auge stellt. Wohin Sie

sehen, ist der Mensch zu Hause. Die ganze Natur ist sein Eigenthum, so weit er sie erobert, und seiner Eroberung sind keine Grenzen gesetzt. Und hemmt ihn auch noch in tausendfacher Weise die Kraft der Elemente, dennoch wohnt in ihm die unendliche Fähigkeit, sie zu überwinden, und je mehr er in seiner Entwickelung fortschreitet, desto mehr geht ihm die Natur zur Hand und überwindet sich selbst. Denken Sie zurück an die Zeit, wo die rohen Elemente noch wild durcheinander gohren, wo Ueberschwemmungen und Erdbeben, wo Elementarerscheinungen und Seuchen ihren stets wiederholten Umzug um die Erde hielten. Und diesem Zustand entsprach der wilde, rohe, unentwickelte Zustand der Menschheit. Wie aber haben sich diese einander entsprechenden Zustände im Lauf der Jahrhunderte beiderseitig schon geändert, gebessert, gemildert! Alles geht in der Natur Hand in Hand, weil sie eben ein Ganzes ist, und mit der Menschheit entwickelt sich zugleich Himmel und Erde bis in die höchsten Milchstraßen und die tiefsten Bergschluchten hinein. Wo aber die rohe Kraft der Elemente dem Menschen noch Meister wird, wo das Meer ihn noch verschlingt und Seuchen ihn noch hinraffen: soll er da sich demüthigen vor einem eingebildeten Herrn, der in Gestalt der Meereswogen und Pestbeulen auf ihn eindringe? Nie und nimmer! Er fügt sich, wie der Fromme es trotz seinem Glauben nicht minder thun muß, in das unvermeidliche des Naturgesetzes, er erfüllt als Theil dieser Natur mit Bewußtsein sein Schicksal, und was kann ihm dabei Schlimmeres widerfahren, als was ohnehin unser aller Loos ist? Kann ihm etwas Schlimmeres widerfahren, als — Sterben? Frommer Mann, lernen Sie leben und Sie werden auch zu sterben wissen. Lernen Sie Herr Ihrer Lage werden und Sie werden es auch zu bleiben wissen. Lernen Sie wahrer Mensch sein und Sie werden „Gott" sein. Und wenn es in dem Entwickelungsgesetz der Welt geschrieben stehen sollte, was Ihr Glaube prophezeiht, daß die Erde einst in Scherben gehen werde, so liegt darin dennoch kein Grund für den Menschen, sein Selbstgefühl als Theil der Welt und seine Haltung zu verlieren.

Si fractus illabitur orbis, impavidum ferient ruinae.

Derselbe an Denselben.

Sie sind der Meinung, ich komme oder wolle, was das praktische Zusammenleben der Menschen betrifft, mit meiner Doktrin auf den sogenannten Kommunismus oder Sozialismus hinaus. Dagegen bemerke ich zunächst, daß ich meine Ueberzeugung nicht unter einen bestimmten, ephemeren Schul- oder Parteinamen bringen lassen kann. Sodann aber erkläre ich, daß ich den Weg, welchen der Kommunismus und Sozialismus zur Lösung ihrer schönen Probleme einzuschlagen suchen, in wesentlichen Punkten für verfehlt halte. Das Gute wird durch keinen Namen schlecht gemacht, welcher der Polizei gehässig geworden. So wird auch die Aufgabe des sogenannten Sozialismus, welche mit einem Wort nur in der Befreiung und Beglückung des Menschengeschlechts bestehen kann, nicht dadurch herabgesetzt, daß Dummheit, Egoismus und Polizei mit solchem Streben nicht einverstanden sind. Die Frage ist nur, ob die Anhänger jener Lehre nicht zum Theil selbst ihrer Aufgabe durch zu weitgehende Konsequenzen und verkehrte Mittel entgegenarbeiten, und diese Frage kann ich nur bejahen. Von der projektirten Aufhebung alles Privateigenthums, der demnächstigen Fesselung der individuellen Freiheit an einen gemeinsamen Brodkorb und der Auflösung des staatlichen Verbandes kann ich keine gesellschaftliche Ordnung und kein dauerndes Glück für die Menschheit erwarten. Doch es ist hier der Ort nicht, auf dieß Thema weiter einzugehen, da ich die Anhänger des Sozialismus und Kommunismus mit Ihnen nicht auf die gleiche Linie der Gegnerschaft stellen kann. Einstweilen sollten Sie nur überzeugt werden, daß man Ihr Gegner sein kann, ohne in die schon üblichen Rubriken der Polizei hineinzupassen. Deßhalb lassen Sie sich noch sagen, daß ich den Staat und zwar den demokratischen Staat für völlig geeignet halte, den Menschen seinem Ziel zuzuführen, wenn derselbe sich aller der Mittel bedient, welche solche Staatsform ihm zur Verfügung stellt.

Derselbe an Denselben.

„Also die Republik?" Ja, frommer Mann, die Republik! Auch vom „Atheismus" führt der gerade Weg in die Republik,

in die „soziale" Republik. In der Republik liegt die Zukunft der Welt. Die Zukunft ist Republik. Wenn Sie zu Bette gehen, mein Herr, so bekreuzen Sie sich und denken Sie an die Republik. Sie ist es, nach welcher das Herz der Völker unbewußt wie eine Wünschelruthe hinüberschlägt; sie ist es, vor welcher sich alle Gewalt des Unrechts im Geheimen entsetzt und zu deren Abwehr alle Federn ihrer Maschinerien in Thätigkeit sind. Was wird es nützen? Die Republik ist ihrer Sache gewiß, sie wird weder durch Beten noch durch Gewalt zurückgetrieben, sie schreitet an der Hand der Naturnothwendigkeit mit sicherem Schritt ihrem künftigen Reiche zu und dieß Reich ist die Erde und zunächst Europa. Noch steht eine letzte, großartige, ungeheure Erhebung der alten Zeit und der alten Macht gegen die neue Welt der Republik bevor und die Anstrengung, sie für immer zu vernichten, wird riesig sein. Aber die junge Kraft wird die alte zerschmettern und was für ewig sie vernichten sollte, wird sie für ewig sichern. Wer ein Auge der Zeit hat, der lasse es nicht durch die kleinen Zwischenerscheinungen ablenken, er schaue in die Zukunft und befreunde sich mit der Republik. Sie, frommer Mann, bekreuzen Sie sich, und schauen Sie nach dem Kirchhof.

Juni 1845.

(Fugenstopfer 1.)

Ein Ganzer an einen „Gemäßigten".

Ihre Ermahnungen an mich sind gut gemeint, deßhalb erwiedere ich sie nicht mit Spott. Aber sie abzuweisen, darf ich nicht unterlassen.

Sie tadeln zweierlei an mir, nämlich zuerst das zu weit Gehende meiner Ansichten und dann die rücksichtslose Art, sie auszusprechen. Sie gehen noch von jener anerzogenen, durch nichts zu rechtfertigenden Voraussetzung aus, daß es zu weitgehende Wahrheiten geben könne. Das kommt mir in der That

vor, als wolle man behaupten, es könne zu grüne Bäume, zur schöne Blumen, zu süßen Zucker, zu nasses Wasser u. s. w. geben. So wie nichts in der Welt über seine Art und sein natürliches Maß hinauswachsen kann, dieß Maß aber möglichst auszufüllen suchen muß und nach der Ausfüllung des Maßes seiner Bestimmung mehr entspricht als vor der Ausfüllung, so kann auch die Wahrheit nicht über die Wahrheit hinaus; die jedesmalige ganze Wahrheit aber muß um so viel besser sein, als die halbe, je mehr Werth die Wahrheit an sich besitzt. Wollen Sie die ganze Wahrheit verwerfen, so müssen sie die Wahrheit an sich verwerfen; denn was der Ganzen fehlt, ist eben Unwahrheit, und wer Unwahrheit dulden kann, kann nicht die Wahrheit wollen.

Ihre ganze Furcht kann vernünftiger Weise nur darauf hinauskommen, daß die Wahrheit mit der Unwahrheit, und das durch die Wahrheit in's Werk zu Richtende mit dem durch die Unwahrheit Bestehenden in störende Kollisionen gerathen könne. Sofern Sie bei dieser Furcht von der praktischen Vernunftregel geleitet werden, daß die Wahrheit nicht auf der Stelle die Unwahrheit verdrängen und der ausgesprochene Gedanke nicht immer gleich zur That, wie der ausgestreute Saame nicht gleich zur Pflanze werden könne, bin ich vollkommen mit Ihnen einverstanden; sofern Sie aber die Rechtsfrage aufnehmen und das Recht den Saamen auszustreuen, absprechen oder beschränken, wollen, weichen wir entschieden auseinander. Keiner Ansicht oder Person darf und soll gewehrt werden, sich auszusprechen und Anspruch auf Wahrheit zu machen; eben so wenig aber darf und soll irgend einer Ansicht oder irgend einer Person, mag die erstere noch so verbreitet und die letztere noch so mächtig sein, das Monopol der Wahrheit zugestanden werden. Die eine wie die andere ist der Beurtheilung verfallen und muß im Kampf dieser Beurtheilung erliegen, wenn nicht die Wahrheit auf ihrer Seite steht. Die Wahrheit aber geht aus solchem Kampf so sicher hervor, wie die Wärme aus dem Feuer. Es gibt bei freiem Geistes-kampf eben so wenig einen gefährlichen Irrthum, als eine gefährliche Wahrheit. Deshalb sollte es die erste Maxime jedes vernünftigen Menschen sein, daß es auf dieser Erde keine der Unter-

drückung bedürftige Ansicht gebe, sobald die Freiheit vorhanden ist, sie durch ihren Gegensatz zu prüfen, und daß der menschliche Geist alle Irrthümer, in welche er verfallen kann, selbst berichtigt. Ihm diese Arbeit aber versagen, heißt, ihm seine Bestimmung verschließen, ihn dem möglichen Sklavendienst der Unwahrheit aussetzen und die Wahrheit zur gemeinen Polizeisache machen.

Wenn Sie also in der bloßen Abweichung einer neuen Ansicht von einer bestehenden und in ihrem Gegensatz zu historischen Gestaltungen einen Grund zu ihrer Abweisung finden wollen, so gesellen Sie sich offenbar Jenen zu, welche das Unrecht und die Lüge sanktioniren, wenn und weil sie bestehen oder von äußerer Macht begleitet sind. Glauben Sie, daß ich in meinen Ansichten zu weit gehe, was nichts Anderes heißen kann und darf, als daß sie unrichtig seien, so geben Sie sich an's Werk, sie zu berichtigen. Gelingt Ihnen das, so werde ich selbst Ihnen dankbar sein; gelingt es Ihnen nicht, so erkennen Sie meiner Ansicht das Recht zu, ihren Sieg zu verfolgen und sollten alle Zeloten und alle Despoten der Welt mit ihren sämmlichen Anhängern und Knechten gegen sie in's Feld rücken. Sie machen sich zum Alliirten solcher Menschen, wenn Sie der Geistesäußerung irgend eine Grenze ziehen. Besteht ein Recht, solche Grenze zu ziehen, so kommt es nur auf die Macht an, um sie so eng als möglich zu ziehen, und wer einmal das Recht hat, fremde Ansichten zurückzuhalten, der hat auch das Recht, die eignen nöthigenfalls mit der Knute einzubläuen.

Wenn Sie nun von der Art sprechen, meine Ansichten geltend zu machen, so unterscheiden Sie dabei wohl, ob es bloß darauf ankomme, sie zu entwickeln, oder ob es darauf ankomme, ihre Feinde aus dem Felde zu schlagen. Von Entwickelung neuer Ansichten über die Punkte, welche wir im Auge haben, kann einstweilen wenig mehr die Rede sein. Die Hauptwahrheiten unsrer neuen Zeit sind in der Theorie soweit festgestellt, daß es unter den Leuten des Fortschritts nur einzelnen Ruhmsüchtigen noch einfällt, ihnen wieder neuerfundene Theorieen entgegensetzen zu wollen. Es ist also hauptsächlich nur Rede davon, den erkannten Wahr-

heiten Bahn in das wirkliche Leben zu brechen. Was dieß aber heißen wolle, haben Sie sich das schon ernstlich gefragt? Haben Sie schon den ungeheuern Abstand gemessen zwischen Dem, was wir für wahr erkennen, und Dem, was die alte Zeit uns entgegenstellt? Ich übergehe hier das religiöse Gebiet, auf welchem ohne politische Freiheit nicht aufgeräumt werden kann, aber legen Sie den Maßstab des Rechts an unsere politischen Zustände, und fragen Sie sich, ob da noch mit „gemäßigter" Gesinnung zu helfen und mit gemäßigter Sprache zu sprechen sei? So wahr Sie keinen Wald mit dem Okulirmesser ausroden und keinen Sumpf mit der Sandbüchse austrocknen, so wahr werden Sie den Wust von Unrecht und Lüge, der uns umragt, nicht mit den Waffen des Friedens und den Werkzeugen der Mäßigung durchbrechen. Wahrlich, es gehören Temperamentsfehler dazu, um in dieser Zeit noch von Mäßigung zu reden. Diese Zeit, welche die Jugend alt machen kann mit der Aufdringlichkeit ihrer ernsten Lehren, muß selbst das Alter jung machen können mit der Gluth ihres langgeschürten Zorns. Wo die innerste Natur des Menschen gährt und sich bäumt gegen den marternden Zwang, den die rastlose Gewalt in tausendfacher Form ihr auflegt; da heißt es, entweder sich glühend zum Vernichtungskampf gegen den Todfeind aufzuraffen, oder unter seinem Druck verzweifelnd zu Grunde zu gehen. So lang es noch möglich ist, daß uns, nachdem die Nabelschnur des Mutterschooßes von uns abgelös't ist, die Polizei oder die Noth ihre Sklavenschnur um den Hals wirft, um uns für Lebenslang in dem Pferch der Leibeigenschaft an ihren Pflock zu binden, so lang soll das Blut uns in friedlichen Wallungen durch die Adern rinnen? So lang es möglich ist, daß die Schlechtigkeit mit ihren geheimen Mitteln noch den Sieg davon trägt und die triumphirende Gewalt das hintergangene Recht legitim unter ihren Fuß tritt, so lang soll unser Herz Ruhe haben und unser Grimm schlafen gehen können? So lang es noch möglich ist, daß ein einzelner Mensch oder eine Klique auf ein ganzes Land, auf einen halben Welttheil ihre Hand legen und sagen: in diesem Land, in diesem Welttheil soll der freie Menschengeist ein Fremdling oder Verbrecher sein, und nur mit unserm Stempel versehen und

mit unserm Joch belastet darf er sich hier blicken lassen, — so lang soll noch irgend eine Sprache zu stark und irgend ein Urtheil zu hart sein? Ist's denn so schwer, das unaussprechlich Empörende dieser Verhältnisse ganz zu empfinden? Ist's denn möglich, das Empfundene zu verschweigen oder in zahme Redensarten einzukleiden? Wahrlich, wenn unsere Worte Donnerschläge und unsere Verdammungen Felsblöcke würden, sie wären kaum entsprechende Waffen für den flammenden Grimm, der den Geist der Menschheit bei dem Anblick seiner Erniedrigung durchzucken muß. Beim Anblick dieser Erniedrigung, die alle Welt sieht, alle Welt empfindet und Keiner entfernt! Gemäßigter Freund, spotten will ich nicht über Sie, aber ich müßte Sie vernichten, wenn Ihrer Mäßigung unsre alleinige Hülfe überlassen werden sollte.

Sie meinen es ganz gut mit der Sache des Fortschritts im Allgemeinen, aber diese gute Meinung ist ohne entschiedene Ansichten, festen Willen und unzweideutiges Auftreten eher nachtheilig als förderlich. Sie möchten die Wahrheit wohl sagen, aber so, daß sie nicht zu kenntlich wäre, d. h.: Sie möchten die Wahrheit in der Gestalt der Unwahrheit produziren; sie möchten das Recht wohl fordern, aber so, daß die Forderung nicht beleidigte, d. h.: Sie möchten das Recht von der Gnade des Unrechts abhängig machen. Erkennen Sie nicht, daß dieß das wahre Wesen Ihres ganzen Verhaltens bezeichnet? Sie hangen noch an jener Klugheitsmarime der Schwachen, daß man die Mächtigen nicht drängen und beleidigen dürfe, weil man alsdann gar nichts von ihnen erlange. In Ihrem Glaubensbekenntniß figurirt also oben an die Gnade. Haben Sie die Bedeutung dieses Wortes ganz erfaßt? Mit Ihrem Glaubensbekenntniß versteigt man sich höchstens zu jener scheinkonstitutionellen Lügensprache, welche das noch so klar erkannte, noch so unzweideutige, sich noch so brutal eindrängende Unrecht mit einem erheuchelten Glauben an die Unmöglichkeit desselben zu bannen meint, und das beste Recht unter loyalen Reservationen begräbt. Ich denke anders über die Sache. Ich bin der Meinung, daß das Wort Gnade aus unsrer Sprache verschwinden müsse; ich bin der Meinung, daß kein Mensch in der Welt mächtig genug sei, um Das; was Wahrheit und Recht

fordern, einem Volk, welches Wahrheit und Recht erkennt, vorzuenthalten. Diese Erkenntniß aber bringt man dem Volk nicht bei durch diplomatisches Uebergehen und feiges Bemänteln. Grade heraus, ohne Umschweif, ohne Schonung, ohne alle „Pietät" vor den Trägern des Unrechts sollen und müssen wir, wo wir Gelegenheit dazu haben, das Recht fordern und verkünden, wie es in unsrer Ueberzeugung sich darstellt. Mit dem Uebelnehmen der Mächtigen hat es dann gute Wege. Heute nehmen sie übel, morgen geben sie zu, übermorgen geben sie nach. Nur zeige man ihnen, daß man nicht gesonnen ist, mit ihnen zu transigiren, wo ohne Verrath am Recht kein Transigiren möglich ist, daß man klar erkennt, was man fordert, und nicht aufgibt, was man erkennt. So lang man sie im Zweifel läßt, ob man das Unrecht, welches sie vertreten, völlig erkannt habe, so lang machen sie sich noch Hoffnung, es aufrecht erhalten zu können. Sie kleiden es dann in einen neuen Mantel des äußern Rechts ein, nachdem wir selbst in loyaler Feigheit und Halbheit den Stoff zu diesem Mantel dargebracht haben, und wir sind alsdann schon moralisch genöthigt, unser eignes Fabrikat anzuerkennen.

Worin Sie sich mit Ihrer Maxime hauptsächlich verrechnen, das ist das Vertrauen, womit Sie bei sogenanntem loyalem Auftreten Konzessionen von der Gewalt erwarten. Nichts ist verderblicher, als dies Vertrauen. Das Vertrauen auf eine Selbstverleugung, welche sich auf das bloße Gebot der Vernunft ihrer Macht zu Gunsten des Volks entäußert, kann man nur Männern einer Charakter- und Geistesgröße schenken, wie sie unter den Mächtigen nicht mehr gefunden wird und vielleicht niemals zu finden gewesen ist. Es handelt sich in unsrer ganzen gegenwärtigen Politik rein um den Kampf zweier unvereinbarer Gegensätze. Zwischen diese Gegensätze das Vertrauen als Vermittler einschieben, heißt, den einen an den andern verrathen. Die Entscheidung ist nur vom Kampf zu erwarten; Sieg und nicht Vermittlung muß das Ziel sein! Je mehr der feudalistische Egoismus weiß, daß er zu Grunde gehen muß und wird, desto mehr wird er seiner Natur nach darauf bedacht sein, seine Zeit durch Benutzung der Schwächen seines Gegners zu verlängern. Die größte

unter diesen Schwächen ist aber das Vertrauen, weil es Mangel an Einsicht und Mangel an Entschiedenheit zugleich verräth. Dem Gegner vertrauen, heißt ihn berechtigen; ihn versöhnen wollen, heißt sich ihm überliefern. Man muß ihn vernichten wollen und ihm sagen und zeigen, daß man ihn vernichten will. Er wird alsdann freiwillig weichen, wenn er klug ist, und büßen muß er, wenn er das Unrecht mit Gewalt aufrecht erhalten will. Seien Sie ehrlich, aber nicht klug. Hinter der Klugheit steckt stets entweder die Furcht oder eine faule Sache. Wer recht hat, braucht keine Klugheit. Grade wo die faulste Politik herscht, finden Sie die meiste Klugheit, und diese Klugheit muß stets die schlimmsten Endresultate im Gefolge haben, weil ihre Kunst nur darin bestehen konnte, das Unrecht zu verlängern und dadurch zu vergrößern. Deshalb möchte ich sagen: in der Politik ist die größte Klugheit auf die Dauer die größte — Dummheit. Wenn für uns einmal die Zeit kommt, an die Klugheit zu denken, so wird es sich nur um die Frage der Zweckmäßigkeit handeln in Bezug auf die Mittel, unsern Prinzipieen den Gegenmitteln zum Trotz den Sieg zu sichern; so lang es aber bloß darauf ankommt, diese Prinzipieen auszusprechen, unser Recht aufzustellen, den Sieg vorzubereiten, bedürfen wir keiner Klugheit, sondern nur der Ehrlichkeit und Entschiedenheit. Die Wahrheit hat die Kraft, sich selbst Denjenigen aufzudringen, welche sie verabscheuen, nur muß sie kenntlich und ohne Scheu an's Licht treten.

Es verursacht mir immer entweder Ekel oder Lachen, wenn ich sehe, wie unsre loyalen Liberalen das Volksrecht auffassen und geltend zu machen suchen. Sie haben dabei vor nichts größere Scheu, als vor dem Namen dessen, was sie zu vertreten beabsichtigen. Sie sagen nicht, dieß und das fordern wir, weil es ein Recht des Volks ist, sondern sie nehmen zu ihren Motiven höchstens die von den Reaktionairen zur Stützung ihres Systems ebenfalls vorgekehrte „Nationalkraft," das „Wohl des Staats" oder gar das „Interesse der Regierung" selbst. Bei Licht besehen ist Das, was sie vertreten oder vertreten sollen, dem Interesse der Regierung, wie es nach dem feudalen und reaktionairen Prinzip zu verstehen ist, grade entgegengesetzt. Dennoch

geben sich manche Vertreter des Volks immer das Ansehen, als müßten sie das Interesse der Regierung vertreten. Wer bestellt sie dazu? Die Regierungen kennen ihr Interesse (den Ausdruck wohl verstanden) besser, als jene demüthigen Rathgeber, die andere Pflichten haben, als die Sorge für die Regierung, ihren Pflichten aber stets einen Mantel loyaler Heuchelei umhängen, damit sie unkenntlich werden. Warum? Feigheit, lieber Freund, nichts als Feigheit! Wollen Sie es aber dahin bringen, daß man Ihre Mäßigung mit jener Feigheit gleichstelle? Oder wollen Sie sich jenen Spekulanten zuzählen lassen, welche einen Rock von liberalem Tuch und loyalem Unterfutter anziehen, um nach beiden Seiten hin „möglich" zu bleiben? Wollen Sie ein Mann des Volks sein, so zeigen Sie, daß Sie nach der andern Seite hin nicht mehr „möglich" sind. Ich traue Keinem weniger, als Denen, die in unsrer Zeit als sogenannte Liberale noch „möglich" zu bleiben suchen. Es ist ein trefflicher, stempelnder Ausdruck, dieses „möglich," und man sollte nicht unterlassen, diesen Stempel allen Denen aufzudrücken, die ihn verdienen. Ich mache Sie auf ihre Freunde aufmerksam. Ich kenne unter ihnen mehrere, welche Sie wegen ihrer „weisen Mäßigung" hochschätzen, deren Leitstern aber einzig jene verrätherische „Möglichkeit" ist.

Ich eile zum Schluß und nehme nur noch ein Paar Bemerkungen auf, die Ihnen ein mißverstandenes Wohlwollen für meine Person eingegeben. Sie meinen, ich verscheuche durch rücksichtloses Auftreten meine Freunde und zwinge Manchen, mich zu ignoriren, der gern mit mir übereinstimme. Lassen Sie sich sagen, daß ich Niemanden zum Freunde mag, den ich nicht achten kann, daß ich aber Niemanden achten kann, der eine Person wegen Ueberzeugungen verläugnet, die er selbst theilt. Wer sich wie eine Zeitung zensiren und seine Sympathieen für mich durch die fremde oder eigene Zensur streichen läßt, dessen Sympathieen sind mir keinen Kreuzer werth. Ich mag keinen Freund, der nicht für meine Sache glüht, und keiner glüht dafür, der aus Furcht vor der Sache persönliche Beziehungen verleugnet. An einem „ignorirenden" Freunde verliere also ich so wenig, als unsre Sache durch ihn gewinnt. Stände ich ganz allein, drehten mir alle „Freunde" den Rücken zu, ich würde

dennoch bleiben, wie ich bin, und fortfahren, alle Feiglinge zu verachten und — verzeihen Sie mir das — alle „Gemäßigten" auszulachen.

Auch meinen Sie, die „Mäßigung" würde meinem schriftstellerischen Interesse zu gut kommen, und aus demselben Metall, woraus man in der Eile ungefeilte Bolzen schmiede, könne man bei künstlerischer Sorgfalt und Ruhe sich eine hübsche Museumsbüste gießen. Lieber Freund, lassen Sie doch diese Eitelkeiten aus dem Spiel. Mein Egoismus ist zu reell, als daß er darauf bedacht wäre, für Zeiten zu sorgen, wo er nicht mehr existirt. Nach dem Tode noch genannt zu werden, würde für mich selbst dann kein Gegenstand des Ehrgeizes sein, wenn ich des Nachruhms sichrer wäre, als ich bin. Ist es nicht überhaupt eine Thorheit, auf solchen Ruhm einen Werth zu legen? Vernünftiger Weise kann man ihn nur gelten lassen, sofern er die natürliche Folge eines Vorruhms ist, denn nur für den Lebendigen kann ein Ding Interesse haben. Für den Lebenden hat der Ruhm einen Werth, weil er ein Mittel des Wirkens ist; für den Todten existirt er nicht mehr. Und auf wie lang will der, welcher die Schwäche besitzt, den Ruf nach dem Tode durch eitle Vorstellungen im Leben vorwegzunehmen, die Dauer seines Rufs abmessen? Die Berühmtheit nach dem Tode wird um so seltner werden, je häufiger sie im Leben wird. Heut zu Tage regnet es berühmte Männer. Ist es nicht wahre Kinderei, ihnen den Vorrang auf dem Kirchhof ablaufen zu wollen? Ist es nicht die gleichgültigste Sache der Welt, ob die Blumen, die auf meinem Grabe wachsen werden, acht Tage ausdauern, oder vierzehn? Auf keinem Grab werden sie ewig blühen; aber selbst dieß in einzelnen Fällen vorausgesetzt, wäre für den Todten ein ewiger Nachruhm mehr werth, als ein Ruhm von zehn Minuten? Oder kann es irgend einem Menschen etwa einfallen, sich für Diejenigen berühmt zu machen, die seinen Nachruhm verbreiten? Habe ich in der Erfüllung meines persönlichen Berufs etwas gewirkt oder geschaffen, was meinen Namen fortpflanzt, so ist dabei nur das Gewirkte oder Geschaffene von Werth und wird Gemeingut meiner Mitmenschen; mein Name ist dabei eine gleichgültige Zugabe

Ich wünschte, mein Freund, die Chimäre von dem Werth des Nachruhms Allen aus dem Kopf reden zu können. Sie bringt den Einen dazu, vor der Zeit die Hände in den Schooß zu legen, und den Andern verleitet sie, seine Kräfte, die an dem Triebrad der Zeit thätig sein könnten, in eitlen Bemühungen zu verzetteln. Unsre Zeit ist, wenn irgend eine, die Zeit des Kampfes. Mein einziges Streben ist darauf gerichtet, für dasjenige zu agiren, was ich für wahr und recht halte, und mein Bewußtsein findet seine Befriedigung in den Resultaten dieses Strebens. Daß diese Resultate sofort an's Licht treten sollen, erwarte ich nicht und kann ich nicht erwarten; aber ich weiß, daß kein Saamenkorn der Wahrheit, in rechter Weise in die rechte Furche geworfen, verloren geht, und was ich heute nicht wachsen sehe, werde ich morgen wachsen sehen. Säen von der einen und Mähen von der andern Seite, das ist unsre Aufgabe. Was uns Alle erfüllt, das soll That und Leben werden. Darauf kommt es an. Um es dazu zu bringen, müssen wir kämpfen und aufräumen, unermüdlich, unerbittlich, unversöhnlich. Nur die Sache der Freiheit darf uns treiben, nur ihr Sieg darf uns versöhnen. Nicht ob wir einen hübschen Degen tragen oder uns auf elegante Fechterkünste verstehen, sondern ob unsre Waffen und Hiebe geeignet sind, den Feind niederzuschlagen, den Freund zu schützen, darauf sollten wir das Augenmerk richten. Nicht ob wir schöne Worte machen und geistreich sein können, sondern ob unsre Worte in fremdes Blut und unsre Gedanken in fremde Köpfe übergehen, darum allein sollte es sich handeln. Wir haben uns schon so lang berühmt gemacht und nichts dabei erreicht; laßt uns jetzt endlich unsern Ruhmes-Kirchhof verlassen und ihn nur wieder betreten, um die Todten zu begraben, damit die Lebenden Platz erhalten. Zehn Jahre meines Lebens mit meinen Mitbürgern frei und glücklich zu sein, wäre mir, mein ruhmbesorgter Freund, mehr werth, als für alle Zeiten berühmt zu werden.

II.

Gegen die Kommunisten *).

Von

K. Heinzen.

Ihr werdet nicht dadurch für die Menschheit groß genug, daß ihr für die Republik zu klein seid.

Nicht an, sondern vor die Spitze der Zeitbewegung hat sich seit Kurzem in Teutschland eine kleine Schaar von Leuten gedrängt, welche das Feldgeschrei eines vernünftigen Weiterstrebens der Art

*) Es wird der Verlagshandlung nur zum Verdienst gerechnet werden, daß sie nicht bloß dem Kommunismus, sondern auch dessen Gegnern eine Arena eröffnet.

Vorliegender Aufsatz ist im Zusammenhang mit den Briefen eines „Atheisten" zu lesen.

Indem ich gegen die Kommunisten aufzutreten für Schuldigkeit halte, biete ich — und diese Gesinnung ist nicht die meinige allein — denjenigen Kapazitäten unter ihren Begünstigern die Hand der Vereinigung, welche persönliche Rücksichten der Gelegenheit, Nützliches zu wirken, aufzuopfern wissen, eine nützliche Wirksamkeit aber eben so wenig in der Verfolgung unausführbarer Theorieen, wie in feindseliger Zersplitterung schöner Kräfte nach dünkelhaften Launen suchen. Anarchie unter den Vorkämpfern der Bewegung ist nicht das Mittel, etwas Bedeutendes zu erreichen. Vereinigung thut noth und wer ihr praktische Bedeutung geben will, der versäumt vor allen Dingen nicht, an Diejenigen anzuknüpfen, die auf dem Boden des Gegebenen redlichen Willen und Einsicht an den Tag legen. Wer solche Vereinigung nicht will und persönlichen Dünkel oder kleinliche Kapricen höher stellt, als gemeinsame Förderung allgemeiner Zwecke, der möge sich beliebig isoliren; arbeitet er aber diesen Zwecken entgegen, so muß auf das Entschiedenste Fronte gegen ihn gemacht werden. Mein Auftreten wird Niemand als Anmaßung ansehen, der die Berechtigung anerkennen kann, welche der feste Wille für eine gute Sache verleiht.

K. H.

zu überstimmen trachten, daß ein Entgegentreten gegen dieses Unwesen, und zwar vom Standpunkt der Opposition selbst aus, nicht mehr zu umgehen ist. Eine Einigung mit diesen Leuten ist nicht denkbar, denn sie wollen sie nur unter dem Beding einer blinden Unterwerfung unter ihre bodenlose Doktrin; eine „Theilung der Arbeit" ist mit ihnen nicht ausführbar, da sie Alles, mag es noch so selbstbewußt seinen Weg verfolgen, zur bewußtlosen Handlangerei degradiren, wenn es nicht den Fuß in ihre Spuren setzt; Parteirücksichten sind ihnen gegenüber auch nicht mehr am Platz, denn sie sind über alle Partei hinaus, die den Boden der praktischen Vernunft unter sich festzuhalten sucht. Man muß also gegen sie polemisiren. Ich bin ihnen zum Theil schon bei einer früheren Gelegenheit entgegen getreten; damals verschrieen mich die Angegriffenen als einen Polizeimenschen und Denunzianten. Auf die Gefahr hin, daß ich in ihren Augen solche Ehrentitel noch immer verdiene, werde ich ihnen abermals meine Meinung sagen. Vielleicht wird sich ihre Beschuldigung in eine Danksagung verwandeln, wenn man durch Darstellung ihrer Lächerlichkeit ihnen polizeiliche Sicherheit verschafft.

Die Herren nennen sich in der Regel Sozialisten. Andere nennen sich auch Kommunisten. Das letztere Wort bezeichnet das Wesen ihrer ganzen Doktrin jeden Falls besser, weßhalb sie hier unter dem Namen Kommunisten zusammenbegriffen werden mögen. Es wäre auch ein vergebliches Bemühen, einen durchgängigen Unterschied zwischen Kommunismus und Sozialismus feststellen zu wollen, da die Herren selbst ihn nicht angeben könnten.

Wer repräsentirt den Kommunismus? Wer repräsentirt ihn überhaupt und wer repräsentirt ihn in Teutschland? Ich weiß es nicht. Die Herren lieben es, ihre Propaganda mit derjenigen der ersten Christen zusammenzustellen und nennen auch wohl ihre Lehre geradezu das neue Evangelium. Dabei muß man sie zunächst auf den Unterschied aufmerksam machen, daß das Christenthum einen Mittelpnnkt, einen Repräsentanten, einen Messias hatte, der den Aposteln voraufging; der Kommunismus hat es aber höchstens zu Aposteln gebracht, denen vielleicht der Messias nachfolgen wird. Mögen sich die Herren Apostel einstweilen unter sich um die Ehre

des Messias streiten (Herr Kuhlmann ist noch nicht als solcher anerkannt.) Sobald sie ihn gefunden haben und der Eklektizismus unter ihnen aufhört, kann man sich auch direkt an Personen halten; einstweilen müssen sie sich noch solidarisch eine Kollectivbehandlung gefallen lassen nebst der Zumuthung, daß Diejenigen unter ihnen sich kratzen mögen, denen man Jucken verursacht.

Einen ferneren bemerkenswerthen Unterschied zwischen den ersten Christen und den letzten Kommunisten muß man darin finden, daß diese vor nichts eine größere Scheu haben, als vor der Möglichkeit, die Märtyrer ihrer Lehre zu werden. Wenn sie gegen das Märtyrthum schimpfen, so wird man ihnen am Wenigsten da Unrecht geben, wo von einem gesuchten Märtyrthum die Rede ist; aber der nah liegende Uebergang von dem gesuchten zu dem geflohenen Märtyrthum läßt wenigstens Zusammenstellungen als sehr lächerlich erscheinen, die ohne das Requisit des Märtyrthums einen Hauptvergleichspunkt verlieren und sich mit dem Studium der Vermeidung des Märtyrthums durchaus nicht vertragen. Wenn man so für das Menschenglück glüht und kocht, daß man darüber gegen alle vernünftige Rücksichten blind geworden, dann hat man, sollt' ich denken, die kluge Kaltblütigkeit verloren, welche bei jedem Schritt berechnet, ob er in das Märtyrthum führen könne oder nicht, dann läßt man sich gelegentlich mit Enthusiasmus an's Kreuz schlagen oder stürzt sich mit Todesverachtung in das Gewühl der Gegner. Es scheint, daß die Herren entweder einen besonnenern Ton annehmen oder Märtyrer werden müssen. Ich prophezeihe ihnen, daß sie dieser Ehre jedenfalls nicht entgehen, und werden sie nicht Märtyrer ihrer großen Menschenliebe, so werden sie Märtyrer ihrer großen Lächerlichkeit und Arroganz. In den Einzelheiten ihrer Lehre, die noch beständig im (abgehenden) Fluß ist, weichen sie vielfach von einander ab, und ein allgemeines, feststehendes Bekenntniß haben sie nicht; was ihnen aber als allgemeine Eigenschaft zuerkannt werden muß, das ist eine Arroganz in der Absprecherei, ein Dünkel in der Kritik und ein Fanatismus in der Ausschließlichkeit, wie er schwerlich schon da gewesen ist. Sie wissen Alles und sie kennen Alles; sie erkennen nichts an und dulden nichts, als was auf ihre Fahne

schwört. Das könnte sehr charakterhaft sein, wenn es nicht sehr lächerlich würde. Nicht bloß das gerettete Alte, sondern auch das heranwachsende Neue hat vor ihnen keine Berechtigung; nur das Neueste, das Allerneueste ist berechtigt, d. h. wenn sie glauben es in Curs bringen zu können. Auch die jüngsten Kinder der Zeit mögten sie in den Mutterleib zurücktreiben, wenn die Unglücklichen nicht einen Kommunisten mit „lieber Papa" begrüßen können. Sie unterscheiden so scharf, daß, ein einzelnes Buch gelesen oder nicht gelesen zu haben, ein einzelnes Wort so oder so zu verstehen, bei Manchem von ihnen schon einen Unterschied begründen könnte, dessen Kluft eine ganze Sonnenferne mißt. Und wofür alle diese Ausschließlichkeit? Für eine unerprobte Theorie! Wo eine ernste Zeit des Handelns gekommen ist, wo ein neues Prinzip unmittelbar in's Leben eingeführt werden soll, wo an die leitenden Personen sich eine ganze Geschichtsrichtung anknüpfen kann, da ist ein fanatischer Haß unter verschiedenen Parteimännern erklärlich, und da kann er nothwendig sein; das Nämliche ist der Fall, wenn man Menschen gegenübersteht, die keine freie Diskussion dulden und keine andere Raison anerkennen, als ihre brutale Gewalt; wenn es aber gilt, in tiefem Frieden, zum Theil sogar unter hoher obrigkeitlicher Zensur, bloße Doktrinen zu entwickeln, und zwar Doktrinen, die in den Hauptsachen weder für sich selbst noch nach praktischen Proben irgend eine Garantie der Ausführbarkeit darbieten, so wird jener ausschließende Fanatismus und zwar gegen Solche, die mit ihm die Opposition gegen die brutale Macht des Bestehenden theilen, also selbst ebenfalls keine Gewalt in Händen haben, geradezu zur Kinderei und Karrikatur. Er ist eben nur zu erklären aus einem maßlosen persönlichen Dünkel, welcher zu seiner Satisfaktion moralisch zu erzwingen sucht, was er nicht durch Ueberzeugung geistig zu erlangen hoffen darf. Es gibt weder in der Gegenwart, noch in der vergangenen Geschichte ein Streben oder eine Persönlichkeit, vor welcher die berufvollen Herren, mit denen wir es zu thun haben, irgend noch Respekt hätten und die sie nicht gelegentlich mit souverainster Geringschätzung behandelten, wenn sie nicht ihre ephemere Doktrin an sie anknüpfen oder sie nachträglich mit der Aufnahme in ihre Gesellschaft beehren können

Selbst der unbescheidenste Republikaner würde von ihnen höchstens mit dem Titel eines bescheidenen Handlangers beehrt werden. Sogar diejenigen werden von ihnen förmlich geschulmeistert, deren Schüler sie sind und denen sie ihre Ideen ganz allein zu verdanken haben. Fourier z. B., dessen Genie auf französischem, wie Feuerbach auf teutschem Boden, der Brunnen für ihre Hauptideen ist, wird von ihnen gelegentlich eben so geschulmeistert, wie Hegel und ähnliche Größen. Nicht die fortschreitende Kritik, welche berichtigt und erweitert (also, wie sich von selbst versteht, den überschrittenen Standpunkt nicht über sich erheben darf), tritt bei ihnen als Hauptsache hervor, sondern die dünkelhafte Arroganz, welche Alles sofort mit Füßen tritt, was ihr nicht mehr auf dem Kopfe steht. Wen sie gestern noch als tapfern Vorkämpfer und kundigen Wegweiser verehrten, den behandeln sie heute mit Verachtung, wenn sie sich einbilden, ihn um einen halben Zoll überholt zu haben. Ich erinnere sie nur an ihre Urtheile über Ruge, der jeden Falls mehr Verdienst hat, als sie alle zusammen. Ein wirkliches Verdienst, um kleiner Meinungsverschiedenheiten oder persönlicher Differenzen willen verkennen oder herabsetzen, ist kleinlich und unwürdig. Wie weit die Kommunisten übrigens das Parteihalten im Interesse einer Sache treiben, wird sich am Ergötzlichsten zeigen, wenn sie, was nicht lang ausbleiben kann, sich untereinander in die Haare gerathen.

Wie bereits gesagt, haben die Herren selbst keine neuen Ideen produzirt. Sie zehren und bewirthen nur an fremdem Tisch. In der Regel gebärden sie sich aber so und wickeln sich mit solcher Wuth in die fremden Lehren hinein, daß man glauben sollte, sie seien ihnen schon im Mutterleib an die Person gewachsen. Es überschleicht Einen ein wahrhaft naturhistorisches Schaudergefühl, wenn man so einen von Hause durchaus inhaltlosen, renommirenden Neophiten vor sich sieht, wie er mit raupenartiger Gefräßigkeit sich auf alle neue Aufwüchse des Geistes und des Ruhmes stürzt und von Dem, was er heute gefressen, morgen schon einen klafterlangen Strang herunterspinnt, um Alles aufzuhängen, was nicht mit ihm zu Tische sitzt. Solche Leute des „kurzen Gedärms", die eben nur aus einem einzigen Darm bestehen, an welchem das

eine Ende beständig frißt und das andere beständig ausleert, haben gut reden von anderer Leute schlechtem Magen, der alle die herrlichen Gerichte nicht sofort durch sämmtliche Kanäle treiben kann und, ehe er sie für seinen Körper zu verarbeiten sucht, zuvor mit sich zu Rath geht, ob sie sich auch assimiliren lassen. Was kann man daran thun, wenn man so kleinlich und ordinär konstruirt ist? Haben doch die Herren, vor welchen keine Tugenden anderer Menschen Gnade finden, wenigstens die Gnade, Fehler anzuerkennen, wenn sie Naturfehler sind, und unter die Flügel ihrer humanistischen Beurtheilung zu nehmen.

Bekanntlich wollen die Herren Kommunisten die Menschheit mit einem Male total glücklich machen, wenn sie auch bescheiden genug sind, ihre Ansicht nicht in diesem Umfang eingestehen zu wollen. Das Geschäft des Beglückens darf, wie schon erwähnt, nur auf ihre Weise angegriffen werden; alles Andre ist Pfuscherei. Aber nicht bloß dieß. Es hat auch, so läßt es sich an, vor ihnen noch Niemand ernstlich daran gedacht, die Menschen wirklich glücklich zu machen. Erst sie haben den großen Gedanken empfangen, die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken und die Nackten zu kleiden. Früher hat man gar keinen Begriff von Sympathie für die Mitmenschen gehabt und die Idee des Staats ist nicht für Menschen, sondern für Gespenster in die Welt gekommen. Trotz dem übrigens, daß vor dem Erscheinen der Herren kein Menschenthum erkannt und anerkannt worden ist, wissen sie doch, wo es auf historische Begründung ihrer Doktrin durch Autoritätennachweis ankommt, ganze Ladungen von Zitaten aufzustapeln, wodurch auf ein Mal eine Unzahl längst Begrabener zu Kommunisten gemacht und das Monopol des Mitgefühls für die leidende Menschheit von den Monopolisten selbst zerstört wird. Um ihren Bau aber möglichst nach allen Seiten zu stützen und gleichzeitig auszuzieren, so wie ihr geistiges Gefolge ganz komplet zu machen, kultiviren sie sogar eine aparte kommunistische Poesie, eine wahre Hunger- und Jammerpoesie, die in ihrer geschäftsmäßigen Produktion und Absichtlichkeit schon eine bedeutende Höhe auf dem Parnaß der Abgeschmacktheit erstiegen und völlig aufgehört hat, eine menschliche (soziale), ja Poesie überhaupt zu sein.

Mit ihrer Poesie geht es den Herren wie mit ihrer Prosa: obschon ihre Hauptgegenstände die populärsten der Welt sind, nämlich Essen und Trinken, so kann sie es doch nicht zur Popularität bringen. Nichts aber ist natürlicher, als solch ein Resultat, wenn man von der einen Seite die trivialsten Marktobjekte zum Gegenstand aufgetriebener Doktrinen macht und von der andern das Ideale, das man mit der Idee vom Staat fahren und von einem bornirten Realismus verschlingen läßt, nur durch Bier und Leberwurst zu ersetzen weiß. — Die Herren bilden sich ein, die Spitze der Zeitbewegung einzunehmen und alles Volk hinter sich zu haben. Sie bedenken nicht, daß das Volk, und wäre es noch so hungrig, viel zu viel Geist hat, um sich durch bloße Eßtheorieen zur Menschheit begeistern zu lassen, und viel zu viel Takt, um sich an Leute zu halten, die sich im Namen des Fortschritts einmal lächerlich gemacht haben. Das Fühlen auch die Gescheidteren unter den Begünstigern des Kommunismus ganz richtig heraus und hüten sich, mit der kraßen Parrhesie einer Lehre hervorzutreten, die entweder geradezu in die Luft fährt oder ihren Sitz in der Küche aufschlägt.

Indem man gegen unsre philosophischen und unphilosophischen Kommunisten auftritt, braucht man sich bei vernünftigen Lesern wohl nicht vor der Vermuthung zu verwahren, als erkenne man nicht die faulen Flecke unseres sozialen Lebens, als sei man gleichgültig gegen die Leiden der Tausende, deren Lebensglück dem Egoismus weniger Bevorzugten und dem Unsinn veratelter Einrichtungen geopfert wird; als wolle man seinem einseitigen „politischen" Streben das Wort reden, welches über der Ausbildung äußerer Staatsformen die nächsten Bedürfnisse der Staatsbürger übersähe; als habe man nur einen solchen Begriff von der Freiheit, wie ihn das bloße Bedürfniß des freien Sprechens und Schreibens an die Hand gibt u. s. w. Auch versteht es sich von selbst, daß man das Verdienst gern anerkennt, welches in dem Streben Einzelner nach gründlicher Beleuchtung der sozialen Zustände liegt, und dem Eifer Gerechtigkeit wiederfahren läßt, womit Dieser und Jener die Sache der Menschlichkeit verficht. Eben so wird man nicht bestreiten, daß aus diesem ganzen Streben

mancher praktische Vorschlag und mancher gute Wink zu entnehmen ist, der nicht unbeachtet bleiben kann. Endlich läßt sich sogar der Name Kommunist jedem Menschen beilegen und von jedem Menschen adoptiren, der nicht ein Egoist (im bösen Sinn) sein will, sofern nur der Kommunismus vernünftig bleibt, d. h. ausführbare Theorieen aufstellt, deren Ausführbarkeit nachweist und deren eigentlichen Inhalt, Befreiung und Beglückung der Menschheit, nicht aus der Politik hinausverlegen, d. h. der gesellschaftlichen Libertinage und Verwilderung preisgeben will. Auf alles Das kommt es aber hier nicht an. Es gilt hier, die Ueberzeugung zu begründen, daß das Nichtige und Schädliche des kommunistischen Treibens einstweilen dessen Wahres und Nützliches noch bei Weitem überwiegt, es gilt, jener kommunistischen Trommelschlägerei und Ausruferei in Bausch und Bogen, es gilt, jenem Treiben entgegenzutreten, welches von der einen Seite in's Blaue hinein mit der Prätension der Unfehlbarkeit nebelhafte Theorieen hinausspinnt und von der andern mit leichtfertigster Frechheit ein Monopol des Zeitstrebens dadurch zu erlangen sucht, daß es alle andre Bestrebungen, und ständen sie auch noch in äußerster Opposition mit der ganzen Macht des Bestehenden, als mitschuldige oder mindestens veraltete Liebhabereien oder Bornirtheiten darzustellen sucht. Die Freiheit, dieß zu thun, wird man den Herren nicht abstreiten, wenn sie auch ferner einen Werth darauf legen, aber sie werden dann auch Andern die Freiheit zugestehen, ihnen eine gebührende Behandlung angedeihen zu lassen.

Wir kommen jetzt von ihrem Auftreten an ihre Lehren selbst. Da diese Lehren in ihrer systematischen Gesammtheit, wenn es eine solche gibt, keine Zukunft haben können, so würde es Zeitverschwendung sein, jeder derselben einzeln zu Leibe zu gehen und sich durch dieß ganze Gewimmel von Phantasieen, Hypothesen, falschen Analogieen, Uebertreibungen und Rasereien hindurchzuarbeiten. Es kann deßhalb hier nur darauf ankommen, die Hauptpunkte vom praktischen Gesichtspunkt aus zu beleuchten und die anmaßenden Schulmeister des politischen Liberalismus oder Radikalismus in die Nothwendigkeit zu bringen, daß sie von dem neuen Zustand, den sie mit Verwerfung alles Andern gründen

wollen, der harrenden Menschheit eine bestimmte Anschauung verschaffen. Die Ausflucht, daß es einstweilen nur darauf ankommen könne, das bisherige verkehrte Gebäude mit sammt den Grundlagen kommunistisch zu untergraben, und daß alsdann die obdachlose Menschheit das Fundament und Material zu dem neuen Bau von selbst finden werde, wird von vorn herein abgewiesen. Wer Alles verwirft, was Andre schaffen wollen, der muß wissen und sagen können, was er denn schaffen will. Kann er es nicht, so gehe er mit seiner Weisheit nach Hause, oder sei mindestens so bescheiden, keine Proselyten für sie pressen zu wollen. Aber noch Eins. Wenn nun vollends eine Revolution losbricht, wobei es gilt, die Menschheit aus dem Staatsschiff in Ihr Gesellschaftsschiff umzuladen, an wen soll man sich dann wenden, wenn nicht einmal die Vorkämpfer der neuen Bewegung eine Seekarte in der Tasche haben, den Kours angeben, das Steuer dirigiren und den Hafen bestimmen können?

Zuvörderst muß man auf ein Paar Illusionen aufmerksam machen, die den Meisten zur Folie ihrer Bestrebungen dienen.

Wem gilt ihr Streben? Sie widmen sich der „Gesellschaft," der menschlichen Gesellschaft. Was ist die Gesellschaft? Hat die Gesellschaft an sich einen Werth und einen Inhalt? So wenig, als der „Staat," welcher den Enthusiasten der Gesellschaft so unleidlich geworden ist. Sich der Gesellschaft widmen in dem Sinn, wie den Behauptungen der Herren zufolge Andre sich dem Staat widmen, heißt folglich ebenfalls weiter nichts, als, einer Abstraktion nachjagen, und diese Abstraktion erhält auch dann noch kein Leben, wenn man ihr den schönen Mantel des „Humanismus" umhängt. Indem also die Kommunisten die „Gesellschaft" zum Zweck machen, handeln sie eben so thöricht, wie diejenigen, welche nach ihrer Behauptung den „Staat" zum Zweck machen. Ein vernünftiger Mensch aber wird die Gesellschaft, mag sie sich als eine bloß freundschaftliche Versammlung, oder als eine Gemeinde, oder als ein Staat, oder als die ganze Menschheit darstellen, nicht als Zweck für sich, sondern als Mittel ansehen, als Mittel, das Interesse jedes Einzelnen in der Gesammtheit und durch die Gesammtheit zu befriedigen. Jeder Einzelne

ist also im Grunde der Zweck und die Gesammtheit ist es Demjenigen, welcher für sie wirkt, nur in so fern, als sie Mittel für jeden Einzelnen ist*). Jeder Einzelne geht nothwenig von sich aus und in dem Maße, worin er sich erweitert und an der Gesammtheit ideell oder praktisch betheiligt, bildet sich zugleich sein Gemeingeist. Die Form für die Gesammtheit (nenne man sie Staat oder Gesellschaft) ausbilden, heißt also im Grunde weiter nichts, als das Mittel zur Befriedigung der Interessen jedes Einzelnen ausbilden. Ohne dieß Mittel, dieß allgemeine Mittel, würden bloß die Interessen Einzelner, aber nicht aller Einzelnen Befriedigung finden. Wären alle einzelnen Interessen ohne Staat oder Gesellschaft zu befriedigen, wer würde sich dann noch für Staat oder Gesellschaft interessiren? Selbst was die Gesellschaft im Ganzen und nur im Ganzen erreicht, hat doch offenbar nur Werth, sofern es jedem Einzelnen direkt oder indirekt zu gut kommt. Das ganze Kulturleben ist nur der Tisch, an welchem jeder Einzelne seine Mahlzeit hält. Die Mahlzeit ist der Zweck, nicht der Tisch. Wie die Luft nicht der Zweck, sondern das Mittel des physischen Lebens, so ist die Gesellschaft das Mittel des Kulturlebens, das Kulturleben aber das Mittel

---

*) Wer für die Gesammtheit wirkt, wirkt auch für jeden Einzelnen; wer aber für jeden Einzelnen wirkte, würde darum noch nicht für die Gesammtheit wirken. Daraus folgt aber keineswegs, daß die Gesammtheit und nicht der Einzelne Zweck sein müsse, sondern es folgt daraus, daß das Interesse des Einzelnen, welches Zweck ist, nur durch die Gesammtheit, welche Mittel ist, gefördert werden könne, daß aber diese Förderung hinwieder eine Akkommodation des Einzelnen nöthig macht. Um die Sache durch ein Bild zu veranschaulichen: nicht der Wald, sondern jeder einzelne Baum desselben ist der Zweck der Waldkultur; läßt man aber jedem einzelnen sein freies Wachsthum, so nehmen sie sich gegenseitig die Sonne und gedeihen schlechter, als wenn ihre Zweige gelüftet werden. Also jeder einzelne Baum muß einige Zweige opfern, damit jeder einzelne Baum besser gedeihe. Daß die Kommunisten, welche mit so großer Ostentation den Wald zum Zweck machen, jene Lüftung verschmähen und dadurch weder dem Wald noch dem einzelnen Baum einen Dienst thun, darüber weiter unten. Von ihnen läßt sich in gewissem Sinn sagen, nicht, daß sie vor lauter Bäumen den Wald, sondern daß sie vor lauter Wald die Bäume nicht sehen.

zur Beglückung jedes Einzelnen, der daran betheiligt ist. Aehnliches sagen die Kommunisten selbst und doch wollen sie sich nur für die Gesellschaft begeistern, während sie Andern die Bornirtheit vorwerfen, daß sie sich für den Staat begeisterten. Sie sollen also hier zum Mindesten entweder eine Gleichstellung in der Vernünftigkeit oder eine Gleichstellung in der Bornirtheit anerkennen, womit aber nicht gesagt ist, daß von ihren Gegnern diese Anerkennung getheilt werde.

Mit der Illusion, daß sie ein neues, ein allein reelles Ziel der Begeisterung gefunden, hängt genau die Charlatanerie zusammen, daß sie das Reich der „Liebe" gründen wollen. Ihre Lehre ist nur auf Egoismus gegründet und kann nur darauf gegründet sein; da sie aber einen Schreck vor ihrem eigenen Egoismus bekommen haben, suchen sie nach einem Kleid für ihre Blößen und greifen in der Verzweiflung nach dem Christenthum. Im Reich der Vernunft in die Enge gerathen, retten sie sich in das Reich der Gemüthlichkeit. Das ist nicht bloß Inkonsequenz, meine Herren, es ist auch Unehrlichkeit. Wie Sie aber dazu kommen, ist leicht erklärlich. Sie kämpfen gegen den Egoismus. Ohne ihn gäbe es nichts zu bekämpfen. Der Egoismus aber ist nothwendig, wie der Kampf es ist, und läßt sich durch keine Sophisterei hinwegdisputiren. Es kann nur darauf ankommen, die Ausartung des Egoismus zu bekämpfen, als Mittel oder Agens gegen diese Ausartung die Sittlichkeit anzuerkennen und als Träger und Handhaber dieses Mittels den Staat auszubilden. Den Staat aber wollen Sie nicht, aus dem sind Sie mit einem Satze hinaus, weil er Ihnen unbequem und etwas Altes ist; die Sittlichkeit (sofern sie nicht bloß Selbstbestimmung zu vernünftigen Zwecken, sondern auch Selbstbeherrschung nach vernünftigen Motiven ist), wollen Sie ebenfalls nicht. Danach fühlen Sie nun, daß Sie wieder auf den Egoismus hinauskommen, den Sie nun einmal nicht bloß bekämpfen, sondern sogar ausrotten müssen. In gerechtem Zweifel aber, ob dieß Kunststück gelingen könne, suchen Sie ihn wenigstens zu maskiren und schlagen dazu den Weg des Christenthums ein. Das Christenthum hatte nicht die Ehrlichkeit, den Egoismus, den es eben-

falls bekämpfte, als berechtigt anzuerkennen, weil es nicht den Muth hatte, die Gleichberechtigung desselben zu predigen; deßhalb suchte es die Egoismen unter einander zu versöhnen, statt sie zu berechtigen, und predigte ihnen die Liebe. Die Liebe substituirte es dem Recht, dessen Zeit erst jetzt heranrückt, nachdem die Liebe sich so schlecht bewährt hat. Die Kommunisten nun wollen die christliche Liebe in einer neuen Auflage heraus=geben. Sie, welche die Kunst verstehen, nicht bloß das Recht, sondern auch die Existenz des Egoismus zu beseitigen, substituiren die Liebe der Vernunft. Die Liebe, die edle Liebe, welche nun einmal durch den langen Gebrauch einen großen Kredit er=langt hat, soll ihnen aus der Noth helfen, wenn sie von der Vernunft an ihre Passiva gemahnt werden. Die Liebe bietet so einen nebelhaften Hintergrund, in welchen die Umrisse des Para=dieses sich verlieren, und welcher hinter seinen Nebeln immer noch einen Vorrath von Möglichkeiten für die hoffende Mensch=heit verbirgt. Hinweg mit dieser Liebe! Wenn die Herren ehr=lich sind, so müssen sie gestehen, daß sie weder einen Menschen lieben können, den sie nicht kennen, noch einen solchen, der nicht durch seine Eigenschaften ihrer Individualität, also ihrem Egois=mus, sich anpaßt. Die allgemeine Menschenliebe nach bis=herigen Begriffen, ist eine Chimäre. Das allgemeine Menschen=recht ist es aber nicht. Das Recht ist ein allgemeines Postu=lat der Vernunft; die Liebe ist nur im einzelen Fall als Sache des Herzens gedenkbar. Sie verallgemeinern heißt sie entwür=digen, denn sie handelt nach Wahl und hat sich ihren Gegen=stand erst anzusehen. In einer menschlichen Gesellschaft voll purer Liebe würde man eben so viel Ekel empfinden, als Indignation in einer Gesellschaft voll purem Egoismus. Herr Stirner hat in seinem Buch „der Einzige und sein Eigenthum“ ganz das entgegengesetzte Extrem von Dem gelehrt, was die Kommunisten lehren. Der Eine will dem Egoismus Alles vindiziren und wird dadurch ein Gegner der Gesellschaft, die Andern wollen dem Egoismus Alles nehmen und werden dadurch Narren der Ge=sellschaft. Der Erstere ist jedenfalls noch vernünftiger, als die

Andern, denn er steht wenigstens mehr auf dem Boden der Wirklichkeit.

Die Liebe! Man muß in der That lachen über diese kommunistische Liebe. Welchen Gegenstand soll diese Liebe denn noch haben, wenn alle Menschen durch Verwirklichung des Kommunismus befriedigt, vollkommen und gleich glücklich sind? Die Herren der neuen Liebe werden ja nicht einmal mehr das Vergnügen haben, durch ihre Schriften ein Honorar zu verdienen und ihrer Geliebten ein Geschenk davon zu kaufen, denn die Liebste braucht bloß die Hand in das Magazin der allgemeinen „Produktion" auszustrecken, um Alles zu ergreifen, was ihr Herz begehrt. Küssen und Embrassiren wird das Einzige sein, was der Liebe noch übrig bleibt, und das kann man doch nicht den ganzen Tag. Noch schlimmer aber wird die Liebe zu Denen zu stehen kommen, die man nicht küssen und embrassiren kann. Soll man sie speisen, kleiden u. s. w.? Sie haben Alles im Ueberfluß. Soll man ihnen zu Hülfe kommen? Sie bedürfen keiner Hülfe, denn Niemand tritt ihnen mehr zu nah. Soll man ihre Rechte erweitern? Sie haben das Recht ganz abgeschafft, weil die Verbannung alles Unrechts keinen Gegensatz mehr für dasselbe übrig läßt. Was soll man denn thun, um ihnen seine gesellschaftliche Liebe zu beweisen? Man braucht sie bloß recht gesellschaftlich anzublicken und ihnen bei jedem Renkontre zuzurufen: „guten Tag, geliebtes Gattungswesen!" Und die sonstige Liebe, z. B. die Liebe der Eltern zn ihren Kindern? Sie muß in die Gattungsliebe aufgehen, so wie die Familie in die Gesellschaft aufgeht.

An diese Bemerkungen über die Liebe der Kommunisten soll nicht die Folgerung geknüpft werden, man dürfe die Interessen der Menschen nicht befriedigen, damit man noch Gelegenheit für die Bethätigung der Liebe zu ihnen behalte, (daran wird es ohnehin niemals fehlen), sondern es soll dadurch auf den psychologischen Widerspruch einer Doktrin hingedeutet werden, welche in der erfolgten Befriedigung aller Einzelnen den Saamen für die allgemeine Menschenliebe finden will. Könnte es gelingen, durch Abschaffung des Privateigenthums u. s. w. die Motive zu entfernen, welche die Menschen antreiben, sich unter einander zu be-

nachtheiligen, so würde ihnen damit noch immer kein Motiv gegeben sein, sich zu lieben. Ich liebe Den, der mir gefällt, der für mich liebenswürdig ist; ich suche dem zu helfen, den ich in seinem Menschenrecht gekränkt oder im Unglück sehe u. s. w. Den letztern brauche ich darum noch nicht zu lieben, weil ich durch ihn Gelegenheit erhalte, meinem Rechtsgefühl, meiner Vernunft, meinem Mitleid zu genügen. Ist aber der Kommunismus verwirklicht, wie er uns vorgespiegelt wird, so erhalte ich auch nicht einmal mehr Gelegenheit, meinem Rechts=gefühl u. s. w. zu genügen (was Andre ebenfalls Liebe nennen), mithin wird durch ihn die Menschenliebe ärmer, statt reicher. Oder werde ich die Menschen in dem Maße mehr lieben, wie sie glücklicher werden? Wer liebt einen Menschen aus dem Grunde, weil dessen Bedürfnisse befriedigt sind? Eine solche Liebe wäre baarer Unsinn, zumal wenn der Liebende nicht der Schöpfer solches Glücks mehr sein kann. Das Wahre und Ehrliche in der ganzen Sache würde sein, daß man erklärte, es gebe keine all=gemeine Menschenliebe, mithin könne es auch nicht darauf an=kommen, für sie eine Gelegenheit zu gewinnen oder zu verlieren; wohl aber gebe es ein von der Vernunft gebotenes allgemeines Menschenrecht, durch dessen Verwirklichung die Vernunft befriedigt werde, nach dessen Verwirklichung sie mithin streben müsse. Die Vernunft aber kommt nicht dadurch in Verlegenheit, daß sie weniger Gelegenheit erhält, sich unbefriedigt zu fühlen, zumal da ihr Gebiet größer ist, als das der Liebe. Was es außer der Vernunftliebe (um den Rechtsinn so zu nennen) noch sonst an Liebe gibt, das ist entweder die Zuneigung wegen besondrer per=sönlicher Eigenschaften und Uebereinstimmungen (in der Freund=schaft), oder die Geschlechtsliebe, oder die Verwandten= (Eltern= und Kindes=) Liebe, oder das allgemeine Mitleiden, das Mitempfinden der Leiden, welchen wir Andre ausgesetzt sehen. Dieses Mitleiden, obschon gemüthlicher Natur, ist aber keine Menschenliebe, denn es erstreckt sich ja auch auf die Thiere, es ist weit eher die gemüthliche Seite des Rechtssinnes, des Ver=nunftsgebots zu nennen, welches sich gegen den unvernünftigen Zustand des Leidens sträubt.

Diese kurze Analyse dessen, was man Liebe nennt, mag eine Aufforderung für die Kommunisten sein, uns auseinanderzusetzen, welche Bewandtniß es eigentlich mit *ihrer* Liebe habe.

Der allgemeine Gegenstand dieser Liebe ist, wie gesagt, die Gesellschaft; im Besondern aber ist er das Proletariat. Die Herren sind völlig verliebt in das Proletariat. Es ist hier natürlich nicht um Verspottung der Gefühle zu thun, die jeden nicht verhärteten Menschen beim Hinblick auf die Leiden Derer ergreifen, welche der Zufall oder der Egoismus ihrer Nebenmenschen zum Unglück verurtheilt hat. Worauf es hier ankommt, das ist die Bezeichnung jener kommunistischen Einseitigkeit und Verblendung, welche sich förmlich vernarrt in Dasjenige, was sie *abgeschafft* wissen will. Die Kommunisten nehmen in einer Weise Partei für das Proletariat, als ob dasselbe an sich eine Berechtigung und einen Vorzug hätte, als ob es nicht ein völlig negativer, nichtswürdiger Zustand wäre, der keine andere Theilnahme fordern und finden kann, als die ihm zum Umschlagen in einen positiven Zustand verhilft. Sie geberden sich, als müsse das Proletariat noch fortbestehen, nachdem es schon aufgehoben worden, als habe sich in ihm allein der Kern und Werth der Menschheit abgelagert, als sei der Proletarier nicht wie jeder andre Mensch, sobald er nicht mehr Proletarier ist, und als gehöre allein Denen die Zukunft, welchen die Vergangenheit nicht gehört hat. Wenn früher die Feudalität das Uebergewicht hatte, sodann der Mittelstand in den Vordergrund trat und jetzt endlich das Proletariat seine Rechte fordert, so kann doch daraus nichts Andres folgen, als daß, nachdem der letzte unberechtigte Theil der Gesellschaft an die Reihe gekommen, kein unberechtigter Theil mehr existiren wird, nicht aber, daß der zuletzt an die Reihe gekommene nun der am Meisten berechtigte sei. Mit den letzten Unberechtigten müssen die letzten Bevorrechteten von der Erde verschwinden und in der Mitte der Plätze, welche die beiden eingenommen haben, bleibt nur die allgemeine Berechtigung, das allgemeine Menschenthum und Bürgerthum, in welches Alles aufgeht. Dieser Entwickelungsgang ist zwar sehr einfach und die Herren Kommunisten werden sagen, das verstehe sich von selbst, das sei ja auch ihre

Anschauung; sie werfen sich aber so einseitig und ausschließlich auf das Proletariat mit seinem pekuniären Gegensatz und ignoriren die übrige Menschheit mit ihren Interessen der Art, daß man meinen sollte, der Geist der Menschheit habe sich ganz in die leeren Taschen retirirt und man könne sich nur noch als Mensch qualifiziren und Anspruch auf Menschenrechte machen, wenn man eine zerrissene Hose anziehe oder Hunger leide. Sind nicht Millionen Bourgeois früher Proletarier gewesen? Werden nicht noch täglich Tausende von Proletariern zu Bourgeois und umgekehrt? Wo steckt denn der spezifische Unterschied? Wenn es einmal dahin gebracht ist, daß jeder Staatsbürger durch den Staat vor der Noth geschützt werden muß, daß Jeder gleiche (unentgeltliche) Ausbildungsgelegenheit erhält und gleiche politische Rechte besitzt, dann seh' ich nicht ein, wie der soziale Unterschied zwischen Proletariern und Bourgeois noch Geltung wird haben können. Also auf politischem Wege lassen sich die Einen wie die Andern „aufheben." Diese Erkenntniß wird aber auf Entwickelung der politischen Rechte des Menschen hindrängen, nicht auf bloße soziale Entgegensetzung besitzloser Lumpen gegen besitzende Lumpen, eine Entgegensetzung, welche, wenn sie in der Praxis durchschlagen könnte, zu nichts Anderm führen würde, als zu einem bloßen Tausch der Rollen. Wenn man den Proletariern zu den Mitteln der Ausbildung verhilft, sie allmählich am politischen Leben zu betheiligen strebt und ihnen zeigt, welche Früchte diese Betheiligung haben werde, so nützt man ihnen mehr, als wenn man ihnen in Prosa und in Versen eine Misere vorleiert, an der sie ohnehin genug haben, und mit ihnen koquettirt, indem man sich selbst einen — Proletarier nennt. Ich gönne den Herren die Ehre, sich so zu nennen, und bin der Meinung, daß in diesem Fall nicht gilt, was in der Bibel steht: „wer sich erniedrigt, soll erhöhet werden." Die Proletarier sollen fühlen, daß sie Lumpen sind und durch wen sie es sind, sie sollen zum Bewußtsein freier Menschen erhoben werden, damit sie aufhören, Lumpen zu sein; es kommt mir aber jämmerlich vor, wenn ein freier Mensch sich unter die Lumpen erniedrigt, um mit ihnen Chorus zu machen, und sich in allem Ernst geberdet, als ob die Abhängigkeit vom

Geldsack die politische Rechtlosigkeit in den Hintergrund dränge, mithin der Kampf gegen den Mammon eine höhere Aufgabe sei, als der Kampf gegen den Despotismus. Man kann ein verstoßener und verfolgter Mensch sein, man kann Schmerz und Noth, man kann Hunger und Durst leiden und doch kein Proletarier sein wollen, denn, nochmals sei es gesagt, das Proletariat, wie man es nach der Lage der Dinge auffassen muß, ist ein völlig negativer Zustand, ein Zustand der Entmenschung, in den ein freier Mensch sich gar nicht einmal versetzen kann. Würde man sich einen Sklaven nennen, wenn man in die Plantagen verkauft würde? Wer sich dadurch zum Sklaven machen ließe, der wäre es schon früher gewesen. Die Proletarier hören innerlich auf, Proletarier zu sein, wenn man ihnen den Stolz und Trotz des Menschenrechts in die Brust pflanzt. Das kann man als Politiker, nicht als Kommunist; das kann man auf der Tribüne, nicht in der Küche. Die Proletarier werden als solche keinen Spartakus erzeugen; als Sklaven werden sie ihn finden. Wenn auch die Revolutionen durch den Magen begonnen zu werden pflegen, hat jemals der Magen sich für ihre Ideen begeistert? Der Proletarier hat sich für die Ideen geopfert und den Magen vergessen. In Zukunft wird er ihn nicht vergessen und darin hat er recht; wenn er aber dafür die Ideen vergißt, so mögen die Herren Kommunisten das Vergnügen seiner Gesellschaft allein genießen.

Es kann, wie schon gesagt, hier nicht die Absicht sein, sich auf alle einzelne Thorheiten einzulassen, welche die Kommunisten uns als Weisheiten aufdrängen wollen. Suchen wir daher dem Wesen ihrer eigentlichen Doktrin näher zu kommen.

Es ist interessant, daß in diesen Lehren die prosaische Logik auf dasselbe Ziel hinaus will, welches die Phantasie der Poeten vor Augen hat. Die philosophischen Logiker treffen mit den unphilosophischen Phantasten auf dem Weg zusammen, der zum Paradies auf Erden führen soll. Das Reich der Liebe und das Paradies auf Erden! Da haben wir das alte Zwillingspaar wieder, das die religiösen Kleider abgelegt hat und uns jetzt in philosophischer Verkleidung begrüßen will. Das Wahre an der

Sache, den logischen wie den poetischen Uebertreibungen entkleidet, käme auf die einfache Lehre hinaus, daß der Zustand der Menschheit sich mit der steigenden Kultur fortwährend bessere und das Glück sich immer mehr verallgemeinern wird, ohne daß an die Erreichung eines Endziels jemals zu denken wäre. An ein vollkommenes Glück zu glauben ist eben nichts als Phantasterei und Blindheit gegen die Naturgesetze. So weit aber sind die Herren schon in ihrer Verblendung gekommen, daß sie einen Stillstand in den Bestrebungen der Menschheit, gleichsam ein Ausgewachsensein des menschlichen Glücks annehmen, eine Stufe, worauf die Menschheit wie ein Thier- oder Pflanzenreich bis in alle Ewigkeit konsumirt und produzirt, ohne daß es einen weitern Drang mehr fühlt und weiter von der Stelle rückt. Man „genießt", und damit Punktum. Heute „genießen" und morgen „genießen" und nichts als „genießen" d. h. mit einem andern Wort: vegetiren. Ein Mensch mit gesunden Sinnen empfindet einen förmlichen Ekel vor diesem ewigen „Genießen" ohne alle Störung, allen Beigeschmack, alle Unruhe, allen Weitertrieb. Aber die Herren haben gefühlt, daß ohne Dekretirung eines Stillstands in dem Verlangen des Menschen ihrer Doktrin der Schlußstein so gut fehlte, wie jeder andern, und da es ihrer Weisheit nun einmal beschieden war, den Schlußstein der Welt zu finden, so mußte eben die Menschheit sich an dem vorgezeichneten Ziel des Glücks zum Stillstand bequemen. Sie hätte ja sonst die Frage aufwerfen müssen, ob es sich der Mühe verlohne, mit dem Kommunismus einen so überaus revolutionairen Versuch zu machen, wenn nicht hierdurch für alle Zeiten alles Verlangen gestillt werde? Die Glückstheorie dieser Herren kommt mir vor, wie etwa eine Theorie, welche immer schönes Wetter oder immer Tag oder immer Frühling statuiren wollte. Wenn im menschlichen Mikrokosmus sich der Makrokosmus wiederspiegelt und die Einheit der Welt ihr Gesammtgesetz sich auch in ihren einzelnen Erscheinungen stets wiederholen lassen muß, so wird es Jedem einleuchten, daß der Krieg der Elemente, die Reibung, Unruhe, Spannung und Abwechselung in der physischen Natur, welche eben ihr ewiges Leben und ihre ewige Entwickelung bedingen, auch im Leben der

Menschheit sich in anderer Gestalt wiederholen muß, um ihre Entwickelung im Gang zu erhalten. Dieser Prozeß des Kämpfens, des ewigen Agirens und Reagirens in der Natur wie in der Menschheit nimmt zwar immer mildere Formen an, aber aufhören kann er doch nie. Würde der Fluß des menschlichen Strebens sich verlaufen, ein Ende finden, so müßte eben auch die Menschheit an ihrem Ende angelangt sein, so wie die Natur zerfallen würde, wenn der Sonnenschein nicht mehr durch Regen, der Tag nicht mehr durch die Nacht, die Wärme nicht mehr durch die Kälte unterbrochen würde u. s. w. Zwar mag, wie in der Natur die Jahreszeiten mit den Himmelskörpern ihren bestimmten Kreislauf wiederholen, auch die Geschichte der Menschheit ihre bestimmten Umläufe haben, aber selbst diese Umläufe bleiben niemals dieselben, und so wie an der Erde nach Vollendung jedes Kreislaufs eine auf Fortentwickelung deutende Aenderung vorgeht, so kommt auch die Menschheit nach der Zurücklegung einer Spirallinie immer auf einer höheren Stufe an. Einen Stillstand in irgend Etwas annehmen, heißt an einen Stillstand der ganzen Natur glauben. An einen solchen Stillstand muß Derjenige glauben, welcher das menschliche Glück in dem Pferch einer ewigen Befriedigung einzufangen, und eine ewige „Harmonie" in der Menschheit zu schaffen gedenkt. Ehe man sich durch Abstreifung der Theologie zu solcher Beschränktheit bringen läßt, sollte man doch lieber gleichsam die Metaphysik in die Astronomie verlegen und der Menschheit ein Hinüberwachsen in andre Weltsphären mittelst neuer Erfindungen u. s. w. in Aussicht lassen. Ein solches Hinüberwachsen hat wenigstens mehr Gründe für sich, als ein Stillstand der Entwickelung.

Bei der Erwähnung dieses harmonischen Stillstands, dieser gesellschaftlichen Vollkommenheit kann man den Wunsch nicht unterdrücken, eine Vorstellung von dem Maßstab zu erhalten, wonach die Menschen in Zukunft ihre Eigenschaften messen werden, nachdem ihnen durch Hinwegräumung aller Ursachen des Unrechts das Recht zur Nothwendigkeit gemacht, die individuelle Machtvollkommenheit, das Rechte um des Rechten willen zu ergreifen, abgeschnitten und ihre ganze Befriedigung in dem freien Gehenlassen aller natürlichen Triebe ge-

funden sein wird. Die Kommunisten werden zwar erklären, daß sie von diesen Trieben denjenigen der Vernunft nicht ausschließen, aber diese Erklärung ist gar nicht mehr berechtigt, wenn ihnen die Vernunft bloß Selbstbestimmung ohne Selbstbeherrschung diktirt. In einer Gesellschaft nach ihren Begriffen darf von keiner Selbstbeherrschung mehr die Rede sein. Ich soll in ihr (denn der Egoismus ist ausgerottet) nicht bloß nichts Unrechtes mehr thun, sondern es auch nicht mehr wollen können. Ich muß in ihr recht handeln, wie ein Apfelbaum Aepfel tragen muß; ich bin ein Sklave meiner Tugend geworden. Daß es übrigens mit dieser Tugendsklaverei in der Praxis sich ganz anders stellen würde, wird sich eben so leicht begreifen lassen, als daß die Gesellschaft, wenn einmal die Sittlichkeit in ihrer Natur steckt, sich nicht einigen Kommunisten zu lieb dahin bringen lassen wird, aus ihrer Natur hinauszugehen und mit der Abschaffung der Sittlichkeit einen Versuch im Großen zu machen.

Die Idee einer kommunistischen „Harmonie" hat allerdings viel Verführerisches, namentlich in einer Zeit, welche der höchsten Stufe der Disharmonie zustrebt. Der Ekel, den man empfindet, wenn man hier nur die brutale Gewalt, dort nur den brutalen Geldsack herrschen oder gar beide gemeinsame Geschäfte machen sieht, für das freie und edle Menschenthum dagegen ringsum kein Plätzchen der Rettung mehr erblickt, kann allerdings zu dem entgegengesetzten Extrem hintreiben, wo man sich den Begriff des Hindernisses, der Disharmonie, des Widerstreits der Interessen überhaupt als gänzlich verschwunden denkt. Die nächsten Consequenzen so extremer Ansichten sind denn ganz natürlich von der einen Seite die Forderung einer Aufhebung aller Gewalt, also einer Anarchie im guten Sinn, und von der andern die Forderung einer Aufhebung alles Privateigenthums, also eines gemeinsamen Besitzes und gemeinsamen „Genusses." Aber wenn es auch erklärlich ist, daß Mancher beim Hinblick auf die Trostlosigkeit unserer Zustände die Besinnung verliert, so hat doch Keiner das Recht, uns Das als Richtschnur aufzudrängen, was er nach verlorener Besinnung ergriffen, so wenig wie das Symtom einer

Krankheit das Recht hat, sich für den Zweck der Heilung auszugeben.

Das eine Hauptkapitel in dem kommunistischen „neuen Evangelium" bildet also die „Aufhebung des Staats." Man braucht nur den kommunistischen Hebel anzusetzen und das Wort „Gesellschaft" auszusprechen, so ist der Staat „aufgehoben" oder in die Erde versunken. Wenn Einer Einwendungen dawider macht, und sich an dem Werk der Aufhebung nicht betheiligen will, so ist er ein bornirter Politiker, ein Philister, allerhöchstens ein gedankenloser Liberaler, ein Mensch, der das Wesen der Menschheit einer leeren Abstraktion opfert oder die menschliche Gesellschaft in ein Polizeibüreau umwandelt. Daß der gesunde Menschenverstand über ihre Theorieen hinausdenken könne, nehmen die weisen Herren natürlich nicht als möglich an, es muß ihnen daher auch als Bornirtheit erscheinen, wenn man diese Theorieen deßhalb verwirft, weil man sie auf dem Probirstein der Erfahrung, der Lebensbeobachtung, kurz der wirklichen Welt als unbrauchbar befunden haben will. Ob ihre Gegner egoistische Anhänger des Bestehenden sind, die jeder neuen Idee den Krieg machen, weil sie bei dem Alten ihre Rechnung finden, oder ob ihnen Leute gegenübertreten, die nur ihrer freien Ueberzeugung folgen und Alles verwerfen, was sie als schlecht und unvernünftig erkennen — das ist ihnen ganz einerlei, sie haben keinen andern Maßstab, als den der Anerkennung, die man *ihrer* Weisheit zollt, sie sind blind gegen alle Unterschiede, die *ihnen* gegenüberstehen, denn sie haben die Weisheit allein gepachtet und wer dieser Weisheit sich nicht unterwirft, bei dem kommt ein größerer oder geringerer Grad von Verwerflichkeit gar nicht zur Schätzung. Die Verwerflichkeit besteht kurzweg in der Nichtbetheiligung an den kommunistischen Theorieen. Es gibt nur zwei Menschenarten in der Welt: Kommunisten und Nichtkommunisten. Als abgesagte Feinde der „freien Konkurrenz" dulden die Herren auch keine Konkurrenz im Denken und Wollen. Sie wissen die „Arbeit" des Geistes allein zu „organisiren" und wer sich nicht bei Zeiten meldet, um ein Stück mitzubekommen, der sehe später zu, wie er zurecht kommt. Es ist sogar noch sehr zweifelhaft, ob er

an die „Liebe" wird appelliren können, welche die Herren so ausschließlich vertreten, denn die Liebe dieser Herren hat einen sehr fanatischen Charakter. Ihre „Liebe" ist nicht „blind," wie ihre Weisheit, sondern sie ist sehr exclusiv; aber ihr Haß scheint mitunter blind zu sein, oder die Augen zuzudrücken, denn sie wissen sich, wie ihr Großvater Fourier, mit der despotischen Staatsgewalt mitunter ganz liebevoll auszusöhnen und scheinen es in ihrer erhabenen Gleichgültigkeit gegen die „Politik" theilweise schon so weit gebracht zu haben, daß es ihnen einerlei ist, ob sie in einer Republik oder unter einem Säbelregiment leben. Sie lassen ihre gesammte Kourage gegen den unbewaffneten Geldsack los und behandeln den bewaffneten Despotismus im Ganzen sehr großmüthig. Wenn der Kaiser von Rußland seinen Sklaven satt zu essen gibt, so hat er den Haupttheil der Theorieen gewisser Herren verwirklicht. Das Sprüchwort von der Berührung der Extreme scheint auch hier Anwendung zu finden, wo die Aufhebung des Staats durch den Kumunismus und die Aufhebung des Staats durch den Despotismus sich so weit nähern, daß sie mit einander liebäugeln könnten. Es ist eine Schande, meine Herren, die Einseitigkeit des persönlichen Weisheitsdünkels so weit zu treiben, daß man dabei der Mannesehre und des Freiheitsstolzes in einer Welt, wie die unsrige ist, entrathen zu können glaubt. Es werden Ihnen noch Viele erklären, daß sie sich bei Wasser und Brod stets glücklicher fühlen werden, wenn sie politisch frei sind, als sie sich in polizeilicher Atmosphäre bei Champagner und Pasteten fühlen würden; auch werden sie, wo sie für Andere die Wahl haben, nicht im Zweifel darüber sein, denselben zunächst ein gleiches Loos zu sichern und grade hierdurch eine hohe Idee von der Menschheit zu bewähren glauben. Von Ihrer Seite wird es zwar heißen, daß auch Sie keine politische Unfreiheit wollen, weil Sie gar keine Politik wollen, daß Sie vielmehr völlige Freiheit mit völliger körperlichen Behaglichkeit zu vereinigen gedenken; aber abgesehen davon, daß beim Streben nach Verallgemeinerung des materiellen Glücks die Erstrebung der politischen Freiheit gar nicht umgangen werden kann, so zeugt nothwendig der maßlose Hohn, welchen Sie bei jeder Gelegenheit auf jede

Manifestation des politischen Freisinns werfen, und die einseitige Wuth, welche Sie immer nur auf den materiellen Theil, auf das Essen und Trinken, auf das Geld und das Eigenthum hintreibt, für eine Abstumpfung gegen die ideale Seite des menschlichen Glücks, um welche sie so wenig zu beneiden sind, als Sie damit Proselyten unter Leuten von Charakter machen werden. Die Frivolen werden Sie sämmtlich auf Ihrer Seite haben, so wie alle Diejenigen, welche sich nöthigenfalls die Freiheit durch die Mittel zum Wohlleben abkaufen ließen, nicht aber Diejenigen, welchen die freie Geltendmachung ihrer Ueberzeugungen ein größeres Gut ist, als die Verbesserung der materiellen Existenz. Mag auch die Auflehnung des Freiheitsgefühls gegen den Druck des Despotismus, wie die Auflehnung der Vernunft gegen die Macht des Unsinns, im Grunde als etwas Negatives erscheinen, welches (wie ja auch die Empörung gegen die Geldherrschaft) keinen Inhalt mehr hat, sobald ihr Gegenstand, der Druck und der Unsinn, verschwunden ist, so kann doch, so lang diese Mächte herrschen, die Auflehnung dagegen dem Gefühl eines Mannes nicht abhanden kommen durch die Auflehnung gegen die Macht der materiellen Interessen, ähnlich wie der Körper, dem Luft und Speise fehlt, nicht das Ersticken über dem Hungern vergessen kann. Die Auflehnung gegen den bloßen Geldsack wird nicht zu einer männlichen completirt durch einen menschlichen oder menschheitlichen Anstrich, und wer sich nur gegen den Geldsack begeistern kann, der kann sich auch nur mit dem Bettelsack koalisiren.

Doch wir waren an der Aufhebung des Staats. Mit dem Staat machen es die Herren wie mit allem Andern. Weil mit dem Geld Mißbrauch getrieben wird, muß das Geld, weil das Eigenthum zu ungleich vertheilt ist, muß das Eigenthum, weil die Konkurrenz zu weit geführt, muß die Konkurrenz, weil der Handel sein Verderbliches gehabt hat, muß der Handel, weil die Sittlichkeit zur Tyrannisirung der Natur geworden ist, muß die Sittlichkeit, weil die Ehe zur Handels- und Unglücksanstalt herabgewürdigt worden, muß die Ehe, weil der Egoismus ausarten konnte, muß der Egoismus, weil das Gesetz zum Werkzeug des Unrechts gemacht worden, muß das Gesetz, weil der Staat seine

Aufgabe noch nicht hat erfüllen können, muß der Staat abgeschafft werden. Was naturnothwenig ist und, sei es in stetiger oder modifizirter Gewalt, voraussichtlich für alle Zeiten bestehen wird und muß, das verwerfen die Herren eben so gut, wie die vorübergehenden Erscheinungen, Thorheiten und Auswüchse der Entwickelung. Es kommt nur darauf an, daß Etwas überhaupt zu Mißbrauch geführt hat oder sich dem neuen Evangelium nicht sofort anbequemen kann. Dann ist es reif zum „Aufheben" oder Abschaffen. So charakterisiren sich die Herren nach allen Seiten nur als Leute des Extrems und Leute des Extrems haben keine Zuflucht. Es fehlt nur, daß sie auch noch die Nase abschaffen, weil man den Schnupfen bekommen, und den Mund, weil man sich den Magen verderben kann. Ein solches Beginnen wäre nicht unsinniger, als die projektirte „Aufhebung des Staats."

Was ist der Staat? Es läßt sich nur als ein Kunstgriff ansehen, daß die Herren sich immer das Ansehen geben, unter Staat nur den bisherigen Staat, den preußischen, den russischen, den englischen, den nordamerikanischen Staat sich denken zu können. Eben so wollen sie sich unter Rechtsstaat nicht denken, was er dem Wort nach bedeutet, sondern höchstens eine teutsche Konstitution. Eben so schimpfen sie nach französischem Vorgang auf die „Liberalen," weil sich diesen Namen auch Solche angeeignet haben, die sich vom Liberalismus gar keinen Begriff machen können. Dem Mißbrauch einer Sache setzen sie immer die Verdammung der Sache entgegen. Das Kind mit dem Bade ausschütten, bezeichnet ganz ihr extremes Wesen. Konsequenterweise müssen sie sich unter dem Menschen auch nur den bisherigen Menschen denken und dann den Menschen aufheben wie den Staat. Der Mensch aber soll vervollkommnungsfähig sein bis zum Ideal; der Ausdruck für die Bethätigung des menschlichen Gesammtwesens in der Gesellschaft dagegen, der Staat, soll als Rumpelkammer der menschlichen Thorheiten aus der Welt geschafft werden. Die Auflösung dieses Widerspruchs und mit ihr die Erklärung der Antipathie, welche die Herren gegen den Staat haben, liegt einfach darin, daß sie, wie bereits erwähnt, den Begriff der zügelnden Sittlichkeit verwerfen, wenn sie es auch nicht geradezu sagen.

Der Staat ist ein sittliches Institut; die „Gesellschaft," wie die Herren sie sich denken, bedarf der Sittlichkeit nicht mehr. Nach ihnen soll die menschliche Gesellschaft, wenn sie sich auf gemeinsamem Eigenthum in gemeinsamer Arbeit vereinigt und sonst völlig losgebunden ihrem Naturtrieb folgt, den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht haben und ohne sonstige Einwirkung in so vollständiger Harmonie leben, daß ihr nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Sie soll durch ein sich von selbst ergebendes Gleichgewicht aller Neigungen und Bedürfnisse, Anziehungen und Abweisungen, durch eine, ich möchte sagen, freie Nothwendigkeit in schönster Ordnung erhalten werden. Bei dieser Theorie, welche sich der großen Weltordnung, dem Sonnensystem u. s. w. (aber nach falschen Prämissen) anschließen will, ist bloß übersehen, daß jeder einzelne Mensch, obschon er ein „Gattungswesen" ist, seine persönliche Freiheit hat und diese Freiheit nothwendig zur Zentrifugalkraft wird, wenn kein Gesetz der Allgemeinheit als Zentripedalkraft ihr die Waage hält. Mit Rücksicht auf die bestehende nicht bloß, sondern auch auf die denkbare künftige Wirklichkeit muß man jene Vorstellung einer sich von selbst erhaltenden Harmonie, welcher die Hinneigung zur Disharmonie abgeht, für eine reine Chimäre erklären. Es ist eine Chimäre, daß der Mensch, wenn er nicht mehr durch die Sucht nach Eigenthum hingerissen wird, alle feindliche Leidenschaft völlig von sich abthue und in keine Stellung zu seinem Nebenmenschen mehr gerathe, aus welcher er durch das zum Gesetz erhobene Gesammtbewußtsein über die gegenseitigen Rechte und Pflichten zurückgewiesen werden müßte; es ist eine Chimäre, daß die völlige Befreiung der Naturtriebe von aller Rücksicht auf eine Gesammtordnung nicht zu Ausartungen führen werde, welche die ganze Gesellschaft wieder in Verwirrung bringen könnten. Ich bemerke hierbei zum Ueberfluß, daß ich mir die Sittlichkeit von allem „transzendenten" Charakter und aller metaphysischen Grundlage befreit denke, eben so, daß ich kein feierliches Moralpredigen, sondern kaltblütige Rechtserkenntniß zur Wächterin der Sittlichkeit mache; eben so, daß ich in der menschlichen Natur keinen Zwiespalt anerkenne, welcher den Menschen in eine gute und eine böse

Seite theilt. Ich beschränke die Sittlichkeit rein auf den Menschen und die menschliche Gesellschaft und nehme etwas absolut Böses gar nicht als möglich an. Aber eben für die Gesellschaft, in welcher der Egoismus zum relativ Bösen werden kann, ist die Sittlichkeit das nothwendige und einzige Band der Erhaltung, weil sie die Wahrerin des Rechts ist. Die Freiheit ist nur das halbe (persönliche) Recht; die Sittlichkeit macht es zum ganzen (Gesammt-) Recht. Unter Sittlichkeit in der menschlichen Gesellschaft verstehe ich kurzweg den Inbegriff von Rücksichten, welche der eine Mensch gegen den andern und gegen die Gesammtheit nach dem Gebot der Vernunft zu nehmen hat; unter Staat, nach der sittlichen Seite hin, verstehe ich die Vereinigung einer menschlichen Gesellschaft, welche jene Rücksichten nach ihrem jedesmaligen, sich in der Wissenschaft und in den Volksorganen kundgebenden Gesammtbewußtsein feststellt und sich deren Beachtung nach solcher Feststellung sichert. Unsern Kommunisten nun ist solche Feststellung ein Greuel. Nach ihnen ist es eine Schändung der menschlichen Natur, daß sie ein äußeres Gesetz respektiren soll, als sei dieß Gesetz in einem ausgebildeten Staat nicht der allgemeine Ausdruck des innern Gesetzes, welches jeder sittlich ausgebildete Bürger desselben in sich trägt, dessen äußere Festsetzung aber in der Praxis nöthig ist, weil bei der natürlichen und nie ganz verschwindenden Ungleichheit der Menschen nicht jeder Staatsbürger die Kenntniß oder Anerkenntniß desselben von selbst besitzt, oder übereinstimmend festhält; nach ihnen ist es eine Entäußerung des menschlichen Wesens, wenn der Mensch an staatliche Rücksichten gebunden wird, als ob diese staatlichen Rücksichten in einem menschlichen Staat etwas Anderes wären, als menschliche Rücksichten. Solche nichtige Einwürfe kleiden die Herren in einen großen Luxus pseudophilosophischer Redensarten ein und glauben dabei durch dialektische Kunststücke den gesunden Menschenverstand zu übertölpeln. Mögen sie zur Besinnung kommen. Der gesunde Menschenverstand wird ihnen antworten, daß grade in der möglichst vollkommenen Feststellung der Rücksichten, welche durch die Rechte und Bedürfnisse der Menschen unter einander nöthig gemacht werden, eine Hauptaufgabe der menschlichen Gesellschaft

gelöſ't ſei, während ohne eine ſolche ſtaatliche Ordnung die Geſellſchaft auch auf der höchſten Stufe der Kultur wieder verwildern müſſe; er wird ihnen antworten, daß der Staat die Errungenſchaft der Geſchichte feſthält und ſie zur Grundlage weiterer Errungenſchaften macht, während in der lockern Vereinigung einer ungebundenen Geſellſchaft das Errungene wieder verloren gehen müſſe; er wird ihnen ferner antworten, daß in der Betheiligung an der Feſtſtellung der allgemeinen Rückſichten und in der gegenſeitigen Befolgung derſelben, als einer ſelbſtgezogenen Richtſchnur, der Einzelne wie die Geſammtheit eine Befriedigung ihres ſittlichen Strebens und ein geſellſchaftliches Glück finden, nicht aber darin einen unnatürlichen Zwang und die Wirkſamkeit der polizeilichen Zuchtruthe erkennen werden; er wird ihnen antworten, daß die ſtaatliche Rückſicht auf den Nebenmenſchen neben dem Trieb des perſönlichen Intereſſes keinen Dualismus im Menſchen begründe, ſondern daß dadurch grade Das in Praxis geſetzt werde, was die Herren die allgemeine Liebe nennen wollen; er wird ihnen endlich antworten, daß der Egoismus, den ſie als trennendes Element darſtellen, grade ein einigendes Element der ſtaatlichen Geſellſchaft iſt, nachdem er die ſittlichen Schranken anerkannt hat. Wenn die Herren die Sittlichkeit zur Polizei machen, ſo kommt es nur auf den Staat an, die Polizei zur Sittlichkeit zu machen. In dem Geſetz aber, welches die Herren als ein neu erfundenes dem menſchlichen Glück zur Richtſchnur geben, wodurch ſie den wirklichen Menſchen herſtellen wollen, dem Geſetz nämlich des freien Auslebens aller eingepflanzten Triebe, erkenne ich kein anderes, als das alte Geſetz des freien Egoismus, welches bisher alles Unheil über die Menſchheit brachte, indem es die Selbſtbeſchränkung, welche durch die Rückſicht auf den andern Menſchen und die Geſammtheit zur ſittlichen Pflicht wird, aus den Augen ſetzte. Die Herren wollen, ohne es zu wiſſen, die Grundlage von allem Dem wieder herſtellen, was ſie bekämpfen. Nachdem ſie den Egoismus, wie ſie glauben, durch Aufhebung des Privateigenthums an der Schwindſucht haben ſterben laſſen, geben ſie dem Scheintodten am Frei-

tisch der Gesellschaft Gelegenheit, sich erst recht zum Fresser auszubilden.

Die Herren haben schon so viel gegen die Politik geschrieben und schon so lang den Staat aufgehoben, daß man billigerweise endlich von ihnen eine bestimmte Nachweisung des Unterschiedes zwischen ihrem System und dem politischen verlangen könnte. (Im Obigen liegen einzelne Andeutungen dazu). Aber eine solche Nachweisung ist trotz einzelnen hochfahrenden Abfertigungen der Politik noch immer nicht erfolgt. Warum? Weil sie nicht erfolgen kann. Die Herren mögen sich drehen und winden, wie sie wollen, sie kommen mit ihrer „Gesellschaft" gar nicht aus dem Staat heraus, da der Staat eben nichts Anderes ist, als organisirte Gesellschaft. Sie wollen zwar den sittlichen Theil des Staats nicht gelten lassen, ohne irgend zu zeigen, wie sie ihn entbehren könnten; aber die äußere Form müssen sie ausdrücklich festhalten, und indem sie den Staat innerlich aufzuheben vorgeben, lassen sie ihn äußerlich ganz hübsch bestehen. Sie sagen, wo Niemand Unrecht wollen kann, da ist keine Aufsicht, wo Niemand Unrecht thun kann, da ist kein Gesetz, wo Niemand ein Gesetz verletzen kann, da ist kein Gericht, wo Niemand Interessen zu vermitteln hat, da ist keine Behörde nöthig u. s. w. Sie wollen daher nichts übrig behalten als eine sogenannte Verwaltung, eine Rechnungsführung, eine Buchführung u. s. w. Nur von materiellen Interessen ausgehend und nur materielle Interessen bekämpfend, nehmen sie auch nur von materiellen Interessen ihre Staatsform her. Sie verwandeln ihre Gesellschaft in eine Fabrik und ein Komptoir. Aber selbst dieß Fabrik- und Komptoir-Wesen (angenommen, daß sich darauf die gemeinsame Gesellschaftslenkung beschränken ließe) — ist es nicht wieder ein Staat? Wird nicht wieder der menschlichen Natur der Schimpf angethan, daß sie sich an eine bestimmte Ordnung, an ein äußeres Gesetz binden muß? Sind nicht allgemeine Vorschriften nöthig, wonach die Gesellschaft in ihrer ganzen Thätigkeit geregelt wird, und werden diese Vorschriften stets pünktlich befolgt, wenn keine Kontrole besteht? Jene Vorschriften und diese Kontrole aber sind sie nicht wesentliche Attribute des Staats, wenn auch eines bis auf

das Gerippe reduzirten Staats? Bilden sie nicht eine Arbeits=polizei, wie jetzt eine Eigenthums= und Sittenpolizei besteht? Wenn sie aber in irgend einem Punkt als unzweckmäßig erkannt sind und abgeändert werden sollen, oder wenn irgend ein sonstiges Interesse der Gesellschaft einen Beschluß fordert, wer wird die Aenderung berathen und wer den Beschluß fassen? Doch wohl Niemand anders, als die Gesellschaft. Die Gesellschaft tritt also als Souverain in ihrer Sache auf und vollzieht wieder eine Handlung — des Staats. Nun kommen wir aber noch an das Erziehungswesen, an die Wissenschaften, die Künste, das Medicinalwesen, die Gesellschaftsstatistik u. s. w. Macht sich das Alles von selbst, ohne staatliche Förderung und Leitung? Greifen alle diese Räder von selbst in einander, auch ohne daß man ihnen einen bestimmten Platz anweis't und sie mit politischen Zähnen versieht? Doch weiter. Dieselben Herren, welche den Staat aufheben, wie man ein altes Geräth zum Fenster hinauswirft, erzählen uns gleichzeitig, wie tapfer sich ihr Militair gegen Unterdrücker schlagen, wie jedes Glied der „Gesellschaft" sich zu einem kriegerischen Löwen gegen das nicht kommunistische Ausland ausbilden werde u. s. w. Glaubt man etwa (über das Einzelne sind wir noch nicht belehrt worden), das organisirte Ausland lasse sich durch unorganisirte Kommunisten, die bloß die Schule der „Gesellschaft" besucht haben, abwehren und in die Flucht schlagen? Ist nicht grade beim Militairwesen die allgemeine Organisation unentbehrlicher, als irgendwo? Wie ist aber solche Organisation möglich ohne Staat, möglich bei einer bloßen „Verwaltung," Buchführung u. s. w.? Schon dieß eine Beispiel zeigt, daß es den Herren nur um eine neue Redensart zu thun, daß es ihnen mit der „Aufhebung des Staats" gar nicht einmal Ernst sein kann; bleiben sie dennoch dabei, so würde man den Staat schon um der Beaufsichtigung der Narren willen für unentbehrlich erklären müssen.

Doch wir müssen uns die sogenannte Aufhebung des Staats auch nach andern Seiten hin veranschaulichen. Um ihre Theorieen in's Werk zu richten, haben die Herren doch einen bestimmten Raum, ein bestimmtes Terrain nöthig. Ich räume ihnen laut

spezieller Vollmacht des Polizeiassessors Stieber zu Berlin, welchem das kommunistische Departement zugetheilt ist, das Königreich Preußen ein, in welchem tabula rasa sein, in welchem es weder Städte mehr geben soll, noch Bourgeois, welche sie bewohnen. Es werden nun Fabriken, gemeinschaftliche Wohnungen, gemeinschaftliche Arbeitshäuser u. s. w. errichtet. Nothwendig können solche Einrichtungen nur gemeindeweise getroffen werden, da sie in großen Ausdehnungen sich nicht übersehen lassen und die Gemeinschaftlichkeit ausschließen würden. Gesetzt nun, die Einrichtungen in jeder einzelnen Gemeinde haben nichts Staatliches an sich, was gar nicht zu denken ist; wie sieht es aber mit dem Ganzen aus? Sollen die einzelnen Gemeinden gar kein bestimmtes Band der Vereinigung haben? Besteht keine staatliche Vereinigung, besteht keine Centralbefugniß über die Gemeindekräfte, wer verhütet die Zersplitterung und Verwirrung, wer regulirt die Interessen der Gemeinden unter einander, wenn z. B. in der einen Gemeinde Mißwachs, in der andern Ueberschwemmung, in der dritten irgend ein anderes Vorkommniß das Gleichgewicht der Produktion und Konsumtion stört oder ganz aufhebt? Wer hindert die Bevölkerung der einen Gemeinde, ihr unbehaglich gewordenes Terrain zu verlassen und in einer andern Platz zu nehmen, die bei aller möglichen Gesellschaftlichkeit auf solchen Zuwachs unmöglich gerichtet sein kann? Es sei Jedem überlassen, an solche Eventualitäten die ganze Reihe anderer sich anschließen zu lassen, welche sonst noch denkbar sind, und dann die Frage an den gesunden Menschenverstand gerichtet, ob er sich nur die Möglichkeit bilden könne, daß aus einer kommunistischen „Gesellschaft," welche den „Staat aufgehoben" hat, etwas Anderes hervorgehen werde, als ein gesellschaftliches Chaos? Doch, noch etwas Anderes kann aus ihr werden. Z. B. eine russische Provinz. Was würde das politische Rußland hindern, das gesellschaftliche Preußen gemeindeweise in die Tasche zu stecken? So wenig die gesellschaftliche Organisation, als das gesellschaftliche Recht, denn da das Eigenthum überhaupt gänzlich aufgehoben ist, so wird Niemand etwas einwenden können, wenn Rußland sagt: Das Interesse meiner „Gesellschaft," meiner Proletarier,

meiner Leibeigenen u. s. w. fordert einen Zuwachs von einigen tausend Quadratmeilen gesellschaftlichen Landes, das ich so gut benutzen darf, wie ihr. Das Eigenthum, das ist der Diebstahl. Dieß gilt von ganzen Gemeinden und Gesellschaften so gut, wie von einzelnen Menschen. Ihr seid „Raubmörder," wenn ihr euch diese hübschen Länder allein aneignen und meine armen Unterthanen in ihrem eisigen Klima erfrieren lassen wollt. Erlaubt daher, daß ich euch die Sündenlast eures Eigenthums wieder abnehme und meine Russen an eurem Glück Theil nehmen lasse." Die Kommunisten werden nun zwar sagen, daß, wenn ihre Theoricen erst in Preußen realisirt seien, alsdann in dem übrigen Teutschland sowie namentlich in Frankreich und England *) derselbe Zustand herrschen und vor solcher imposanten „Gesellschaft" jeder fremde Einfall von selbst zurückschrecken werde. Aber selbst dieß zugegeben, und angenommen, daß ein gesellschaftliches Reich von solchem Umfang vorhanden, daß aller Nationalunterschied verschwunden, alles gegenseitige Interesse ausgeglichen und dadurch eine staatliche Entgegensetzung der genannten Länder unter einander in jeder Beziehung entbehrlich geworden sei, so erhellt aus den obigen Andeutungen über die nothwendige Zerstückelung in Gemeinden um so mehr wieder die Nothwendigkeit, einem so ungeheuren gesellschaftlichen Reich eine feste innere Organisation zu geben, die wieder nicht anders als eine staatliche zu nennen wäre. Mag man sich sogar die ganze Menschheit als einverstanden und die Idee des Humanismus im weitesten Sinn verwirklicht denken — eine Idee, welcher Jeder huldigen wird —, so ist es doch nicht möglich, sich die Vereinigung der Menschheit anders vorzustellen, denn als eine Vereinigung von Staaten, von Freistaaten, wie

---

*) Die Kommunisten glauben, daß, wenn in Frankreich, England u. s. w. Revolutionen entstehen, daraus nothwendig eine Kommunistenwirthschaft hervorgehen werde. Wahrscheinlich aber werden Diejenigen richtig rechnen, welche als das Resultat solcher Revolutionen Republiken erwarten, in welchen sämmtliche Staatsbürger zu ihrem Recht gelangen und einem Zurückfallen in die bisherigen Zustände auch in sozialen Dingen durch politische Eigenthumsregulirung vorgebaut wird.

sie nach natürlichen Einflüssen der Lokalität und Nationalität sich gebildet haben. Bei dieser Gelegenheit, wo von einem so fernen Blick in die Zukunft die Rede ist, müssen die Herren Kommunisten auch gefragt werden, wann sie sich den Zeitpunkt gekommen denken, wo der verhaßte Handel (zwischen Staaten nicht bloß, sondern auch zwischen Welttheilen) aufhören, oder sich in bloßen, schwerfälligen Tauschhandel verwandeln, mithin das infame Hülfsmittel, das Geld (sei es metallenes, oder papierenes oder meinetwegen steinernes), aus der Menschheit verschwinden wird? Ohne Handel wäre die Welt noch im Zustande der alten Rohheit, ohne Geld wäre die freie Entwickelung des Handels nicht möglich gewesen, ohne Handel und ohne Geld bliebe die Idee eines Weltverkehrs eine bloße Phantasie — das weiß oder erkennt jedes Kind, und nun kommen diese Weltverdreher, die schlimmer sind, als die Kinder, und wollen plötzlich den Handel vernichten, weil er nicht den Betrug, und das Geld vernichten, weil es nicht die Bourgeois hat fern halten können. Mit dem Mißbrauch müssen sie gleich auch den Gebrauch abschaffen, mit der Ausartung auch die Art. Ist das nicht in der That schlimmer, als Kinderei? Es ist unglaublich, wie viel Bornirtheit mit der Intelligenz verbunden sein kann.

Mit der Aufhebung des Staats ist bekanntlich auch die Aufhebung alles Eigenthums vor sich gegangen. Wie die Luft, so ist auch die greifbare Natur, aber nicht bloß diese, sondern auch Alles, was aus ihr produzirt wird, also auch die Produktion selbst, gemeinschaftlich geworden. Die Gesellschaft ist Herrin von Allem, die Gesellschaft ist alleinige Produzentin und außer ihr gibt es nichts mehr. Wer sich von ihr lostrennen, nach seinem persönlichen Gefallen leben wollte, der müßte — verhungern und sein Quartier in der Luft aufschlagen, denn die Luft allein würde nicht im Besitz der Gesellschaft sein. Der Einwand, den man hier bei der Hand haben wird, daß Derjenige, welcher sich vom Staat lossage, ebenfalls in der Luft schwebe, bedeutet nichts. Der Staat macht es nicht wie die „Gesellschaft," er hält seinen Bürger fest, er sagt ihm nicht, du bist ein völlig losgebundener Mensch, und raubt dann dem losgebundenen Menschen die Mittel,

als solcher zu leben. Ein freier Staat bindet den Menschen an das allgemeine Band der Pflichten, welches jeder seiner Bürger mitgewebt und anerkannt hat; dafür aber überläßt er der Persönlichkeit freies Feld, sich für sich zu bethätigen und als Persönlichkeit sich auf eigene Füße zu stellen. Die kommunistische Gesellschaft dagegen vernichtet im grellsten Widerspruch mit der Verheißung, dem Menschen die freie Entfaltung seiner natürlichen Anlagen und Triebe zu sichern, die freie Persönlichkeit durchaus, indem sie dieselbe mit der Kette der Nothwendigkeit an die von ihr in Beschlag genommenen Mittel der Existenz fesselt. Sie verspricht mir zwar, ich brauche täglich nur einige Stunden zu arbeiten, ich könne mit der Arbeit (wie das mit Ordnung zugehen soll, sagt sie nicht) nach Belieben abwechseln u. s. w. Aber ich muß doch für sie arbeiten, ich muß, wenn ich die Ordnung des Ganzen nicht stören will, zu bestimmten Stunden arbeiten, ich muß, was ich sonst privatim that, jetzt amtlich thun, ich muß amtlich arbeiten, amtlich ausruhen, amtlich essen und trinken, ich muß mich in Allem, was ich thue und lasse, an die allgemeine Kasernenschnur reihen lassen, kurz ich lebe in der freien Gesellschaft unter dem Druck einer Abhängigkeit, wie sie in Rußland nicht besteht. Ich will für mich leben können, ich will für mich arbeiten können, ich will für mich die Früchte meiner Arbeit wachsen sehen können, ich will für mich eine Häuslichkeit haben können, ich will für mich Launen haben können, Grillen fangen, faullenzen, wohlthätig sein, fleißig sein, meinen Geist moussiren lassen, mein Herz springen lassen, kurz ich will meine individuelle Welt haben und ausfüllen können. Diese individuelle Welt ist es, die sich der Mensch nie und nimmer wird abschwatzen lassen. Zum Glück des Menschen gehört, daß er dessen eigner Schmidt sei. Die Mittel, die Möglichkeit, sich seine individuelle Welt zu schaffen, fordert er, muß er fordern; aber es heißt, die ganze menschliche Natur verkennen, wenn man seinem Hang zur Gesellschaft die Auslegung gibt, daß er in der Gesellschaft seine Individualität könne aufgehen lassen. Es heißt dieß gradezu, das Mittel (die Gesellschaft) zum Zweck und den Zweck (die Persönlichkeit) zum Mittel machen.

Doch noch ein Paar Fragen, um den Kommuniſten ihre Geſellſchaft in der Praxis zu vergegenwärtigen. Wenn ich eine beſondere Idee verfolgen, eine perſönliche Laune in's Werk ſetzen, mit irgend einem individuellen Einfall experimentiren will, werde ich dafür in den Abzirkelungen der „Geſellſchaft" Spielraum finden, oder werde ich ſie opfern müſſen? Wenn ich ein Freund von koſtbaren Meubles, von Gemälden u. ſ. w. bin, werde ich das Recht haben, mir meine Wohnung damit auszieren zu laſſen? Habe ich dieß Recht, ſo hat jeder Andre es auch; wie werden ſich aber alle dieſe koſtbaren Liebhabereien befriedigen laſſen? Können ſie das nicht, was wird dann übrig bleiben, als entweder ein kaſernenmäßiges Kommismeublement einzuführen, womit jeder gleichmäßig ausgeſtattet wird, oder aber durch Befriedigung der Liebhabereien Einzelner wieder eine Ungleichheit zu ſchaffen, die ſich mit der allgemeinen Eigenthumsloſigkeit nicht verträgt? Wenn mir die angewieſene Wohnung nicht geräumig, nicht luftig, nicht ſchön genug gelegen iſt, werde ich mir eine zuſagende ausſuchen oder bauen laſſen können? Wird Jeder das können? Werden Bevorzugungen dabei zu vermeiden ſein? Wenn nicht, wie wird ſich dann die Geſellſchaft aus der Verlegenheit helfen, ſie, welche eine freie Geltendmachung aller Triebe verbürgt, alſo alle Wünſche erhören muß? Sie, welche vollſtändige Gleichheit ſchaffen will, kann ſie dem Zufall und der Individualität die Verantwortlichkeit für die Ungleichheiten abnehmen, welche der Zufall und die Individualität allein zu übernehmen im Stande ſind? Wenn ich Luſt habe, wenn zwanzig, fünfzig, zweihundert Geſellſchaftsglieder Luſt haben, auf Reiſen zu gehen, wer nimmt ſie auf, da draußen, wer nimmt ihre Stellen ein daheim, wer erſetzt, wer entläßt, wer hindert, wer hält ſie? Sie werden entweder die Geſellſchaft in Verwirruug bringen oder auf die freie Bewegung verzichten, im günſtigſten Fall werden ſie (bei der Verwaltung oder bei der Regierung?) Urlaub nachſuchen müſſen, denn jeder Einzelne iſt Beamter der Geſellſchaft. Werden ſie damit auf die Dauer einverſtanden ſein? Es iſt wahrer Wahnſinn, zu glauben, daß aus lauter Geſellſchaftswuth der Einzelne ſolche Abhängigkeit auf die Dauer ertragen, daß er

seinen Egoismus ausziehen, daß er nicht, je größer im Uebrigen die Ungebundenheit der Gesellschaft ist, um so eher seiner persönlichen Lust und Laune folgen, daß er sich in einer aller sittlichen Aufopferungsbegriffe beraubten Sphäre etwas Angenehmes versagen werde, wenn er persönlich keinen Nachtheil davon hat, oder etwas Unangenehmes thun, wenn er nicht durch persönlichen Vortheil dazu vermocht wird. Denn, nochmals sei es gesagt, der Egoismus bleibt und muß bleiben. Das ist ja eben einer der Hauptfehlgriffe und Widersprüche der kommunistischen Doktrin, daß sie den Menschen glücklich machen will und dabei die menschliche Natur aus den Augen setzt, daß sie dem Egoismus zu seiner Befriedigung verhelfen und doch ihn nicht als solchen anerkennen, ihn sogar ausrotten will. Bald hängen ihm die Herren das Kleid der Liebe, bald das Kleid der Gesellschaftlichkeit, bald das Kleid der Arbeitsfreude um, denn sie haben sich nun einmal in den Kopf gesetzt, er dürfe nicht mehr zum Vorschein kommen. Daß die „Liebe" ein hohler Klang ist, wurde bereits gezeigt; eben so, daß die gesellschaftliche Verschmelzung in eine sich von selbst erhaltende Harmonie auf Phantasieen hinauskommt. Eine gleiche Bewandtniß scheint es mir mit der Vorstellung zu haben, daß alle Arbeit sich in „Genuß" verwandeln lasse, so daß man die Arbeit, die „gesellschaftliche" Arbeit, bloß aus dem Grunde lieben werde, weil sie Vergnügen gewähre.

Sind Arbeit und „Genuß" Gegensätze? Mehr oder weniger ja. Um darüber in's Reine zu kommen, ist aber vor der Hand nöthig, nichts zur Arbeit zu rechnen, was nicht dazu gehört. Die Kommunisten führen uns als Beispiele genußreicher Arbeit die Jagd, die Lektüre und dergl. an, während alles dieß reine Vergnügungssache ist. Kann ich die Jagd u. s. w. Arbeit nennen, so ist das Essen und Trinken, das Tanzen und Lieben ebenfalls Arbeit. Unter Arbeit läßt sich daher nur eine solche Beschäftigung verstehen, welche nicht um ihrer selbst willen übernommen wird, also an sich mehr oder weniger unangenehm ist, wozu man sich indeß um eines Zweckes willen versteht, dessen Erreichung lohnend oder nöthig ist. Ist das mühsame Umackern des Bodens, das Graben eines Brunnens, das Mähen einer Wiese, das Um-

hauen eines Baumes an sich ein Genuß? Sicher nicht. Es ist eine langweilige, geistlose Arbeit, wozu sogar ein geistloser Bauer sich nicht verstehen würde, wenn sein Pflug, sein Spaten, seine Sense, sein Beil allein sie verrichten könnte. Er verrichtet sie aber, weil er muß, wenn er nicht auf den Zweck verzichten will, und sein „Genuß" kommt erst nach der Arbeit, wenn sie ihm Korn, Wasser, Heu, Holz für seine Bedürfnisse liefert.

Ist die Arbeit nothwendig? Sie ist es geworden, seitdem die Natur allein nicht mehr im Stande war, die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. In dieser Nothwendigkeit lag der Hauptanstoß zur Kultur. Mit der steigenden Kultur aber sind auch die Bedürfnisse der Menschen verändert worden, sie haben sich vermehrt oder gesteigert, und schon aus diesem Grunde bleibt, auch nach Befriedigung der unumgänglichen Bedürfnisse, die Arbeit eine Nothwendigkeit.*) Die Industrie ist ihr zwar zu Hülfe gekommen, kann sie aber niemals überflüssig machen, und es wird also auch nach dieser Seite hin immer Beschäftigung geben, die an sich keinen „Genuß" gewährt, also immer „Arbeit" ohne „Genuß." Diese Nothwendigkeit würde man, wenn man auch könnte, schon aus dem Grunde nicht aufheben wollen, weil ohne das Unangenehme der Arbeit das Angenehme des „Genusses" allen Werth verlieren müßte, abgesehen davon, daß die bloß genußreiche Arbeit sich nicht ohne ekelhafte Verweichlichung denken läßt.

Den Kommunisten genügt das nicht. Sie wollen das Unangenehme ganz „aufheben" und nur das Angenehme bestehen lassen. Eine Verminderung der Arbeit und eine Vermehrung des „Genusses" durch Verallgemeinerung oder gerechtere Vertheilung beider würden sie für ein schlechtes juste milieu erklären: sie wollen Alles zu „Genuß" machen. Aber, meine Herren, wo sollen

*) Diese Nothwendigkeit wird auch dann nicht verschwinden, wenn jeder Mensch nach seinen angeborenen Neigungen thätig ist. Uebrigens versteht es sich, daß, wenn man die Theorieen von den angeborenen Neigungen auf kommunistische Weise in's Werk setzen wollte, die Mehrheit sich auf diejenigen Beschäftigungen werfen würde, welche dem Einzelnen am Meisten Vergnügen, dem Ganzen am Wenigsten Nutzen brächten.

wir denn mit all dem Genuß bleiben? Wir arbeiten täglich ein Paar Stunden und diese Arbeit ist schon „Genuß." Wenn die Arbeit zu Ende ist, kommt die Abwechselung und diese muß wieder Genuß sein. Wo soll das hinaus? Oder soll die kurze Arbeit etwa „Genuß" und der lange „Genuß" etwa Arbeit sein? Meiner Ansicht nach kann die Arbeit nur Mittel zum „Genuß" sein. Der „Genuß" wird zum Lohn meiner Arbeit; wenn aber die Arbeit selbst bloßer „Genuß" ist, so gibt es entweder keinen Genuß oder keine Arbeit mehr. Kann ich aber den „Genuß" gar ohne Arbeit haben, so werde ich nicht mehr für meine Arbeit garantiren können. „Genuß" d. h. Glück ist der Zweck des Daseins. Wozu soll ich arbeiten, wenn ich das Glück ohne Arbeit haben kann? Das stellt mir aber der Kommunismus in Aussicht; den Zwang zur Arbeit darf ich nach seinen Theorieen nicht annehmen, und überdieß darf ich darauf rechnen, daß Diejenigen, welchen die Arbeit „Genuß" ist, die meinige gern mit übernehmen. Die Arbeitstheorie der Kommunisten läßt nur voraussehen, daß, während ein Theil der Gesellschaft eine Zeit lang der Arbeit treu bliebe, der andre Theil müßig gehen und von den Müßiggängern der edlere Theil sich auf feinere Weise amüsiren, der unedlere aber in Schmutz und Schlamm versinken würde. Mit Rücksicht auf die Erfahrung und die menschliche Natur läßt sich als Regel nur aufstellen, daß die Arbeit die Tochter der Noth, des Bedürfnisses, das wahre Glück aber trotz dem die Tochter der Arbeit ist. Sollen also die Menschen arbeiten, so muß ihnen die persönliche Sorge für die Existenz und den „Genuß" gelassen werden; sollen sie wirklichen „Genuß" haben, so muß er die Frucht ihrer eigenen Arbeit sein. Auf solche Regel, die sich indeß mit der Aufhebung alles Privateigenthums nicht verträgt, läßt sich ein gesundes Leben gründen, nicht aber auf jene Gesellschaftsphantasieen, welche aus Allem den persönlichen Egoismus verbannen wollen. Was nun die Sicherung der Bedingungen betrifft, unter welchen eine Durchführung jener Regel möglich ist, also die Sorge des Staats für die Entfernung der Armuth, welche nur Arbeit und keinen „Genuß" kennt u. s. w., so führt dieß wieder auf andre Fragen, deren Erörterung nicht an diese Stelle gehört.

Indem die Kommunisten durch Abschaffung des Eigenthums und durch gemeinsame Arbeit (daß dergl. nur durch kasernenmäßige Einrichtungen möglich ist, versteht sich von selbst) den Egoismus ausrotten wollen, haben sie es namentlich auf die verschrieene Konkurrenz abgesehen. Zugegeben, die Konkurrenz solle aus der Welt heraus: glaubt man wirklich diesen Zweck erreichen zu können? Gibt es keine andre Gegenstände der Konkurrenz, als das Eigenthum? Gibt es keinen andren Privaterwerb, als den materiellen? Gedenken die Kommunisten die Konkurrenz des Ehrgeizes zu vernichten? Wird nicht der Konkurrenzgeist, der sich früher auf das Eigenthum warf, jetzt sich andere Gegenstände suchen und einen um so persönlicheren Charakter annehmen? Werden Künstler u. s. w. in der kommunistischen Gesellschaft nicht um den Preis konkurriren? Wird dem Neid, der Anfeindung, der Intrigue die Quelle verstopft sein? Nein! Also die Konkurrenz, nämlich die Konkurrenz im persönlichen Interesse wird die kommunistische Gesellschaft so wenig los, als den Egoismus, und somit muß sie auch wieder deren Ausartung erwarten. Diese Ausartung würde um so weniger ausbleiben, je mehr Zeit und Spielraum ihr durch die lange Mußezeit und die große Ungebundenheit gelassen werden müßte.

Es sei gestattet, den kommunistischen Theorieen über Abschaffung des Eigenthums u. s. w. einige möglichst kurze Andeutungen über die Art entgegenzustellen, wie der Staat den Hauptübeln durch welche jene Theorieen hervorgerufen worden, durch Einschlagung eines Mittelwegs vielleicht abhelfen könnte.

Zunächst versteht es sich von selbst, daß jener Wahnsinn aus der Welt verschwinden muß, welcher die Macht über Andre zum Privateigenthum gemacht hat. Dieser Punkt allein bietet den Herren Kommunisten so viel zu thun, daß sie sich alle zusammen die Zähne daran ausbeißen können. Sie lassen ihn daher auch so ziemlich unberührt und halten sich an das greifbare Eigenthum.

Wenn der Mensch ursprünglich in die Welt tritt, gehört ihm entweder Alles, oder gar nichts. Er kann nicht sagen: dieß Stück

Land u. s. w. ist mein und keines Andern. Könnte er es sagen, so würde ihm auch zustehen zu dekretiren: diese ganze Erde ist mein und keines Andern. Denn wollte man ihn auf dasjenige Eigenthum beschränken, welches zur Befriedigung seiner Bedürfnisse diente, so würde er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht minder die Bananen Asiens, als sein einheimisches Korn, nicht minder die Zedern des Libanon, als die Eichen seines Waldes, nicht minder die Wiesen Amerika's, als die Berge der Schweiz für nöthig erklären können. Die Erde ist also gemeinsam. Sie ist das Feld, das Alle bebauen dürfen; sie liefert das Material, das Alle verbrauchen können. Die Erde kann meiner Ansicht nach kein Privateigenthum werden und auf das Material und die Produktionsmittel, welche sie bietet, hat Jeder ein gleiches Recht, so weit ihn Neigung und Fähigkeit zur Verarbeitung desselben in Stand setzen. Auch scheint es mir, daß die erste Bearbeitung der Erde kein Eigenthumsrecht habe begründen können, denn aus solcher Bearbeitung folgt nur, daß Derjenige, welcher das Feld bebaut hat, seinen Nutzen daraus gezogen und auf die gezogenen Früchte Anspruch hatte. Soll aber der Nutzen einen Anspruch auf die Quelle des Nutzens gewähren, wenn diese Quelle nicht zur Person des Benutzenden gehörte? Dann kann auch das Schöpfen aus einem Fluß zu einem Akt der Besitzergreifung gemacht werden. Es ist daher nicht abzusehen, wie sich das Privatrecht auf das Grundeigenthum begründen lasse.

Eine andere Frage aber ist es, ob Dasjenige, was der Mensch aus dem gemeinsamen, von der Erde gebotenen Material, aus den gemeinsamen Produktionsmitteln, schafft, ebenfalls nicht sein Privateigenthum sein dürfe? Diese Frage kann, wie mir däucht, vernünftigerweise nicht verneint werden. Das Werk meiner Hände und meines Geistes, meine Arbeit also, ist mein und keines Andern. Ob meine Arbeit in einer Erfindung, oder in einem Fabrikat, oder in einem Handelsgeschäft, oder in sonst was besteht, das ist einerlei — genug, was ich durch meine Kräfte, mein Talent, meine Thätigkeit aus dem mir rechtlich zu Gebot stehenden Material schaffe, oder im Verkehr mit Andern, die das gleiche Recht haben, erwerbe, das ist mein.

Doch auch dieß Mein hat seine Grenze. Die Ungleichheit, welche der Zufall, das Glück, das Unglück, die größere oder geringere Kraft, das größere oder geringere Talent, die günstigere oder ungünstigere Situation, die frühere oder spätere Gelegenheit u. s. w. in der Arbeit, in der Produktion, in dem Erwerb nothwendig hervorbringt, darf nicht so weit gehen, daß der eine Mensch durch den Andern seiner Existenzmittel und seiner Existenz verlustig geht, denn dieß sanktioniren, käme einfach auf die Sanktionirung des Rechts des Stärkern hinaus. Wo ein solcher Zustand besteht, und bestände er in dem gerühmtesten, freiesten Lande der Welt, da ist eben noch ein roher, kein zivilisirter Zustand. Der Wächter, der Ordner, der Ausgleicher, welcher einen solchen Zustand abschafft oder fernhält, ist der Staat, welcher in der durch die Gesammtheit beschlossenen Beschränkung der Einzelinteressen die Sicherheit der Gesammtinteressen zu wahren hat. Der Staat ist für alle in ihm streitende Interessen die dritte, schlichtende Person und diesen Charakter muß er durchgängig festhalten, wenn er seine Aufgabe erfüllen soll.

Um seine Aufgabe erfüllen zu können, muß der Staat materielle und gesetzliche Mittel besitzen. Zu den materiellen Mitteln sind namentlich folgende zu rechnen:

1) Er ist der alleinige Grundbesitzer *), wozu er sich durch Abschaffung des Erbrechts und Entschädigung allmälich gemacht hat (das Expropriationsrecht liefert schon jetzt die Anleitung hierzu). Den Boden, sofern er nicht zu Bauten, allgemeinen Anlagen,

*) Daß der Menschheit und als deren Theilen den Staaten das alleinige Recht auf das Grundeigenthum vindizirt werde, fordert nicht bloß die Vernunft in der Theorie, sondern es ist auch durchaus nicht gleichgültig in Bezug auf die praktischen Resultate. Der Staat als Grundeigenthümer wird über den Boden auf eine für die Allgemeinheit so ersprießliche Weise disponiren können, daß dadurch eine völlig veränderte Gestalt des Landes hervorgebracht werden kann. Außerdem wird der Verkehr der Menschen weit lebhafter und manigfaltiger werden, wenn sie nicht mehr durch Privatbesitz an die Scholle gebunden sind, und durch Verwischung der Exklusivität, welche grade am Grundeigenthum am Meisten haftet, muß der Geist der Gemeinschaftlichkeit bedeutend genährt werden.

Staatswaldungen u. s. w. benutzt wird, überläßt er theils gegen Pacht oder einen Theil des Naturalertrags den ackerbautreibenden Bürgern (bis zu einem gewissen Ackermaximum), theils bebaut er ihn selbst, um die Preise der Bodenerzeugnisse zu regeln, bei eintretendem Mißwachs aushelfen und für die Vervollkommnung der Agrikultur sorgen zu können.

2) Er ist wie im Ackerbau, so auch in der Industrie Produzent und im allgemeinen Interesse Konkurrent. Er treibt Industrie, theils um sie vervollkommenen, theils um die zu hohe Steigerung der Preise verhüten, theils um in Krisen den Industriellen Hülfe, den Arbeitern Arbeit gewähren zu können.

Unter den gesetzlichen Mitteln des Staats kommen namentlich die Steuerbestimmungen in Betracht. Will er nicht direkt ein Vermögensminimum (das er zu beschaffen) und ein Maximum (das er zu kontroliren hätte) festsetzen, so kann er dasselbe indirekt einführen durch Steuerbefreiung von der einen und Progressivsteuern von der andern Seite. Setzt er direkt ein Maximum fest, so geschieht dieß unter der Bedingung, daß Dasjenige, was Einer über das Maximum hinaus erwirbt, dem Staat zu gut kommt und daß bei der Verwendung dem Erwerber eine Stimme zusteht. Dadurch würde zugleich dem Interesse für das Allgemeine ein Sporn gegeben.

Keiner hat Rechte, wenn er todt ist; wer nicht mehr existirt, hat auch über nichts mehr zu disponiren. Auf der andern Seite hat Keiner rechtlichen Anspruch auf etwas Anderes, als was er selbst erworben oder was ein andrer Erwerber ihm geschenkt hat. Das Recht, über sein Erworbenes über den Tod hinaus zu disponiren, so wie das Recht, durch den Tod eines Menschen zum Besitzer von dessen Eigenthum zu werden, ist also im Grunde widersinnig. Das Erbrecht kann vor der Vernunft nicht aufrecht erhalten werden. Was Einer erwirbt, darf er während seiner Lebzeiten wegwerfen oder wegschenken, wie er will; was er bei seinem Tode hinterläßt, ist Eigenthum der Allgemeinheit (des Staats) geworden.

Die Ansprüche, welche nach bisherigen Begriffen die Hin-

terlassenen eines Verstorbenen nach Abschaffung des Erbrechts machen könnten, wären abgeschnitten, indem der Staat

1) dem thätigen Mitglied der Gesellschaft, jedenfalls ein Minimum (je nach dem Bedürfniß und der Gelegenheit an pachtlosem Land, oder an Geräthschaften, oder an sonstigen Produktionsmitteln, oder an Wohnung, oder an Beschäftigung) sichert *);

2) für Unterbringung aller Derer sorgt, welche nicht für sich selbst sorgen können;

3) jedem Unerwachsenen unentgeldlichen Unterricht und Erziehung sichert.

In einem Staat, worin die angedeuteten Einrichtungen bestehen, wird

1) Niemand seine freie Individualität beschränkt fühlen oder den Spielraum für individuelle Thätigkeit verlieren;

2) Niemand Noth leiden und aus Noth Verbrechen begehen, so wie von der andern Seite Niemand um schnöden Besitzes willen leben;

3) Niemand den Erwerb bis zu einem für Andere nachtheiligen Grade steigern;

4) Niemand um des Erwerbs willen dem Andern hörig sein;

5) die Ungleichheit des Besitzes zu keinen sonstigen, das freie Menschenthum verletzenden sozialen oder politischen Unterschieden führen können;

6) die Assoziation Regel sein, weil der Einzelbesitz nicht groß genug wäre, um sie bei größern Unternehmungen entbehren zu können;

7) aus demselben Grunde der Begriff von Arbeiter und Associé allmälig zusammenfallen;

8) Jeder ohne Unterschied des Vermögens Gelegenheit haben, seine angeborenen Fähigkeiten auszubilden; u. s. w. u. s. w.

Die Verfassung des Staats wäre natürlich eine republikanische. Jeder hätte ohne allen Unterschied und ohne Rücksicht

*) Wäre dieß Minimum für die Hinterlassenen eines Verstorbenen durch dessen Nachlaß gedeckt, so würde man dieselben in dem Besitz des Nachlasses nicht stören.

auf Besitz gleiche politische Rechte und darnach seinen Einfluß auf den Gang der allgemeinen Angelegenheiten.

Diese skizzenhaften Andeutungen mögen genügen. Ein Eingehen in's Spezielle würde hier zu weit führen. Mögen Diejenigen sie in Erwägung ziehen, welche von Staatsökonomie mehr verstehen als ich. Ich gebe sie nicht nach Art der Kommunisten als unfehlbare Weisheit und bescheide mich gern, sie zurückzuziehen, wenn man mir ihre Unausführbarkeit nachweist und zur Aenderung unserer sozialen Zustände, welche gleich unsern politischen eine Abhülfe gebieterisch erheischen, bessere Mittel angibt. So viel nehme ich wenigstens als sicher an, daß diese besseren Mittel in den kommunistischen Lehren nicht zu finden sind, und sollte Theorie gegen Theorie fallen müssen, so komme ich wenigstens durch die meinige auf einen festen Boden, auf den Boden des Staats zurück, und stände sogar noch fest genug, wenn mir nichts übrig bliebe, als der ausgebildetste der vorhandenen Staaten.

Die Kommunisten geben sich, gleich den Absolutisten, das Ansehen, die Republiken, besonders die nordamerikanische Republik, sehr gründlich zu verachten. Daß sie die Natur der letztern als einer früheren Handelskolonie, daß sie deren kurzen Bestand, daß sie das fortwährende Zuströmen solcher Elemente, welche den gesellschaftlichen Uebeln immer neue Nahrung geben, daß sie alle sonstige äußere und innere Elemente, welche in Nordamerika schädlich einwirken können, in Betracht ziehen sollten, wäre von ihrer Voreingenommenheit zu viel verlangt. Aber sie werden sich — und dieß kann Gegenstand einer andern Arbeit werden — wenigstens überzeugen lassen, daß nicht bloß Nordamerika, sondern auch die Schweiz, welche letztere wegen äußerer Einwirkungen noch gar nicht zur eigentlichen Entwickelung des republikanischen Lebens gelangen kann, nicht bloß in politischer — was sich von selbst versteht, — sondern auch in sozialer Beziehung durchschnittlich bei Weitem günstiger gestellt sind, als bei gleichen materiellen Bedingungen irgend ein anderer Staat. In der Schweiz z. B., welche die monarchischen Söldlinge und die bornirte Journalistik so gern als die Heimath der Anarchie und des Verbrechens darstellen mögten, gibt es im Durchschnitt weit weniger

Verbrechen gegen das Eigenthum und die persönliche Sicherheit (obschon zur Gefährdung der letztern schon die vom Ausland unterhaltene, kleinliche Gegeneinanderhetzung der einzelnen Kantone so vielfachen Anlaß böte), weit weniger moralische Verkommenheit, weit weniger Erschlaffung des Charakters, weit weniger Trunksucht und namentlich weit weniger — Elend, als in Teutschland. Obgleich der Boden wegen seiner Gebirgigkeit sich weit weniger zur Produktion eignet, als anderwärts, und die Armuth in diesen Bergen natürlich keine Fremde ist, so hört man doch in der Schweiz nicht von jenem massenhaften Elend, von jener existenzlosen Verzweiflung, worüber in Teutschland an allen Enden und Ecken geklagt wird. Denn theils hat die politische Freiheit trotz der Geldaristokratie einzelner Städte die Mittel gesichert, das Vermögen sich allgemeiner vertheilen zu lassen, theils durch öffentliche Einrichtungen die Mittel geschaffen, dem Einzelnen zu Hülfe kommen zu können. Wie viel Personen sind nicht durch die Luzerner Affairen brodlos geworden? Sie haben aber fast alle in der Freiheit des Landes und durch den Gemeinsinn ihrer Partei in kurzer Zeit wieder ein Unterkommen gefunden. Daß es in der Schweiz durchgängig materiell besser gestellt ist, als anderwärts, beweißt auch der Umstand, daß die vielverheißenden kommunistischen Lehren, obschon sie dort den freiesten Spielraum und die meisten Apostel hatten, dennoch im Volk gar keinen Fuß fassen können. Um übrigens auf den Hauptpunkt zu kommen, welcher die politische Freiheit als die Mutter und Hüterinn des materiellen Glücks erscheinen läßt, so frage man sich, was aus der armen Schweiz geworden wäre oder werden würde, wenn sie Höfe, stehende Armeen und Beamtenheere zu ernähren hätte, wenn sie mit einem drohnenhaften Adel bedeckt wäre, wie das geknebelte Teutschland?

Ich habe hiermit genug gesagt, um zu der Hindeutung übergehen zu können, daß Demjenigen, welcher für die Besserung unserer sozialen Zustände wirken will, sich ein praktischerer Weg darbietet, als die Verfolgung von Theorieen, welche alle Uebel mit der Wurzel auszureißen versprechen und dazu kein besseres Mittel zu wählen wissen, als daß sie mit der Wurzel der Uebel auch die

Wurzeln des Lebens ausreißen. In dem Püttmann'schen „Jahrbuch zur gesellschaftlichen Reform" findet sich ein Aufsatz: „der allgemeine Besitz, von E. Weller." Wenn auch der Verfasser von der allgemeinen kommunistischen Ausreißungswuth nicht frei geblieben, so scheint mir doch sein Aufsatz wegen seines sonstigen praktischen Inhalts der schätzenswertheste zu sein, den der Kommunismus im teutschen Gebiet zu Tage gefördert hat. Indem er (durch eine übrigens viel zu bescheidene Berechnung) nachweißt, daß von den Unterhaltungskosten der teutschen Höfe gegen 300,000 Familien (p. p. 1,500,000 Menschen) anständig leben könnten, hat er mehr gethan, als Andere durch ganz Bücher gegen das Geld und die Bourgeois.

Es ist nicht anzunehmen, daß Alle, die sich durch das Verführerische der kommunistischen Theorieen haben blenden lassen, dadurch für immer der Politik abwendig gemacht sein, mit andern Worten, daß sie alle den Verstand verloren haben sollten. Die Vernünftigeren unter ihnen werden zuverlässig in nicht langer Zeit zu der Erkenntniß gelangen, daß

1) der Kommunismus überall das Kind mit dem Bade ausschüttet und daß Allem, was er gänzlich abgeschafft wissen will, nur die Freiheit oder Nothwendigkeit des Mißbrauchs abgeschnitten zu werden braucht;

2) die „Aufhebung des Staats" der größte Unsinn ist, den jemals der Menschengeist zu Tage gefördert hat, daß die soziale Entwickelung nur mit der politischen Hand in Hand gehen und es nicht darauf ankommen kann, den Staat „aufzuheben", sondern ihn zu verwirklichen;

3) der freie Staat, der wahre Rechtsstaat, alle Mittel darbietet, jede nur mögliche Verbesserung der menschlichen Zustände zu erreichen, und daß die staatliche Thätigkeit ein Bedürfniß ist, welches dem Menschen niemals durch soziale Mittel genommen werden kann und genommen zu werden braucht.

Wer zu dieser Erkenntniß gelangt, dem wird das Verweilen im Kommunismus eine fördernde Kur gewesen sein und von dem ist nach der Rückkehr in die Politik, wenn er früher in derselben zu bescheiden war, wenigstens nicht zu fürchten, daß er die Spitze

der Entwickelung noch in einem absoluten Staat oder einer lügnerischen Konstitution finden werde.

Die Männer der Gewalt und des Geldsacks könnten glauben, es komme *ihnen* zu gut, wenn sich Stimmen sogar der äußersten Opposition gegen eine Lehre erheben, die ihnen schon so viel unruhige Nächte gebracht hat. Sie würden sich irren, besonders die erstern. Zunächst mögen sie zu der Erkenntniß zu gelangen suchen, daß der Kommunismus nicht eine willkürlich auf die Beine gebrachte Macht oder eine improvisirte Erscheinung ist. Sie mögen in ihm einen Spiegel erkennen, der ihnen ihre eigenen Sünden vorhält. Es geht mit dem Kommunismus wie mit allen Uebergriffen in das Gebiet des Extremen; er wiederholt in drohender Weise die alte Lehre, daß das eine Extrem durch das andere hervorgerufen wird. Dem extremen Kommunismus steht die Gewalt und der Geldsack in gleich extremer Aufgetriebenheit gegenüber, und wie z. B. die französische Revolution mit ihren Greueln nichts Anderes war, als das äußerste Herüberschwanken des Staatsschiffs nach der linken Seite, nachdem die Last der Gewalt und des Privilegiums dasselbe zum Aeußersten auf die rechte Seite hinübergedrückt hatte, so kann auch die Gewalt und der Geldsack unserer Tage sich die Lehre geben, daß der Kommunismus mit Dem, was er verkündet, nicht weiter geht, als sie mit Dem, was sie thun. Indem man nun gegen den Kommunismus auftritt, kann daraus nichts weniger, als eine Beruhigung für die Sünder hervorgehen, welche ihn provozirt haben; es kann sich vielmehr nur darum handeln, daß der Kommunismus nicht die rechten Mittel wählt, den Krieg gegen die Sünder für die Allgemeinheit ersprießlich zu machen. Von der einen Seite das bestehende Unrecht und von der andern die fehlerhafte kommunistische Taktik gegen dasselbe bekämpfen, heißt also weiter nichts, als das bestehende Unrecht doppelt bekämpfen.

Bei diesem Kampf soll man aber nicht verkennen, daß zwischen den Männern der Gewalt und den Männern des Geldsacks noch immer ein großer Unterschied zu Gunsten der letztern besteht. Unter den Männern des Geldsacks gibt es doch noch immer Leute, welche eine Berechtigung des Menschen, der *kein Geld* hat, an-

erkennen; unter den Männern der Gewalt aber, ist es schon längst aus der Mode gekommen, die Berechtigung eines Menschen anzuerkennen, der keine Gewalt hat. Ein Geldmensch erträgt ein Koordiniren, ich kann mit ihm verkehren, ohne mich unter sein Geld zu beugen oder mich zur Vermehrung desselben benutzen zu lassen, ein Mann der Gewalt begnügt sich nur mit einem Subordiniren, er läßt mich nur zu, wenn ich mich als dienender Zuwachs seiner Gewalt gebrauchen lasse. Die Gewalt ist herrschsüchtig und das Geld ist es auch; aber die Gewalt besitzt neben der Herrschsucht zugleich die Eifersucht, jene Eifersucht, welche das Bewußtsein der Unwürdigkeit und Unrechtmäßigkeit verräth und daher um so durstiger nach Rache ist. Das Geld kann ich versöhnen; die Gewalt nicht. Mit dem Geld läßt sich unterhandeln und man kann ihm widerstehen; die Gewalt muß man vernichten oder vor ihr fliehen. Das Geld benutzt die Gewalt, ohne sie zu absorbiren; die Gewalt benutzt das Geld und verschlingt es zugleich. Die Gewalt wird nie Opposition gegen das Geld, das Geld aber kann Opposition gegen die Gewalt machen. Der Ruin des Geldes bezwingt nicht die Gewalt, der Ruin der Gewalt aber wird zugleich das Geld bezwingen.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß der Kampf gegen die Gewalt nöthiger und erfolgreicher ist, als der Kampf gegen das Geld, und daß das Geld, sofern es nicht auf den Mißbrauch gerichtet ist, als Alliirter gegen die Gewalt dienen muß. Mögen Diejenigen, welche in dieser verdächtigen Zeit durch den Besitz materieller Güter in ein Licht des Zweifels gestellt sind, ob sie zum Volk gehören oder zu dessen Feinden, auf entscheidende Weise zu erkennen geben, welche Gesinnung sie hegen. Wer sich für das Volk entschieden hat, der stelle sich offen auf dessen Seite; wer ihm geneigt ist, der entscheide sich. Den Besitzenden gegenüber ist trotz der rabiaten Polemik der Kommunisten nicht bloß Aufmunterung, sondern auch Warnung noch am Platz; die Gewalt dagegen warnt man nicht mehr, denn sie ist eben so unverbesserlich wie ihre Zukunft unrettbar ist.

Im September 1845.

(Fugenstopfer 2.)

Ein Mensch an einen teutschen Professor.

Ich habe mich oft erfreut an der olympischen Verachtung, womit Sie von der Höhe Ihrer Gelehrsamkeit auf mich und andere Erdenkinder herabsehen, die das Leben höher achten, als die Bücherwelt, und den gesunden Menschenverstand höher, als den Schulverstand. Es hieße zu viel Großmuth üben, wenn ich nicht Ihrer Verachtung mein Bedauern entgegensetzte und Ihnen nicht zu wissen thäte, daß ich Sie auslache, wo Sie mich zu strafen glauben. Ihrem Nimbus, Herr Professor, muß es ergehen, wie allem Nimbus: er muß herunter, und wäre er mit Strahlen der Heiligkeit um Ihr Haupt geheftet. Erlauben Sie mir, mich an Ihrer unpopulären Heiligkeit in ganz populärer Sprache zu vergreifen.

Ich achte die Wissenschaft, denn sie ist die Schatzgräberinn der Wahrheit; aber ich verdamme Ihre Gelehrsamkeit, denn sie ist die Feindinn der Wissenschaft.

Der Trieb der Wissenschaft ist die Wahrheit und nur die Wahrheit; der Trieb Ihrer Gelehrsamkeit ist Eitelkeit und Egoismus. Ein Mann der Wissenschaft braucht kein Gelehrter zu sein, denn es kommt ihm auf die lebendigen Wahrheitsergebnisse an und nicht auf das todte Rüstzeug; ein Gelehrter kann weit entfernt von einem Mann der Wissenschaft sein, denn er begnügt sich in der Regel mit den Akten des geistigen Prozesses, ohne von dem Ergebniß Gebrauch zu machen. Selbst der gelehrte Hegel sagt: „Gelehrsamkeit ist noch nicht Wissenschaft.“

Gelehrte Ihrer Art sind nur Aktenmenschen des Wissens. Wozu das Wissen dient, diese einfache Frage haben Sie sich noch niemals ernstlich gestellt. Sie würden davor erschrecken, denn die Antwort würde das Urtheil über die Nichtigkeit Ihres ganzen imponirenden Wirkens sein. Ich bin überzeugt, daß Ihr gelehrter Pedantismus sich innerlich gegen den Nutzen sträubt, den Andere, oder die Welt aus dem Wissen ziehen, denn Ihre Sucht, dasselbe wie ein Geizhals aufzustapeln, steht gleich Ihrer Unfähigkeit, es für das Leben anwendbar zu machen. Die Verein-

fachung der Begriffe und die Nutzbarmachung des Wissens sind für Sie, was die Vereinfachung der Garderobe für den Modewaarenhändler wäre. Es muß hart für einen Mann Ihrer Art sein, zu sehen, daß der gesunde Menschenverstand so oft mit einem Zug ein Resultat schafft, zu dessen bloßer Andeutung Sie erst zwei Bände würden vollgeschrieben haben. In solchem Fall bleibt Ihnen dann allerdings nichts Anderes übrig, als die Miene einer Verachtung, welche den gesunden Menschenverstand nicht anerkennt und sich den Anschein gibt, als würde das Resultat, das Sie herausgebracht hätten, ein ganz anderes gewesen sein. Ja, Sie wären sogar im Stande, gegen die eigene Ueberzeugung ein anderes herauszubringen, um nur nicht in die Gefahr einer Gleichstellung mit dem gesunden Menschenverstand zu gerathen. Was mich betrifft, so würden Sie dieser Gefahr ohnehin nicht ausgesetzt sein.

Bleibt Ihnen keine andere Rettung übrig, so verschanzen Sie sich hinter den Vorwurf eines Mangels an Gründlichkeit. Mein Herr, wissen sie nicht, daß die wahre Gründlichkeit für Sie ein Gräuel ist? Sie erschrecken vor der lebendigen Aeskulapsschlange der Wahrheit; aber sie sind stolz darauf, wie Sie sich damit begnügen, die Felle aufzubewahren und chronologisch zu ordnen, welche die Schlange in ihren unzähligen Häutungen abgelegt hat. Was längst todte Spreu geworden, das dreschen Sie unermüdlich wieder durch, als sei es die Hülse fruchtbringenden Korns; ohne die Wahrheit zu kennen und zu wollen, schleppen Sie ihr die ganze Garderobe nach, die sie seit Jahrhunderten abgelegt, um nachzuweisen, welche Schneider sie gehabt hat. Zwar ist die Geschichte der Irrthümer, welche die Wahrheit schon hat durchlaufen müssen, nicht ohne Interesse, aber Sie lehren diese Geschichte nicht der Wahrheit, sondern der Irrthümer wegen. Um den Preis einer Verwirrung der Wahrheit retten Sie die Gründlichkeit im Vortrag der Irrthümer. „Die gelehrten Untersuchungen über das öffentliche Recht sind oft nur eine Geschichte der alten Mißbräuche, und es war sehr nutzlos, auf ihr Studium so viel Mühe zu verwenden.“ Dieser Ausspruch d'Alemberts, eines Mannes, der gelehrter war, als Sie, läßt sich mut. mut.

fast auf Alles anwenden, was Sie und Ihres Gleichen in der Welt ausrichten. Freilich, wenn man jenen Ausspruch in Allem berücksichtigte und im Leben zur Anwendung brächte, so könnte dadurch viel Familienunglück entstehen: wir würden dann in Teutschland vielleicht Einen Professor haben, wo jetzt deren ein ganzes Dutzend Geld, Ruhm und — Lächerlichkeit einerndten. Wo uns ein einziger Professor kurzweg die Summe dessen vorlegen könnte, was wir zu wissen brauchen, da müssen wir jetzt bei einem ganzen Dutzend erst alle vier Spezies des Wissens durchmachen, bis wir dahin gelangen, die Summe des Exempels — dennoch selbst suchen zu müssen.

Erlauben Sie mir, daß ich mich unhöflich über Sie ausdrücke? Sie sind nichts, als eine Made im Moder der Gelehrsamkeit. Es gibt tausend Dinge, die längst abgethan sind, die der Welt so wenig mehr nützen, als der Wahrheit, die gleich den Ueberresten abgestorbener Pflanzen längst unter den Acker der Wissenschaft hinabgepflügt sein sollten; Sie aber machen sich groß damit, das Abgestorbene zu konserviren, das Abgethane immer wieder in Gang zu bringen, die Köpfe immer wieder mit dem zerdroschenen Stroh zu füllen und in das frische Leben den alten Moder umherzustreuen. Sie machen es einem gesund organisirten Menschen, der bei Ihnen gelernt hat, nach vollendetem Kursus zur ersten Aufgabe, die Hälfte des Erlernten wieder los zu werden. Was nützen Leute Ihrer Art in irgend einer Wissenschaft? Was nützen Sie in der Philosophie? Sie führen uns mit unverdaulichen Redensarten in die Labyrinthe, in welche der menschliche Geist sich verloren hat, aber an einen Ausgangspunkt, welcher auf die lichte Höhe ihrer eigenen Zeit führt, denken sie nicht oder wagen sie sich nicht hinan. Was nützen sie in der Theologie? Sie brechen unermüdlich Ruthen von den Grenzzäunen welche die Liebesgärten der Gläubigen von einander trennen, und zanken sich damit um den „Baum der Erkenntniß," aber von den Früchten ihrer „Erkenntniß" spürt die Welt so wenig, als von den Früchten ihrer „Liebe." Was nützen sie in der Jurisprudenz? Sie lehren uns hundert Rechte, aber was Recht ist, lehren sie uns nicht. Was nützen sie in der Geschichte? Sie tragen

uns Geschichte vor, als sei sie ein todtes, unantastbares Museum von faktischen Merkwürdigkeiten und distinguirten Leichen, während sich die wahre Anschauung der Geschichte mit jedem Schritt ändert, den dieselbe vorwärts macht. Was nützen sie in der Philologie? Sie wissen uns ein Langes und Breites über den „Geist der Alten" vorzuschwatzen, aber vor dem eigentlichen Geist der Alten, jenem männlichen Republikanismus, bekreuzen sie sich. Kurz, die Herren scheinen in Allem nur für das Aeußere, das Gewordene und für die Quantität, nirgends aber für das Innere, das Werdende und die Qualität vorhanden zu sein. Haben Sie dabei wohl an die Zukunft gedacht? Bis zu welchen Chimborasso von Details wird z. B. die Geschiche nach zehntausend Jahren angewachsen sein! Werden dann auch noch die Professoren Geschichte lehren, wie jetzt? Sie werden es mit der Geschichte machen müssen, wie mit andern Wissenschaften, und wie vernünftige Leute es schon jetzt machen, nämlich im Lande des Wissens sich nicht um jedes Dorf und jeden Maulwurfshaufen kümmern oder gar die Maulwurfshaufen in die erste Reihe stellen, sondern sich die Hauptstädte, die Produkte u. s. m. herausmerken und die kleinen Details denen überlassen, welche noch Lust haben, sie ausnahmsweise aufzusuchen: den Handlangern und den Kuriositätensammlern. Sie werden das Wesen und das Wichtige aus der Wissenschaft herausziehen und den Abfall, die Spreu, kurz die ganze kleinliche Gelehrtendrescherei hübsch bei Seite lassen. Das müssen schreckliche Zeiten für einen teutschen Professor unsrer Tage sein! Denken Sie sich außer dem Historiker z. B. einen Literaturhistoriker. Nicht ein Berg, ein ganzer Weltkörper von Literatur wird vor ihm anfgestapelt liegen. Die bloße Aufzählung der Namen, die einst „geblüht" haben (wie Sie so botanisch sich ausdrücken), wird ein halbes Menschenalter erfordern. Welche Qual! Wie wird es möglich sein, jeden Einzelnen gehörig zu studiren und zu „genießen"? Es wird eine schreckliche Zeit sein. Nicht einmal über das Bindewort *καί* wird man mehr eine Monographie schreiben können. Wie glücklich waren die Menschen einst, wo sie alle Einzelnheiten und Kleinigkeiten erschöpfen und damit berühmt werden konnten! Wenn man bedenkt, daß ein Aristomachus So-

lensis sein halbes Leben mit der Berechnung der Flohsprünge hinbringen, ein Massala einen ganzen Traktat über den Buchstaben S schreiben konnte u. s. w., dann schaudert man zurück vor einer Zeit der Universalität, wo die Flohsprünge zu Weltsprüngen werden und das halbe Universum zu einem Buchstaben S zusammen schrumpft. Ja, Herr Professor, das wird schrecklich sein und doch wird es dahin kommen, und obschon die Quantität des Wissensstoffs immer mehr anwächst, wird dennoch das Wissen selbst immer mehr erleichtert werden, ja in derselben Zeit, worin man sich jetzt in ein einzelnes überflüssiges Fach hineinarbeitet, wird man in Zukunft das ganze Gebiet des wahren Wissens überblicken lernen. Man wird in viel kürzerer Zeit ein wissenschaftlicher Mensch werden lernen, als man jetzt ein gelehrter Unmensch wird. Es ist eine wahre Barbarei, Herr Professor, daß Geist und Leib durch hundert Gegenstände des Wissens abgequält werden, die entweder anerkanntermaßen oder voraussichtlich rein unnütz und nichtig sind. Unnütz? Zu einem Zweck allerdings sind sie nütze, nämlich zum Zweck der Unterdrückung des Menschengeistes. Ihre Gelehrsamkeit, Herr Professor, ist eine der mächtigsten Bundesgenossinnen des Despotismus. Sie machen nicht bloß die Geister zu Packeseln, sondern Sie richten sie auch für das Geleise ab, welches das System der herrschenden Gewalt vorgezeichnet hat! Sie sind schlimmer, als Polizei, denn die Polizei verderbt wenigstens die Menschen bloß negativ, Sie aber verderben sie positiv, Sie machen sie prinzipgemäß zu Unmenschen. Herr Professor, dieß führt uns zu Ihrer schwächsten Seite. Es geht an ihre Gesinnung. Die Wissenschaft hat Gesinnung, die Gelehrsamkeit nicht: die Gelehrsamkeit ist total gesinnungslos. Herr Professor, ich habe einen Ruf für Sie nach Petersburg, einen zweiten nach Peking und einen dritten nach Nordamerika. Welchen nehmen Sie an? Jedenfalls zunächst denjenigen, der am meisten Einnahme verheißt. Stehen aber die Einnahmen gleich, so werden Sie den nach Nordamerika ganz sicher bei Seite lassen, da Ihrer Gesinnung die schöne Aussicht eröffnet ist, Ihr Chinesenthum oder Russenthum in seinem Stammland unterzubringen. Die Truppen Ihrer Gelehrsamkeit sind

wahre Söldlinge, die für Geld jedem Herrn zu Gebot stehen, dem aber am Ersten, welcher sie zu nichts Anderm braucht, als zum Dressiren und Parademachen. Herr Professor, wenn ein Schuhputzer servil ist, so wundert man sich weiter nicht; wenn man aber den Servilismus bei den offiziellen Vertretern der Wissenschaft zu Hause findet, so möchte man am menschlichen Geist verzweifeln. Und doch findet sich's so. Es ist ein seltsamer Kontrast, daß in Menschen, die sich durch den Dünkel ihrer Gelehrsamkeit zur umfassendsten Verachtung aufblähen lassen, vom Stolz der Gesinnung nicht ein Fünkchen zu finden ist. Es gibt natürlich auch unter den teutschen Professoren ehrenhafte Ausnahmen und diese respektire ich; im Allgemeinen aber sind sie die klassischen Vertreter des Servilismus. Wenn mir, wo es auf eine männliche Gesinnung ankäme, die Wahl zwischen einem teutschen Professor und einem Stiefelputzer gelassen würde, die ich beide nicht kennte, so würde ich mich jedenfalls für den Stiefelputzer entscheiden. Das würde keine Grobheit sein, Herr Professor, sondern nur eine richtige Politik. Ihre Sippschaft hat sich nun einmal in politischen Dingen und überhaupt in ihrem Verhältniß zur Gewalt trotz den Göttinger Sieben so gründlich diskreditirt, daß man ihr im Allgemeinen eher alles Andere zutraut, als eine würdige Gesinnung. Für sie existirt kein Volk und kein Recht, der Hülferuf der Freiheit schallt vergebens in ihre tauben Ohren und die Schmach ihres Vaterlands kümmert sie nur, sofern sie täglich bemüht ist, sie zu vermehren. Verdient sie den üblen Ruf nicht, in dem sie steht, sie müßte sich längst in Masse erhoben haben gegen das schmähliche Joch, das die Gewalt ihrem Wirken auflegt. Ein Professor, der sich knechten läßt, ist zehnmal verächtlicher, als ein Dorfschulmeister, der sich knechten läßt. Das A. B. C. nach vorgeschriebener Weise zu doziren, dazu kann man sich schon verstehen; wer aber die Wissenschaft auf gouvernementalen Leisten schlagen läßt, der verdient mindestens zum Dozenten des A. B. C. degradirt zu werden. Herr Professor, wenn ich Ihr Kollege wäre, das Erste, was ich unter den gegenwärtigen Bedingungen thäte, wäre dieß, daß ich aufhörte, Ihr Kollege zu sein. Das Schwarzbrod, das ich durch

Privatunterricht verdiente, sollte mir besser schmecken, als die Pasteten, die Sie ästhetisirender Gourmand als Judas der Wissenschaft verzehren*).

---

*) Der bisherige Inhalt dieses Buchs ist zunächst aus dem Grunde vorangestellt worden, damit durch das Abwarten fernerer Beiträge von andern Seiten der Druck nicht länger verzögert würde. Vielleicht rechtfertigt sich jene Voranstellung auch durch die besprochenen Gegenstände.

K. H.

III.

Der teutsche Kommunismus.

Rheinische Jahrbücher zur gesellschaftlichen Reform, herausgegeben unter Mitwirkung Mehrerer von Hermann Püttmann.
1 Bd. Darmstadt Leske 1845.

Von

Arnold Ruge.

Das Schreckbild des Kommunismus gewinnt immer bestimmtere Züge, und nimmt sich in der Nähe viel menschlicher aus, als in den düsteren Wolken des französischen Revolutionshimmels. Durch die Zeitungen hatte man bei uns zuerst vereinzelte Nachrichten von den französischen Gegnern des Eigenthums. Man hielt ihre Zahl für unendlich groß, man glaubte, jeder arme Franzose sei Kommunist; wenn er auch sonst nichts hatte, so dachte man ihn doch mit einer Flinte im Arm und erschrack nicht wenig vor dem Gedanken eines Krieges der Armen gegen die Reichen.

Darauf wurden wir durch verschiedene Schriften mit den kommunistischen Doctrinen und ihren Quellen bekannt. Zu gleicher Zeit erfuhren wir die doctrinäre Natur des Kommunismus und seinen Zusammenhang mit der Baboeuffschen Verschwörung, dem Saint-Simonismus und dem Fourierismus. Es war also weder jetzt eine Verschwörung, noch, wie es schien für die nächste Zeit ein Kriegslager; er wollte die Welt überzeugen. In Teutschland, wo man so viel auf brave althergebrachte Ansichten hält, behielt er freilich auch so noch ein schreckliches Ansehn; welch' eine „subversive Tendenz!" wenn die armen Leute sich die in den Kopf setzten! Früher war es Thron und Altar, die von den „Irrlehren unterhöhlt" wurden, jetzt sogar der Besitz aller ansässigen Leute.

Endlich, nachdem man lange von ihrer Existenz gemunkelt und die gefährlichen Kommunisten wie im Blindekuhspiel nicht erreichen konnte, erschienen denn wirklich auch teutsche Anhänger des Kommunismus. Die teutschen Handwerker in Paris und in der französischen Schweiz brachten den Schriftsteller Weitling aus ihrer Mitte hervor, der durch — seine „Harmonie der Freiheit," durch seine Schicksale im Kanton Zürich und durch den Bericht über die Kommunisten in der Schweiz, den man aus seinen Papieren zusammenstellte, dem Kommunismus in Teutschland zu der allgemeinsten Aufmerksamkeit verhalf. Der Kommunismus war nun augenscheinlich auch eine teutsche Angelegenheit geworden und breitete sich unter Handwerkern und Literaten aus.

Vor Weitling kannten die teutschen Schriftsteller den Kommunismus nur von ferne; sie benutzten, wie Stein und Oelkers, das Interesse, welches die Erscheinung erregte, und behandelten sie historisch. Erst in der neuesten Zeit sind in der Literatur entschiedene Anhänger, nun aber auch plötzlich eine große Anzahl zugleich, aufgetreten, die ihn systematisch darzustellen und mit der teutschen Philosophie zu verbinden suchen.

Die Teutschheit unserer Kommunisten besteht in diesen systematischen oder — da das Ganze noch nicht fertig ist — doctrinären Versuchen, von denen in den Rheinischen Jahrbüchern sehr charakteristische Proben mitgetheilt sind. Der alte Ruf des Kommunismus kann aber dabei nur verlieren.

Das Vorwort erklärt (man sollte meinen, es wäre von einem Professor verfaßt): „es war nöthig, die Lehre des Kommunismus wissenschaftlich darzustellen, um sowohl ihm mehr als genügende Berechtigung den gelehrten Egoisten (im Gegensatz der gelehrten Kommunisten) und Staatsmännern gegenüber darzuthun, als auch gleichzeitig zu zeigen, in wiefern die teutsche Gesellschaftswissenschaft sich von der französischen und englischen in ihrer bisherigen Ausbildung unterscheidet." Der Herausgeber „übergibt diese Blätter mit einer inneren Befriedigung den Lesern", und „widmet sie den Verzweifelnden" — gewiß um auch sie durch diese Lehre zu befriedigen.

Das ist aber kaum zu hoffen. Die Doctrinärs und Systematiker, auch die, welche weniger konfus sind, als „der wissenschaftliche Freund" des Herausgebers, Herr M. Heß, sind dem Kommunismus schädlich. Sie reißen ihn aus seiner furchtbaren Einfachheit heraus und machen aus dem allgewaltigen Wunsch der Massen, vor dem die wenigen Reichen erbebten, eine gelehrte Kontroverse, die um so weiter von der großen Umwälzung entfernt ist, je complicirter und dunkler ihre Irrgänge sind, und die überflüssig war, wenn der Kommunismus das Herz der Massen gewonnen hatte, zweckwidrig, wenn er es erst gewinnen wollte.

Was lehren nun die teutschen Kommunisten? Sie wollen die allgemeine Glückseligkeit; sie wollen in Zukunft für Alle, was auch jetzt schon jeder für sich will, das Glück, die Befriedigung. Wie die Welt jetzt läuft, ist für einen Theil der Menschen die Befriedigung und das Glück sehr verschieden nach den Capricen, nach dem Geschmack, nach dem Gesichtskreis eines jeden. Viele Menschen dagegen, die in Sklaverei und Noth leben, sind in einer absolut elenden Lage und müssen sich unglücklich fühlen, sie müssen den Widerspruch ihrer Lage und ihres Anspruchs auf menschliche Existenz fühlen. Die Quelle aller Sklaverei und aller Noth, sagen die Kommunisten, ist die Armuth. Wie macht man die Armuth unmöglich? sie antworten: durch Aufhebung des Privateigenthums d. h. durch Gütergemeinschaft. An der Wirksamkeit der Maßregel ist nicht zu zweifeln, es fragt sich nur, wie läßt sie sich in's Werk setzen und aufrecht erhalten.

Zuerst würde das Ganze für Alle wohl ausreichen, da eben so viel Ueberfluß, als Noth in der Welt ist, dann aber sind mancherlei Güter von der Art, daß sie aus der Gemeinschaft sogleich wieder in den Privatbesitz gelangen würden, wenn man sie überhaupt bestehen ließe.

Es ist wahr, das Land braucht dem nicht zu gehören, der es bestellt, das Haus dem nicht, der es bewohnt, das Geräthe dem nicht, der es gebraucht, am Tische der Gemeinde kann man essen, alles Nothwendige kann sie liefern und den Luxus dazu. Eins aber ist der dauernden Gütergemeinschaft gefährlich: der koncentrirte

allgemeine Werth, das Produkt, welches alle andere bedeutet und repräsentirt, das Geld. — Der Einzelne könnte es zurückhalten und aufhäufen, ja, es ist ganz gewiß, das Geld, wenn man es bestehen ließe oder auch nur irgend etwas Aehnliches kreirte, wie Anweisungen auf Gegenstände des Bedürfnisses oder Luxus — das Geld würde das Privateigenthum oder, wenn die Gemeinde den Besitz nicht garantirte, den Privatbesitz faktisch immer wieder hervorbringen.

Wollen wir also ernstlich die Gütergemeinschaft, sagen die Kommunisten, so müssen wir das Geld abschaffen.

Herr M. Heß beginnt daher das Heft der Rheinischen Jahrbücher mit einem Aufsatz gegen „das Geldwesen."

Er sieht aber wohl ein, daß durch Abschaffung des Geldes die Schwierigkeit der Gemeinschaft noch nicht ganz gehoben wird. Jeder Eigensinnige, jeder Egoist, jeder der irgend etwas auf seine eigne Faust anfängt, seinen Kopf aufsetzt, und seine Separatzwecke verfolgt, stört die Gemeinschaft.

Herr M. Heß erklärt daher statt des Egoismus die Liebe, statt der Unabhängigkeit der Vereinzelten, die Gebundenheit im Ganzen, statt des Eigensinns den Gemeinsinn, statt des Privatlebens der Einsamkeit das Gattungsleben der Gemeinschaft für nothwendig. „Die vereinzelten Menschen sind Kannibalen, die sich gegenseitig aufzehren, wir müssen uns daher in Liebe miteinander vereinigen."

„Die jetzige Gesellschaft ist dieser Kannibalismus, die wahre Vereinigung in der Liebe des Kommunismus ist noch erst zu bewerkstelligen." Was denkt sich nun Herr M. Heß unter der „wahren Vereinigung" und wie will er sie erreichen?

Der teutsche Kommunismus schreckt nicht zurück vor der Aufgabe, den inneren Menschen total umzugestalten und ihm die Hoden des Eigensinns auszuschneiden, er hat die Konsequenz, diese Aufgabe lösen zu wollen. Er will in allem Ernste aus den widerspenstigen Atomen, den Individuen, eine Vereinigung in einem einzigen Organismus gleich dem menschlichen Körper machen, der sich als Ganzes Zweck ist und alle Einzelnen fortdauernd als seine willenlosen (vom Egoismus befreiten) Glieder verbraucht.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Aus der so oft misbrauchten Vergleichung des Staats oder der Gesellschaft mit dem Organismus wird Ernst gemacht. Die Individuen werden functioniren. Wie das Herz und die Beine keine andere Bedeutung haben als ihre Function, die sie nicht für sich, sondern nur für das Ganze vollziehen, denn sie sind keine „Egoisten", sondern „Organe", so die Individuen im Kommunismus.

Jeder Mensch wird ein Gattungsorgan; jede That ein „Gattungsact." Es ist klar, da die Einzelnen aufhören Egoisten zu sein und von sich aus zu handeln, so muß das Ganze personifizirt werden.

Die Gattung wird das Leben, das Selbstbewußtsein, die Selbstbestimmung, sie lebt als Person und zwar als das einzige Ich; denn die Egoisten und Separatcharaktere sind in ihrem Leben aufgehoben. „Die Gattung ist der Zweck, die Individuen sind ihre Mittel", sagt Herr M. Heß.

Erst dann, wenn alle Menschen willenlose Organe werden, wie die Soldaten auf dem Exerzierplatze und noch ärger, da auch der oberste Motor kein Egoist sein darf; — erst dann ist der Kommunismus realisirt; und wehe dem, der Opposition mit seinem Ich macht.

Herr M. Heß hat sich ernstlich daran gemacht, den metaphysischen d. h. den teutschen Kommunismus einzurichten, also die Physiologie des wahren Großorganismus oder der wirklichen unauflöslichen Vereinigung zu entwerfen. Die Vereinigung wird also nicht mehr bloße Gütergemeinschaft sein, sondern Harmonie aller Functionen, was Herr M. Heß sehr unglücklich den „Austausch aller Lebensthätigkeiten„ nennt; und dieser wahren Urvereinigung wird die Physiologie des kleinen Organismus ausdrücklich zu Grunde gelegt. Die Mystik unserer Staatsromantiker kommt wieder zum Vorschein. Den atheistischen Mystikern ist die Communauté so gut ein Organismus, als den christlichen Mystikern. Jeder Separatanstoß, das ganze Separatleben, in den einzelnen Leibern, jedes Separatprodukt wird in die mystische Vereinigung zu dem Einen Großorganismus aufgehoben. Die Vereinigung ist eine mystische, denn sie soll nach Herrn M. Heß

eine „unmittelbare" sein. In ihr vereinigen sich nicht die Egoisten, die Individuen, welche die Produkte ihrer eignen Thätigkeit, oder sich selbst produzirende persönliche Existenzen sind; nein, diese Vereinigung ist der ursprüngliche „Gattungsact", nach Herrn M. Heß' Worten „Austausch der Lebensthätigkeit." Durch die „unmittelbare Vereinigung" des Herrn M. Heß vereinigt sich also genau genommen eben so wenig etwas, als dies durch die verschiedenen Functionen im „kleinen" Organismus geschieht, denn sie sind schon Eine Function, Eine Thätigkeit des Ganzen durch seine Organe. Die „unmittelbare Vereinigung" ist übrigens ein mystischer Unsinn und eine logische Unmöglichkeit; nur Getrennte vereinigen sich und sie vereinigen sich nur, um sich wieder zu trennen. Selbst der „kleine" Organismus stößt Alles wieder ab, was er mit sich vereinigt und in sich verwandelt, er erneuert sich fortdauernd und veräußert in 7 oder 11 Jahren seine ganze alte Person. Die „unmittelbare" Vereinigung soll den Kommunismus ohne Egoismus ausdrücken. Die absolute Centripetalkraft des Kommunismus hat Herrn Heß und seinen Jüngern den Kopf verdreht, so daß sie die Nothwendigkeit des Gegenstoßes überall nicht gewahr werden.

Herr Heß sagt: „Wir waren bisher noch nicht vereinigt", „nur das unmenschliche Verkehrsmittel, das Geld, hat uns in Verkehr gebracht." „Sobald aber die Menschen sich vereinigen, sobald ein unmittelbarer Verkehr zwischen ihnen stattfinden kann, muß das unmenschliche, äußerliche, todte Verkehrsmittel, das Geld, nothwendig abgeschafft werden."

Nun gar ein „unmittelbarer Verkehr!" und „Abschaffung der Verkehrsmittel, der Schiffe, Brücken, Posten, Briefe ꝛc." Offenbar muß die unio mystica dies Alles ersetzen. Aber der Mensch ist reelle Person, keine freifliegende mystische Seele. Selbst der Liebesverkehr, wie die Liebesvereinigung (nach alten Begriffen zwischen Mann und Weib) ist nicht ohne äußere Verkehrsmittel, Händedruck, Liebesbriefe, Küsse, Umarmungen und gerade durch die Aeußerlichkeiten des Organismus. Ihre eignen Produkte, die Kinder, macht die Liebe sodann wieder zu Mitteln der Vereinigung, und obgleich die Liebespfänder sich von der Mut-

ter loslösen und „egoistische", „äußerliche" Existenzen werden, so ist darum diese reelle Liebe nach altem Stil nicht schlechter, als die mystische der Kommunisten, die nichts als eine unmittelbare Einheit in der Phantasie, einen „unmittelbaren" d. h. somnambulen oder geträumten „Verkehr" zu Wege bringt.

Herr M. Heß sagt: „Die Liebe, welche in den Himmel geflohen ist, als die Erde sie noch nicht zu fassen vermochte, wird ihren Wohnsitz wieder an dem Orte, wo sie geboren und genährt wird, in der Menschenbrust haben. Wir werden unser Leben nicht mehr vergebens außer und über uns suchen" — also, sollte man denken, auch nicht in der jenseitigen, sondern in der von dem Egoisten zur Person verwirklichten Gattung. Indeß die Liebe ist uns ja bekannt; und vollends „die Liebe in der Menschenbrust," nicht „die Liebe im Himmel" — das klingt ganz menschlich, aber wir werden gleich sehen, daß diese Liebe nicht spezielle Liebe und Freundschaft ist, auch nicht Humanität und Bildung, die in jedem Menschen den Menschen zu finden gewohnt ist, also die Möglichkeit, mit jedem auf einen guten Fuß zu kommen, zum Prinzip macht; diese Liebe von der Herr Heß redet, ist die kommunistische, die allgemeine, die mystische, die phantastische, die den Egoisten todtschlägt und jedem Einzelnen, der sich absondert, die Zähne weis't, aber Alle unmittelbar vereinigt; denn er fährt fort: „kein fremdes Wesen, kein drittes Mittelding, wird sich mehr zwischen uns eindrängen, um uns äußerlich und scheinbar zu vereinigen, zu „vermitteln," während es uns innerlich und wirklich trennt." Er meint das Geld; das ersetzt er durch Liebe.

Allerdings, wäre die allgemeine Vereinigung in der mystischen Liebe, die alles „innerlich" vereinigt ohne störende Körper, ohne Außendinge und „Mitteldinge," ohne störende Ortsentfernung, herrlich wie im Feeenmärchen, bewerkstelligt — dann, ja dann verkehrte man nur noch in dem absolut präsenten Gattungslimbus und — um mit Herrn Heß zu reden: „in dieser Gemeinschaft könnten wir dann alle äußerlichen Verkehrsmittel alle diese" (selbst die organischen) „**Pfähle**

in unserm Fleisch" (ja, das Fleisch selbst) als fremde Körper ausstoßen." „Adieu, mon plaisir!"

Herr M. Heß ist eine Rarität, er ist konsequent in seinem Wahn, er sucht im Nebel seinen Steg und stößt das Individuum, den Egoisten (auch den innerlichen und prinzipiellen) erbarmungslos in den Abgrund der Gattung. „Das Individuum zum Zweck erhoben, die Gattung zum Mittel herabgewürdigt, ruft er aus, das ist die Umkehrung des menschlichen und natürlichen Lebens überhaupt." Da haben wir die „verkehrte Welt," die den einzelnen, wirklichen, reellen Menschen zum Zweck erhebt. Und Herr Heß will die Sklaverei aufheben, Herr Heß will den wahren Menschen realisiren, indem er das Individuum zum Mittel für die fühllose Gattung, dies nur gedachte Allgemeine, diesen irdischen Götzen, die kommunistische Gesellschaft, den Großorganismus herabsetzt?

Das wahre menschliche Wesen ist nicht das Gemeinwesen, sondern **das wahre Individuum;** diese endliche Existenz ist die einzige Realität der ewigen Gattung, welche das Gemeinwesen (d. h. die vereinigten Menschen) hervorbringen kann; und das Gemeinwesen ist nur darum so viel werth, weil umgekehrt wieder nur seine richtige Einrichtung und Bewegung den wahren empirischen Menschen hervorbringen kann. Jedes Gemeinwesen ist schlecht, welches diesen Zweck nicht erfüllt, es ist infam, wenn es ihm widerstrebt. Das Kriterium des wahren Gemeinwesens ist der freie, edle Mensch, den es erzeugt.

Die Gattung ist ein Begriff, der Einzelne ihre Realität. Die Gattung realisiren, heißt den Einzelnen produziren, wie er sein muß.

Den Einzelnen d. h. alle Einzelnen zum Staatszweck erheben durch den alles durchdringenden Gemeinwillen, der sich diese Aufgabe gestellt hat und durch alle Functionen der Gesellschaft, die auf ihn gerichtet sind — das ist die wahre Vereinigung, und Herr Heß befindet sich in einem starken Irrthum, wenn er meint, „das Individuum sei bisher zum Zweck erhoben worden" — es hat vielmehr noch immer daran gefehlt, daß alle Indi-

viduen d. h. das Individuum zum Zweck erhoben, und der Mensch nirgends zum bloßen Mittel herabgewürdigt wurde.

Weder der König, noch der Fabrikant, dem das Individuum zum Mittel in seinem „Großorganismus" dient, ist das Individuum. Und wenn das Christenthum jeden zum Zweck macht, so hat es nur darin Unrecht, daß es dies im Himmel, nicht in der Wirklichkeit thut.

Ganz so wie im Gemeinwesen, ist es in der Liebe. Nicht dies Allgemeine, Unpersönliche des Mystizismus ist in der wahren Liebe der Zweck, die Person ist es, jede der beiden Personen ist der andern und jede in der andern sich selbst Zweck.

Die Liebe ist der entschiedenste Egoismus, den es gibt. Sie sucht immer nur sich in dem andern und sie befriedigt beide durch Gegenseitigkeit und durch das gemeinschaftliche Produkt.

Die Liebe beweis't es augenscheinlich, daß nur in der Person die Gattung, das Allgemeine dargestellt werden kann, daß also der wirkliche Mensch, die Verwirklichung oder wahre Produzirung des Einzelnen der Zweck ist. Der Zweck des Gemeinwesens und der Zweck jedes Einzelnen ist in der Wahrheit, wie in der Liebe und im Staat derselbe. Das Höchste, was sich erreichen läßt ist die Darstellung dieser Einheit in der einzelnen Person. Man liebt die Person, in der man diese Befriedigung findet. Die allgemeine Liebe ist eine klingende Schelle, sie läutet den Kommunisten, wie früher den Christen zu dem erbaulichen Fanatismus, mit dem sie jeden Einzelnen, auch ihren Freund und Wohlthäter, verfolgen, wenn er sich statt der allgemeinen, einer speziellen Liebe hingibt.

Das blasse Allgemeine, die abstrakte Gattung, die allgemeine Liebe statt des wirklichen Individuums und statt der liebenden Personen zum Zweck zu erheben, das ist der Cardinal- und Wendepunkt, wo der Kommunismus in Tollheit überspringt. Seine ganze Konfusion erklärt sich aus dieser absurden Caprice für die hohle Allgemeinheit, Communauté, und gegen die volle Realität, die Welt der separirten Einzelnen, die Charaktere und egoistische d. h. sich wirkich nnd reell fühlende Personen sind. Es ist nicht unrichtig das Allgemeine, als Vernunft und Liebe zu

wollen, aber es ist absurd es anderswo zu suchen, als in den existirenden, empirischen Personen.

Wer denkt bei dem Charakter, wer bei der Liebe, wer bei dem gebildeten Menschen an den Vorwurf, welchen man mit dem Namen Egoist verbindet? Egoist im schlechten Sinn ist jeder, der die andern nicht als Selbstzwecke anerkennt, sondern sie mit Aufopferung dieser ihrer Bestimmung zu seinen Mitteln erniedrigt. Wer jedem Menschen sein Recht, Selbstzweck zu sein, zugesteht, versteht sich ohne sich selbst zu vergessen, und zur Realisirung dieses Prinzips seinen ganzen Charakter entwickelt, der ist kein Egoist, den man zu schelten hätte.

Der vernünftige Zweck jedes Einzelnen ist unmittelbar der Zweck Aller.

Man muß den dummen, blauen Kommunismus bekämpfen, um den wirklichen Menschen aus seinen mystischen, reactionären Klauen zu retten und durch sein Geschrei den großen Zweck der Geschichte: alle Menschen durch das Ganze zu ihrer wahren Existenz zu erheben, nicht kompromittiren zu lassen. Das Ganze aber ist der Staat, nicht die mystische Gemeinschaft. Der empirische Mensch, dieser und jeder; ist der Zweck Aller. So kommt die lebendige und vernünftige Gegenseitigkeit zum Vorschein; und die Aufgabe ist die, alle Institutionen, die diesem Prinzip widersprechen, zu reformiren ohne die persönliche Selbstbestimmung zu zerstören.

Der einzelne Mensch ist nicht Organ, er ist Zweck, und die Vereinigung Aller hat keinen andern Zweck, als daß jeder seinen wahren Zweck d. h. seine wahrhaft menschliche Existenz erreicht und behauptet.

Um den Leser zu überzeugen, daß aus der unmöglichen Forderung, den Einzelnen ganz in das Gemeinwesen, den Egoismus in die mystische allgemeine Liebe, den Privatbesitz völlig in Gemeindegut aufzuheben, die trennenden Verkehrsmittel wegzuräumen und den „unmittelbaren" Verkehr einzurichten, kurz aus der kommunistischen Attraction ohne alle Repulsion, ein bodenloser, wüster, ja wahrhaft roher Unsinn entsteht, dürfen wir nur Herrn M. Heß' Abhandlung über das Geldwesen noch etwas deutlicher sprechen lassen, als wir es schon gethan. Wir werden

sie jetzt begreifen und selbst in der Konfusion, so groß sie ist, die Methode entdecken, da wir nach dem Bisherigen wissen, wo Alles hinaus will.

Herr M. Heß beginnt: „Leben ist Austausch produktiver Lebensthätigkeit."

Welch ein köstlicher Unsinn! Kann man die Thätigkeit austauschen? Kann ich dir meinen Husten und du mir deinen geben? Und wenn du mich auch mit deinem kommunistischen Husten ansteckst, sobald ich ihn habe und exerzire, ist er mein und dieser ist nie dein gewesen, du kannst nicht für mich husten und mich unterdessen für dich zu Stuhle gehen lassen, du kannst nicht meine Verdauung gegen deine Magenschwäche austauschen. Die Produkte, die wir durch unsere Thätigkeit ans Licht bringen, können wir uns gegenseitig zukommen lassen; aber meine „produktive Lebensthätigkeit" bleibt meine Bewegung. Selbst wenn ich dir meine Gedanken gebe, so bekommst du nur das Produkt und ich bewege dich nur zu derselben Thätigkeit in dir, provozire nur deine Thätigkeit durch die meinige; und nun vollends die „Lebensthätigkeit!" Wenn ich mir vorstelle, daß plötzlich ein Kommunist aus Herrn Heß' Schule herein tritt und mir zumuthet, meine Augen-, Ohren-, Fuß-, Gehirn-Thätigkeit gegen die seinige auszutauschen, so werde ich in der That besorgt, daß über dem Versuch, auch nur Herrn Heß' ersten Satz zu realisiren, alle unsere edelsten Organe in Gefahr gerathen würden.

Herr M. Heß, unser verehrter Lehrer, würde vielleicht der junge „Semmig," „Matthäi," „Grün," oder „Weller" aus den Rheinischen Jahrbüchern sagen, spricht aber auch gar nicht von zwei Lebendigen, sondern von der innerlichen Bewegung in Einem Lebendigen. In der That? Ja, in seinem ersten Satz thut er dies noch; aber, meine Herren, zum Austausch gehören zwei.

Doch lassen wir diese Kleinigkeit! sie ist lange nicht die geringste Schwierigkeit bei der Sache. Die „produktive Lebensthätigkeit" des Herrn Heß tauscht sich selbst aus. An wen? Gegen was?

Herr M. Heß ist in der That ein radikaler Handelsmann. Um den Organismus („den kleinen," meine Herren, um in ihrer Vorstellungsweise zu reden) zum Vorbild der Verkehrswelt („des

großen Organismus") zu machen, macht er den „Austausch" zur Lebensbewegung, und um den „unmittelbaren," nach seiner Ansicht wahren Verkehr zu erreichen, läßt er („in beiden Organismen") die Lebensthätigkeit selbst, nicht etwa die Substanzen, die von ihr erarbeitet und formirt worden sind, austauschen. Handelten aber auch im („kleinen") Organismus einfach die verschiedenen Organe mit ihren verschiedenen Produkten, so wäre die Definition immer noch schwer genug zu begreifen, da namentlich die ganze Ausfuhr aus dem Organismus, die doch auch durch seine Thätigkeit bewerkstelligt wird, durchaus nicht „unmittelbar" gegen organische Produkte des Organismus ausgetauscht wird. Sollte aber etwa bloß das Assimilirte Produkt genannt werden, was thun alsdann die edleren Organe, die nichts Assimilirtes in den Verkehr bringen?

Doch es soll eben im „unmittelbaren Verkehr die Thätigkeit unmittelbar ausgetauscht werden." Dieser absurde Ausdruck über den „kleinen" Organismus ist entstanden aus dem kommunistischen Ideal des großen, und Herr M. Heß erzählt nicht, wie es wirklich hergeht, sondern wie er haben will, daß es hergehen soll; schade, daß dieser Hergang im Kleinen, wie im Großen absurd und unmöglich ist.

Er fährt in seiner Privatphysiologie fort: „der Körper jedes lebendigen Wesens, zum Beispiel des Thiers, der Pflanze, des einzelnen Menschen" — (diese sind nur Beispiele, nicht alles Lebendige, weil nach der deutschkommunistischen Weisheit die Gattung auch noch der Organismus eines lebendigen Wesens ist, der große „Sozialkörper," wie wir gleich sehen werden) —, also „der Körper des Thiers ist, weil das Medium des Austausches der produktiven Lebensthätigkeit dieses oder jenes Wesens, sein unveräußerliches Lebensmittel, Medium seines Lebens, daher diejenigen Organe des Körpers, welche die Centralpunkte des Austausches, auch seine edelsten, unveräußerlichsten Organe sind z. E. Herz und Hirn."

Also das lebendige Wesen ist was Anderes als der Körper. Der Körper ist nur sein Lebensmittel, und weil Lebensmittel, darum Lebensmittel.

Dieser Passus ist logisch und physiologisch gleich lehrreich, besonders für die armen Handwerker, die sich um die Fundamente des Kommunismus bemühen! Und der Körper, das Lebensmittel, ist „unveräußerlich.“ Wie so? Veräußert er sich nicht fortdauernd selbst? Er schuppt sich, er mausert, sagt Schulz, er secernirt Alles, selbst das Assimilirte wieder, und endlich stirbt er gar. Wie wär' er denn unveräußerlich? Wahrscheinlich meint Herr Heß, ohne den Körper und ohne Herz und Hirn kann man nicht leben; sein Gerede ist aber ziemlich eines Hirnlosen würdig.

Er kommt nun zu seinem Schluß: „Was von den Körpern der kleinen, das gilt auch von den Körpern der großen Individualitäten“, (daß sie nämlich „unveräußerliche Lebensmittel“ sind) „und es gilt sowohl von den unbewußten“ (die auch gar nicht einmal leben, also wohl eigentlich nicht hieher gehörten) „den sogenannten Weltkörpern, wie von den bewußten, den sogenannten sozialen Körpern.“ Ein sozialer Matrose unter unsern sozialen Lesern ruft von dem Mastkorbe unsers sozialen Schiffs: Land! soziales Land! Gott sei Dank, daß wir auf Herrn Heß' eignes Gebiet gelangen, da wird er besser orientirt sein, als in der Physiologie.

Er sagt: „Die Atmosphäre der Erde, das unveräußerliche Medium des Austausches der irdischen Produktionen,“ — — auch die Atmosphäre „unveräußerlich?“ wie ist das gemeint? Da wir auf sozialem Boden angelangt sind, so vermuthe ich, es ist sozial zu erklären. Herr M. Heß wird meinen: es schicke sich nicht in Gesellschaft die Atmosphäre in irdischer Richtung zu veräußern, während er nicht in Abrede stellen wird, daß sie in himmlischer Richtung auch in der besten Gesellschaft verinnert und veräußert werden darf und muß, um das Blut in der Lunge „auszutauschen“ — also, um mit Herrn Heß fortzufahren, die Atmosphäre „ist das irdische Lebenselement; die Sphäre (dagegen), in welcher die Menschen ihre soziale Lebensthätigkeit mit einander austauschen“ (er bleibt dabei, daß man die Thätigkeiten austauschen kann — vielleicht hat er eine Maschine erfunden, womit er es möglich macht, man muß auf Alles gefaßt sein — und nun vollends das beruhigende „sozial“

zu Lebensthätigkeit, es erinnert an ein gemeinsames Zweckessen) — also es hieß, „die Atmosphäre ist das irdische Lebenselement; dagegen die Sphäre, in welcher die Menschen ihre soziale Lebensthätigkeit mit einander austauschen — nämlich der Verkehr in der Gesellschaft — ist das unveräußerliche soziale Lebenselement.“ — Die „unveräußerliche Atmosphäre! Das unveräußerliche Lebenselement!“ — gut! an die Unveräußerlichkeit gewöhnt man sich allmählig! aber nun chokirt mich wieder, daß der Verkehr die Sphäre des Austausches, nicht das Austauschen selbst sein soll, und dann „der Verkehr in der Gesellschaft!“ Da Herr Heß ein großer Logiker ist, so ärgert mich selbst diese kleine Nachlässigkeit: „Verkehr in der Gesellschaft“, als wenn es auch noch einen Verkehr außer der Gesellschaft gäbe. Ein anderer Rezensent würde sagen: „wir wollen dem Herrn Heß unsere Achtung damit beweisen, daß wir seine Sätze so genau nehmen;“ ich sage das nicht: ich schlage Herrn Heß vor, einige Zeit auf den Sonnenstein zu gehen, und dennoch halte ich es der Mühe werth, ihn so genau zu lesen, ich werde weiter unten sagen, warum. Jetzt fahren wir noch ein klein wenig fort. Herr Heß sagt: „Die einzelnen Menschen verhalten sich hier als bewußte und bewußt handelnde Individuen zur Sphäre des Austausches ihres gesellschaftlichen Lebens, wie sie sich als unbewußte Individuen, als Körper, zur Sphäre des Austausches ihrer körperlichen Lebensthätigkeit, zur Atmosphäre der Erde verhalten. Sind sie von ihrem sozialen Lebensmedium getrennt, so können sie eben so wenig leben, wie sie, von ihrem körperlichen Lebensmedium getrennt — wenn ihnen ihre Lebensluft entzogen ist — körperlich leben können. Sie verhalten sich zum ganzen Gesellschaftskörper, wie die einzelnen Glieder und Organe zum Körper des einzelnen Individuums. Sie sind todt, wenn sie von einander getrennt werden. Ihr wirkliches Leben besteht nur im gegenseitigen Austausch ihrer produktiven Lebensthätigkeit, nur im Zusammenwirken, nur im Zusammenhang mit dem ganzen gesellschaftlichen Körper.“

Welch ein Aufwand von Gelehrsamkeit, um zu sagen, der Mensch kann nur in Gesellschaft Mensch sein, und erst das Zu-

sammenwirken der Menschen bringt ihr wirkliches Leben zu Wege! Aber der Aufwand hat nicht diesen rationalistischen Zweck, der Einzelne soll wirklich Organ und das Ganze ein wirklicher Organismus, der „Gesellschaftskörper," sein; daß er von Zusammenwirken spricht, welches keineswegs „Austausch der Thätigkeit" wäre, sondern nur vereinigte Thätigkeit, ist ein momentaner Rückfall in's alte Bewußtsein, ein lichter Augenblick.

Aus dem mystischen „Thätigkeitsaustausch," aus der „Liebe, die noch erst einzuführen ist," aus dem „Gesellschaftskörper," der ein Organismus und in dem jeder Einzelne nur Organ ist, folgert er nun, „daß wir bis jetzt nur vereinzelt leben, wie die Thiere." Der Verkehr, meint er, beginnt als „Raubmord," dann läßt man den Menschen leben als Sklaven, endlich wird der Raubmord geregelt und es ist dahin gekommen, daß wir Alle ohne Ausnahme und in jedem Momente unsere Thätigkeit, unsere Produktionskraft, unser Vermögen, uns selber verschachern — daß der Kannibalismus, der gegenseitige Raubmord und die Sklaverei, womit die Geschichte der Menschheit begonnen hatte, zum Prinzip erhoben wurde." „Wir Alle sind — das dürfen wir uns nicht verhehlen — Kannibalen, Raubthiere, Blutsauger." — „Unsere Vorfahren waren Grasfresser, wir sind Blutsauger. Geld ist das soziale Blut, das vergossene Blut." — „Was Gott für die theoretische Welt, das ist das Geld für's praktische Leben der verkehrten Welt: das entäußerte Vermögen, ihre verschacherte Lebensthätigkeit."

Wie der Verkehr, so soll auch das wahre Eigenthum das unmittelbare sein, sein Charakter ist nach Herrn M. Heß „das innerliche Verwachsensein von Besitzer und Besitzthum." Und doch wird selbst Herr Heß Manches, wenn auch noch so ungern besitzen müssen, mit dem er nicht innerlich verwachsen sein möchte, z. E. ein Hemde, eine Hose, einen Stuhl, vielleicht auch noch eine Knackwurst; und ist es bekannt, wie viel Verdruß die Knackwurst jenem Manne gemacht, als seine Frau sie ihm an die Nase wünschte, mit der sie sofort „innerlich verwuchs."

Kann man absurder sein, als die Aeußerlichkeit und Transcendenz der besessenen Dinge abschaffen zu wollen, da es doch der Begriff des Dinges überhaupt ist, daß es etwas Aeußerliches nicht Ich ist? Alles, was innerlich mit mir verwachsen ist, bin ich selbst und das Verhältniß von Besitzer und Besitzthum hört auf, wo die Aeußerlichkeit aufhört.

Der Grund gegen das Geld, daß es alle Thätigkeit in starrer Gestalt, als todtes Wesen, als Ding, „als das von seinem Produzenten abgetrennte Produkt" darstelle, ist kein Grund. Das Geld, eines Theils Waare und Produkt wie jedes andre Produkt, dann aber auch Zeichen, Begriff, geltende Bestimmung, Dekret der Gemeinde, es soll Repräsentant der meisten Thätigkeiten und aller Produkte, ausgenommen der Menschen selbst sein.

Wird der Satz durchgeführt, daß der Mensch selbst keine Waare, kein vom Golde zu repräsentirendes Ding, sondern ein unschätzbares Wesen ist: d. h. wird nicht die Aeußerlichkeit dem Gelde, sondern die Veräußerlichkeit dem Menschen genommen, genauer gesagt, wird kein Verhältniß geduldet, in dem der Mensch, d. h. irgend ein Mensch zum Mittel erniedrigt wird, so ist das Geld als Tauschmittel kein Hinderniß. Kann man sich keine Dienste mehr kaufen, so kann man auch durch das Geld keine neue Sklaverei wieder einrichten.

Der Mißbrauch des Geldes liegt vor, der Mißbrauch des Eisens, der Vernunft, des Vertrauens, der Liebe selbst — der Mißbrauch von Allem liegt vor. Findet sich nun ein permanenter Uebelstand z. E. Unterjochung der Menschen durch die jetzige Form der Industrie, des Handels, des Staats, so ist es ganz recht, was der Sozialismus fordert: Man mache den Menschen zum Prinzip und zum Zweck, alles Andere zum Mittel, das diesem souveränen Zweck nur dient! — Aber man wüthe nicht, wie ein Toller gegen Vernunft und Begriff, gegen alle vernünftige Bedeutung der Dinge, sondern wenn man so viel Wuth in den Adern hat, so wende man sich gegen ihren Mißbrauch und ihre unvernünftige Gestaltung.

Mit Einem Wort, ihr Kommunisten, wir geben euch weder den Staat, noch die Freiheit der Individuen preis, wir wünschen

vielmehr auch euch, so unwirsch ihr auch seid, wieder vernünftig und zu wahren Menschen mit einem anerkannten verständigen Zweck zu machen. Helfen könnt ihr uns nicht mehr, dazu habt ihr euch zu stark blamirt; aber vielleicht können wir euch helfen, daß ihr wenigstens privatim euren Verstand wieder erlangt; vielleicht!

Der teutsche Kommunismus hat über seiner sozialen Gelehrtheit den Verstand verloren, und dieser teutsche Kommunismus ist ein Sohn des französischen? Er ist der konfuse Sohn des schlichten Vaters, der gelehrte Metaphysiker, über den sich der einfache Erzeuger wundern wird, wenn er zu Hause kommt.

Der Kommunismus will die Massen befreien und die Massen in Bewegung setzen; die Gelehrtheit setzt keine Massen in Bewegung, und wenn die Kommunistenväter erst anfangen, den populären Boden zu verlassen, sich in die Metaphysik oder gar in das Griechische zu werfen, und wie Herr M. Heß, mit „Gattungsmensch," „Gattungsact," „Anthropophagie" und „Theopophagie" (warum nicht lieber Theopopophagie?) um sich zu werfen; so kann die Polizei ruhig schlafen, weder der reiche Anthropos, noch der alte Thoos wird auf solche Stichworte und auf solche Hessische Ausführungen, wie mir sie mitgetheilt haben, von den armen Leuten verzehrt werden.

Die Gelehrten führen den Kommunismus nicht ein. Herr M. Heß erinnert sich umsonst der Hegel'schen Logik, er hat sich vergeblich zu seiner neugriechischen Gelehrsamkeit aufgeschwungen. So muß man nicht reden, wenn man verstanden sein will. Es ist mit Herrn Heß, wie mit jenem Thierarzt, der zu einem Pferde mit faulen Hufen geholt wurde und zu dem Bauer sagte: „Man stelle die Extremitäten dieses Thiers in ein günstigeres Medium!" Ohne Zweifel wäre das Thier ganz verfault, wenn man dem Bauer die Gelehrsamkeit des Doctors nicht in's deutsche übersetzt hätte. Das andere Medium, welches die metaphysisch-kommunistischen Aerzte unsrer Gesellschaft verlangen, wäre es blos Gütergemeinschaft, es wäre eben so verständlich, als die trockne Streu des Thierarztes; das neue Lebensmedium aber, welches Herr Heß erfunden hat, nämlich der „unmittelbare Verkehr" und die „kommunistische Liebe" wird nicht deutlicher, wenn man sie in eine

gemein verständliche Sprache übersetzt, im Gegentheil, dann zeigt sich ihre Konfusion erst recht in ihrer ganzen Größe.

Bei alledem ist es klar, erst durch den Theopophagen und unfreiwilligen Anthropophagen Heß ist der Kommunismus deutsch geworden, d. h. wie unsere übrige Schulfuchserei ein ungenießbarer blauer Dunst, der einigen unschuldigen Jünglingen in das schwache Gehirn gestiegen ist, mit dem aber weder politische, noch soziale Umwälzungen hervorgebracht werden. Aber die Doktrin des Herrn Heß ist mehr als eine reinpersönliche, sie ist die Konfusion und Mystik der ganzen Sekte, und wenn eine ganze Gesellschaft toll wird, so darf man immer darauf rechnen, daß diese Tollheit Methode hat. Auch der Succeß einer Secte hängt zunächst nicht von dem vernünftigen Element ihrer Doktrin ab. Ist die totale Opposition gegen die Welt einmal durch irgend ein Bedürfniß motivirt, so darf sie sich jede Tollheit erlauben, wie man dies in der Religionsgeschichte berichtet findet und noch heute von jedem orthodoxen Querkopf hören kann. Wo die gesellige Noth sich fühlbar macht, da wird die Verheißung einer besseren Gesellschaft immer Anklang finden; aber der Kommunismus hat es nicht so leicht, als das Christenthum. Die ewige Seligkeit kann weder kontrolirt noch realisirt werden; die irdische Glückseligkeit, wenn sie verheißen wird, muß auch gewährt werden. Eine Weile erträgt man auch für diese Aussicht die absurdesten Dogmen; schiebt sich dann aber die Erfüllung zu lange hinaus, so verlieren die Doktrinärs ihren Kredit.

Auch der Saint-Simonismus interessirte zu seiner Zeit lebhafter, als die Absurdität seiner Doktrinen erwarten lassen sollte. Man hatte den richtigen Instinct, daß er ein praktisches Bedürfniß ausdrücken werde, da er trotz seiner mangelhaften Gedanken so viel Anhänger und diese zum Theil unter den ausgezeichneten Köpfen fand. Es war ein Experiment und am Ende mißglückte es.

Nun war plötzlich die Erscheinung nicht mehr werth, als ihre Theorie. Kann eine Richtung Anhänger gewinnen, so mag ihre Doktrin so absurd sein, als sie will, man wird ihre Wichtigkeit anerkennen, wie man Katholiken, Juden, Muhamedaner

und gläubige Protestanten anerkennt, ja, die Welt erwartet gewiß allemal eher eine Dummheit, als etwas Vernünftiges, wenn eine neue Bewegung Glück macht; wo die gehörige Basis von Beschränktheit fehlt, wird die arme Menschheit nicht wagen sich anzuschließen.

Ein Pfaffe ist deswegen mächtiger über die Massen, als ein Philosoph. Lege die Dummheiten der Menschen ab, und sie trauen dir nicht mehr. Geht aber eine Richtung unter, so ist gewiß ihre Doktrin an ihrem Untergange schuld und findet sich, daß sie sehr vernünftig gewesen, nun so war es eben die Vernunft, welche die Welt, wie jener Athener den gerechten Aristides, nicht ertragen konnte.

Vielleicht war es das Schicksal der Saint-Simonistischen Sekte, welches in Deutschland ein gleiches Interesse für den Fourierismus nicht aufkommen ließ. Erst der Kommunismus, von dem die einen fürchteten, die andern hofften, er werde die Massen ergreifen, hat wieder lebhaft interessirt, und dadurch auch die früheren sozialen Bewegungen von neuem in Anregung gebracht.

Auf diese Weise ist in Deutschland ein unbefangener Sozialismus neben dem exclusiven sektirerischen, der sich vornehmlich als Kommunismus präsentirt, entstanden.

Das Wahre in der Sache ist das Problem der totalen Befreiung, der Emanzipirung der unterdrückten Volksklassen. Darauf arbeitet die Geschichte jetzt augenscheinlich hin.

Damit ist aber der exclusive Sozialismus und vornehmlich der Kommunismus lange nicht zufrieden. Er will von dem Problem überall zum Experiment übergehen und verspricht die definitive Lösung aller Schwierigkeiten — der Fourierismus durch seine Phalansterieen, der Kommunismus durch Gütergemeinschaft. Beide wollen durch die Befreiung von allen Uebelständen der zivilisirten Gesellschaft allgemeines Glück und allgemeine Befriedigung zu Wege bringen. Sie fassen also die Freiheit positiv und ökonomisch. Sie dringen von dem Forum in das Haus und

werfen die alten Penaten von dem Heerde herunter. Die Sphäre der Freiheit totalisirt sich.

Mit der positiven Fassung, den Menschen in allen seinen Verhältnissen zu seiner wahren Existenz zu bringen und folglich mit der Totalisirung des Reiches der Freiheit, muß man einverstanden sein.

Dagegen ist den exclusiven Sozialisten vorzuwerfen, daß sie selbst, wie die ersten Christen, die politische Freiheit, den Staat und die alte Religion ohne Weiteres fallen lassen. Sie verheißen einen neuen Himmel, nicht eine imaginäre, sondern eine reelle, die ökonomische Glückseligkeit, die jedes geistige Glück, Freiheit, Bildung, Kunst von selbst in ihrem Gefolge haben werde.

Ihre fixe Idee ist, daß sie das allgemeine Heilmittel aller Leiden der Erde entdeckt und im Besitz haben. In diesem Hochmuth brechen sie mit der politischen Freiheit, mit der ganzen alten Welt, und erwarten von der unbekannten, noch nicht hervorgetretenen Welt „der Proletarier," daß diese mit ihnen „die glückliche Welt" unmittelbar einrichten werde.

Sie übersehen, daß sie zur Einrichtung ihrer „glücklichen Welt" nicht durch Ignorirung und theoretische Verwerfung, sondern erst durch wirkliche Besiegung der jetzigen „verkehrten" Welt gelangen können. Sie zeichnen ihre Niederlagen gegen die Gensdarmen, die doch auch Proletarier sind, auf, sie erzählen das Scheitern ihrer Propaganda an den Polizeidekreten der alten Welt, aber sie geben nicht zu, daß der politische Kampf der Mühe werth sei und Herr M. Heß räumt der jetzigen „verkehrten" Welt höchstens noch einen Bestand von 10 Jahren ein; „bis dahin wird sie sich durch ihre eigne unnatürliche Industrie von selbst zerstören." Herr Maler Köttgen, ein zweiter Redner in den Elberfelder Versammlungen, acceptirt „die Arbeit der Liberalen und Radikalen höchstens als eine Steinbrecher- und Handlangerarbeit zum großen Bau des wahren Menschen-

glücks.“*) Wie glücklich ist Herr Köttgen, daß er bei diesem Bau ein Maurer und ein Maler ist!

Herr Köttgen und Herr Heß wären in den Elberfelder Versammlungen auch ohne Zweifel weiter mit der „Menschenbeglückung“ gekommen, als sie gekommen sind, wenn nicht „Sr. Hochwohlgeboren, der Herr Oberburgemeister von Carnap im Auftrage der Königl. Hochlöbl. Regierung“ die weitere Beglückung der Elberfelder selbst schon durch die Theorie des Kommunismus untersagt hätte.

Herr Köttgen, der Maler und Herr Heß, der Theopophage, erklären nun, „von ihren guten Absichten und friedlichen Bestrebungen“ durchdrungen, „die ja auch Herr von Carnap eingesehen habe,“ „könnten sie sich das Verbot nur durch ein Mißverständniß erklären und hofften, daß eine schriftliche Darlegung und ein offenes Bekenntniß ihrer menschenfreundlichen Absichten“ („nämlich der jetzigen „Kannibalenwirthschaft“ ein Ende zu machen“) „eine Hochlöbl. Regierung veranlassen werde, das Verbot wieder aufzuheben.“ Sie trauen plötzlich dem Staat alles mögliche Gute zu und appelliren an die politisch liberalen Steinbrecher, die etwa in der Regierung sitzen: und doch hatte Herr Heß in seiner Rede den Staat als Beschützer des gegenwärtigen „raubmörderischen Verkehrs“ ziemlich deutlich eine Mördergrube genannt. Thut Alles nichts, sie finden jetzt; „sie hätten nur nachgewiesen, daß der Staat zu allen Zeiten und mit vollem Recht für das Wohl Aller das Eigenthum der Privaten aufgehoben habe, sie haben eine bessere, heiligere (?) Behandlung der Liebe gefordert.“ „Endlich, sagen sie, haben wir nicht die Revolution, **die wir selbst hassen und verabscheuen,** sondern die Lehre aufgestellt und anempfohlen, daß einer Revolution vorgebeugt werden müsse, sie aber unvermeidlich wäre, wenn der täglich wachsenden Armuth und Lasterhaftig-

---

*) Wie diese unbekannte Größe, Köttgen, dazu gelangt ist, mit einem Satz über alle Bestrebungen der Politiker hinwegzukommen, wissen wir nicht anzugeben. Wenn die kommunistischen Jünger mit der Praxis so schnell fertig würden, wie mit der Theorie, so hätte schon mit dem Jahr 1845 eine neue Zeitrechnung beginnen müssen.

keit nicht durch kräftige und der Natur der Sache genügende Mittel abgeholfen werde. Wir haben diese Mittel gefunden." Nun kommen die Mittel, die Herr Heß und Herr Köttgen gefunden haben, sie sind sämmtlich politische und beide Männer verläugnen den Kommunismus, der noch den Tag vorher die einzige Rettung der Menschheit war, Herr Heß und Herr Köttgen werden plötzlich, bloß weil sie mit dem Bürgermeister von Elberfeld zu reden haben, aus großen Baumeistern am Menschenglück elende „liberale Steinbrecher." Sie sagen: „wir haben diese Mittel gefunden in einer Reorganisation des Armenwesens, in der Gründung großer Nationalwerkstätten und landwirthschaftlicher Kolonieen, verbunden mit allgemeinen unentgeltlichen Erziehungsinstituten." O ihr Fourieristen! Und das „Geld," und die „Kannibalen," und die „Blutsauger?" Sollen die „Kannibalen" Schule halten?

„Wir, fahren unsere Abtrünnigen fort, haben die Ausführung dieser großen Maßregel mittelst einer progressiven Vermögenssteuer empfohlen. Allerdings würde der egoistische, habsüchtige Privaterwerb durch solche Maßregeln beschränkt und am Ende sogar aufgehoben, das Gemeinwohl aber in jeder Beziehung und einer für jeden Stand erwünschten Weise gefördert werden."

So? Wenn der König es dahin gebracht hat, wo Mehemet Ali steht, so denkt ihr hätten Alle gewonnen?

Und nicht bloß den Staat d. h. unsern Preußischen, einen Staat comme il faut; auch den Ständeunterschied laßt ihr euch gefallen? Und die Stände selbst nach Aufhebung des Privaterwerbs durch den einzigen Privateigenthümer, den König? Alles lassen sie sich gefallen, wenn nur Allen alles genommen wird. Dies ist der Vorwurf, den man ihnen macht, wenn man denkt, sie wollten nur die Reichen arm machen. Mußtet ihr denn soweit heruntersteigen, daß ihr Aegypten für euer Ideal erklärtet? Elende „Politiker!" „Steinbrecher!" „Handlanger!" Handküsser! geht!

Und zum Schluß hegen sie „die Ueberzeugung, daß keine Verordnung die Macht der Wahrheit bezwingen könne."

Elende „Philosophen!“ die ihr „antediluvianisches Gethier“ nennt. Habt ihr es heute vergessen, was ihr gestern predigtet: „daß man von der Freiheit und Vernunft so lange vergebens reden wird, als der praktische Egoismus noch existirt?“ — Und kein Sterbenswörtchen von dem Sozialismus und Kommunismus, von der Ohnmacht der Philosophie und Politik? Im Gegentheil, ihr treibt heute Philosophie und Politik, die gestern beide noch unter aller Würde waren? — Petre Heß, ehe der Hahn dreimal gekräht hat, solltest du den Kommunismus zweimal verleugnen, einmal als Politiker und dann als Philosoph oder „als Narr der Wahrheit.“ Indessen, auch Petrus ward, trotz dem der Fels der Kirche. Herr Püttnann erklärt, Herr Heß habe ihn ermächtigt, bekannt zu machen, Herr Heß und seine Freunde würden sich fortan Kommunisten nennen, Herr Heß habe den Namen bisher nur aus äußern Rücksichten gemieden.

Herr Engels, der ebenfalls in Elberfeld gesprochen, vermied das Rencontre mit dem Burgemeister, er war abgereis't. Herr Engels unterscheidet sich vortheilhaft von allen Schriftstellern dieser Richtung durch seinen nüchternen praktischen Blick. Er macht sich am wenigsten Illusionen. Seine Kritik der Industrie und des Handels beruht auf Sachkenntniß, seine Forderungen in den Elberfelder Reden gehen von vornherein an den Staat. Seine Kritik der ökonomischen Lage Teutschlands ist sehr zu beachten. Engels ist überzeugt, daß die englische Industrieentwickelung die soziale Revolutionen erzeugen und die Frage durch eine große Krisis lösen wird, er hat das wiederholt zu beweisen gesucht. Er kennt die Lage Englands durch eigne Anschauung. Vielleicht, daß er Recht hat, vielleicht, daß auch ihm der kommunistische Glaube an den jüngsten Tag einen Streich spielt und ihm „den Untergang der alten Welt“ in der Phantasie näher rückt, als er in der Wirklichkeit ist.

Eben so wie die Elberfelder Versammlungen, scheiterte der Berliner Localverein und der Allgemeine Hülfs- und Bildungsverein in Köln an den Verordnungen der politischen Behörden. Merkwürdig ist dies an sich durchaus nicht; nur das ist wunderbar, daß die Kommunisten alle diese Thatsachen sammeln und

publiziren, aber keineswegs daraus den Schluß ziehen, wie unumgänglich der politische Kampf ist. Im Gegentheil, Angesichts dieser Thatsachen und mitten in der religiösen Bewegung Teutschlands erklären sie frischweg: „die Zeit der politischen und religiösen Revolutionen ist vorüber!"

Ist es keine religiöse Revolution, daß plötzlich die Katholiken vernünftiger werden, als die Protestanten und daß ein großer Theil der Protestanten von der Bibel ab und ebenfalls der Vernunft zufällt? Ist die Politik vorüber, die mächtig genug ist, euch, die Herren der ganzen geistigen und materiellen Welt, durch den Bürgermeister von Elberfeld und einige nicht bekehrte Proletarier in Uniform zum Schweigen zu bringen? Die Politik existirt sehr ernstlich und nur die religiös und politisch operirenden, nicht die krassen und exclusiven Sozialisten werden glücklich mit ihrer jetzigen Existenz fertig werden. Ist die Religion sozial, so können nur die es ihr beweisen, die in ihrer Sprache zu reden nicht verschmähen, ist es die Politik, und sie ist es nicht minder, so können nur die ihre Wahrheit entwickeln, die mit ihrer Unwahrheit direkt in Kampf treten. Wer es jetzt aufgibt, die Welt für seine Theorie zu gewinnen, der glaubt weder an seine Gedanken, noch an seine Augen. Die Theorie, an die ich glaube, ist meine Religion, die Religion des Volks ist die Theorie, an die das Volk glaubt. Es ist eine Tollheit an Einrichtungen zu glauben, die mit Ignorirung der allgemeinen Theorie, d. h. der Religion und der existirenden Praxis, d. h. des Staats gemacht werden könnten. Die neue Theorie und die neue Einrichtung können die alte Form der Religion und des Staats überlisten, ignoriren können sie keine von beiden.

Ueberall also, wo ernstlich von der Emanzipirung der untersten Schichten der Gesellschaft die Rede sein soll, muß der Staat sich theoretisch und praktisch umgestalten. Er muß anders denken, als er es in der himmlischen Religion seiner Unterthanen und in den irdischen Dogmen seiner Oberthanen thut, und er muß so ziemlich das Gegentheil von dem wollen und thun, was er jetzt in Wahrheit will und thut. Wenn er jetzt durch die Kraft des Ganzen den Zweck dieses oder jenes Menschen aus-

führt, so hat er in Zukunft den Zweck eines jeden ins Auge zu fassen.

Weil das Ganze in seiner Hand liegt, so ist er unumgänglich, und selbst wenn er aufhörte zu existiren, wie die Kommunisten sichs vorstellen, so wäre dies eine „politische Revolution," erster Größe.

Und wenn es nun gar gelänge, die „Menschheitsbeglückung durch Gütergemeinschaft", das „Prinzip der Liebe statt des jetzigen Egoismus" ohne Kampf mit den politischen Gewalten ins Leben einzuführen, wäre damit nicht die größte religiöse Revolution, die Versetzung der himmlischen Seligkeit auf die glückliche Erde, ausgeführt?

Die Polemik der Kommunisten gegen die Politiker entspringt aus ihrem religiösen Tic. Sie denken, die ökonomische Religion, das Evangelium des irdischen Glücks, auch ohne die Weitläuftigkeiten der Politik auf dem geraden Wege der Noth und der Verkündigung durchzusetzen. Ihre Verachtung der religiösen Revolutionen entspringt aus dem Bewußtsein, daß in ihrem irdischen Evangelium ja ohne Weiteres das himmlische aufgehoben ist.

Beide Rechnungen haben den Fehler, daß sie die ganze außer ihrem Kopfe und ihrem Kreise existirende Welt nicht mit in Ansatz bringen. Dies ist die Illusion aller Sektirer. Wer dagegen die ganze Weltlage und die Gedanken, selbst der Gegner, mitberücksichtigt, denkt als Politiker bei seinen Reformplänen.

Die Kommunisten sind so sehr in ihre spezifischen Gedankenkreise festgebannt, daß sie außer der Politik und Religion auch noch die Theorie (als Philosophie und Wissenschaft) zum Henker schicken. Herr M. Heß, der Patriarch der Rheinischen Jahrbücher sagt in seiner Elberfelder Rede: „die Theorie kommt mit der Dummheit und Bosheit nie zum Ziele. Bilden wir uns nicht ein, die Welt durch unsere Ideen zu bekehren. Der Kommunismus ist keine Theorie, er ist der Schluß der Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft."

Nun kommt er auf diesen Schluß, d. h. auf England und zeigt, wie es im Uebermaß seiner Industrie erstickt und mit Riesenschritten seinem Untergange entgegengeht. „Die Welt würde

in Barbarei versinken, fährt er fort, wäre nicht eine höhere Idee, eine andere Weisheit, als die des Privategoismus und des Privaterwerbs — der Kommunismus — da. Die Welt, das Leben selbst, hat diese Idee erzeugt, wir wollen sie nur so weit entwickeln, daß sie einst zur Rettung dienen kann."

Herr M. Heß ist nach Fouriers Vorgange ein Feind der Philosophen. Der Kommunismus, zu dem er sich bekennt, darf also keine Philosophie, keine Theorie sein. Alle Theorieen haben ja bisher zu nichts d. h. nicht zum allgemeinen Glück geholfen; also ist der Kommunismus etwas anderes, als Theorie, er ist — „das Produkt der Industrieentwickelung."

Vortrefflich! aber da er noch nicht ausgeführt ist, so ist er doch vor der Hand noch Theorie. — „Nein, sagt Herr Heß, er ist eine „höhere Weisheit" aufgespart für den Moment des Weltuntergangs zunächst in England, wo er dann als Retter hervortreten und statt des Egoismus die Liebe proklamiren wird." — Man kann es nicht besser wünschen. Aber mag die Weisheit noch so weise sein; in dem Augenblick, wo sie alle retten will, muß sie nothwendig alle „zu sich d. h. zu ihrer Theorie bekehren."

Wie Herr M. Heß durch seinen Zusammenstoß mit dem Bürgermeister von Carnap in die Politik und Religion, so fällt er hier in die Theorie und in demselben Augenblick, wo er sich dagegen wehrt, in die Bekehrungsversuche zurück, ganz so, wie der Pater Lacordaire, der mit der Vernunft gegen die Vernunft predigt.

Herr M. Heß hat das richtige Gefühl, daß mit seiner Theorie und vornehmlich mit der, die ihm eigenthümlich ist, mit der Theorie von dem „Austausch der Thätigkeiten" keine großen Sprünge zu machen sind, Herr Heß will daher, wie oben den „unmittelbaren Verkehr", so hier augenscheinlich „die unmittelbare Praxis." Aber da Herr Heß in seiner Theorie so unpraktisch ist, so wird er schwerlich in der Praxis glücklicher sein. Seine Gedanken könnte selbst Praxitels nicht ausführen.

Wer das Heil der Welt von unsern teutschtheoretischen Kommunisten erwartet, muß sie für viel klüger halten, als sie sind; wer es aber von ihrer Dummheit erwartet, — was auch

ein Gesichtspuukt ist, — der muß hoffen, daß sie aufhören, sich durch ihre Theorieen zu blamiren und in der That durch andere Mittel, als durch Theorie und Vernunft zu ihrem Ziele kommen.

Es fehlte der deutschen Welt grade noch diese Konfusion und dieser blaue Dunst, um sich in der Wirklichkeit Nase und Ohren abschneiden zu lassen und hinter dem Rücken der Politik in der Theorie glücklich und frei zu sein. **O vanitatum vanitas!**

(Fugenstopfer 3).

Ein Gefangener an einen Richter.

Herr Richter, Sie sind gefürchtet und sind geachtet, ich selbst achte Sie als Person; aber ist es Ihnen auch schon einmal eingefallen, daß Sie bedauert werden könnten? Ich, der Gefangene, bedaure Sie. Ich, der von aller Welt Verlassene, in einsamem, dunklem Kerker Trauernde, ich bedaure Sie, der Sie frei über mein Gefängniß daherschreiten und sich der Anerkennung der Welt erfreuen.

Wie Sie wissen, ist es kein sogenannter schlechter Streich, was mich an diesen Ort gebracht hat, denn mein einziges „Verbrechen" besteht in dem Zweifel an der Rechtmäßigkeit dessen, was unsere Gebieter uns vorschreiben; dennoch habe ich meine Einsamkeit benutzt, um in mich zu gehen, in mir die menschliche Natur zu prüfen und über die Natur der Verbrechen nachzudenken. Das Resultat meines Nachdenkens ist den Verbrechern günstiger, als Denen, welche sie bestrafen.

Ich kann und werde nicht zu der Annahme kommen, daß in der menschlichen Natur etwas absolut Böses stecke. Die Justiz wird dieser Annahme ebenfalls nicht geneigt sein dürfen, da, etwas absolut Böses bestrafen, so viel heißt, als etwas Unabänderliches ändern wollen. Das „Böse", was dem Menschen zugeschrieben wird, steckt einzig und allein in den Verhältnissen. Wenn der eine Mensch ein natürliches oder „gesetzliches" Recht des Andern (dieser Andere kann auch eine moralische Person, eine

Zusammenfassung von Einzelnen, z. B. der Staat, sein) verletzt, dann nennen wir diese Verletzung ein „Verbrechen", und die Anlage dazu „das Böse." Die gewöhnliche Anschauung der Dinge zieht dabei in der Regel weder die Beschaffenheit des verletzten „Rechts", noch die Verhältnisse des Verletzers in Betracht und diese Unterlassungssünde ist es, welche täglich das „summum jus" zu „summa injuria" macht.

Drei Mängel sind es, aus welchen die Mehrzahl der „Verbrechen" fließt, welche wir täglich mit Martern aller Art bestrafen sehen, nämlich

1) der Mangel an Erziehung,
2) der Mangel an Existenzmitteln,
3) der Mangel an Freiheit.

Wenn wir nun zu dem Grundsatz gelangen, daß der Staat, will er seine Aufgabe erfüllen, seinen Bürgern erstens Erziehung, zweitens Existenzmittel und drittens Freiheit sichern müsse, so ist die nothwendige Folgerung die, daß derjenige Staat, welcher seinen Bürgern das Eine wie das Andere schmälert oder vorenthält, selbst der Urheber der Verbrechen ist, welche er bestraft. In diesem Gedanken, in dieser Wahrheit finde ich so viel Schreckliches, daß ich überzeugt bin, derjenige Staat, auf welchen sie Anwendung findet, würde auf der Stelle über den Haufen geworfen werden, wenn seine Glieder die schreckliche Wahrheit vollständig erkennten und in allen einzelnen Fällen des sozialen wie politischen Lebens sich vor Augen stellten.

Der Mensch, dessen Haupt Sie jüngst auf Ihr Geheiß unter dem Henkerbeil fallen sahen, war ein Herkules an geistiger wie an körperlicher Kraft. Aber seine Eltern waren mittellos und konnten ihm keine Erziehung geben, welche seine Kraft auf edlere Bahnen geleitet hätte. Was seine Eltern nicht gekonnt, hat der Staat nicht gewollt. Der Staat hatte Polizeidiener, um jene Kraft zu belauern, aber er hatte keine Erzieher, um sie zu veredlen. Die Kraft hat sich der Belaurung entzogen, die Belaurung verführte sie sogar zu dem, was die Belaurer verhüten sollten, sie kam mit den Belaurern in Konflikt, wehrte sie ab und vergriff sich an ihnen. Die Tödtung eines Belaurers hat jetzt

dessen Freund, der Henker, gerächt, nachdem Sie, der Richter, die Ermächtigung dazu ertheilt hatten. Ob der gerächte Todtschlag auf Rechnung des Todtschlägers oder auf Rechnung seines unverschuldeten Mangels an Erziehung kommt, danach fragt weder der Staat noch seine Justiz. Der Staat glaubt durch das Schleifen des Henkerbeils und die Errichtung des Blutgerüstes seine Aufgabe erfüllt zu haben. Die „Thatsache" ist konstatirt, das „Verbrechen" ist nach dem „Gesetz" gerächt, der Pfaffe hat sein Kreuz darüber gemacht und der Verbrecher ist begraben. Damit schließt der Staat seine Rechnung. Wenn er diese Rechnung mit andern Augen anblickt, so wird er finden, daß mit den Mitteln, welche an die Aufrichtung des Blutgerüstes verwendet worden, dem gemordeten Opfer das Besteigen desselben hätte erspart werden können. Aber für die Erziehung seiner Bürger fehlen dem Staate die Fonds, für ihre Hinrichtung oder Einkerkerung fehlen sie ihm nie. Den Büttel und Henker erhält man umsonst von ihm, den Lehrer und Erziehung nur gegen baare Bezahlung. Die Regierung scheint Verbrecher nöthig zu haben, damit ihr ein Vorwand zur Unterhaltung ihrer Polizei und Henker verbleibe. —

Der zweite Verbrecher, den Sie das Schaffot besteigen sahen, war ein Mensch von weichem Gemüth und aufopfernder Gesinnung. Dennoch blutete er unter dem Henkerbeil. Wie kam er dazu? Der Staat, welcher in den höheren Schichten der Gesellschaft alle Existenzmittel und Erdengüter bis zum platzenden Ueberfluß angesammelt, hat in den untern Schichten, in welche der Zufall jenen Mann versetzte, alle Noth und Sorge des Lebens zusammengehäuft. Der arme Mann war thätig wie Einer und arbeitete wie ein Lastthier, um seiner geliebten Familie das Leben zu fristen. Aber sein Fleiß war unzureichend und selbst die Gelegenheit, ihn einzusetzen, mußte er erbetteln. Zuletzt blieb die Gelegenheit vollends aus und den mittellosen Mann mit den Seinigen bedrohte der Hungertod. Konnte Niemand sich seiner annehmen? Einzelne seiner Mitmenschen hätten es für kurze Zeit gekonnt, aber sie kümmerten sich nur um sich und ihre Angehöri-

gen; der Staat hatte seine Mittel für „höhere" Zwecke (z. B. den Gefangenthurm und das Schaffot) zu verwenden, als für das Glück seiner Armen. Er hatte Millionen in Bereitschaft für Parademärsche und Pfaffeninstitute, aber keinen Heller für Arbeitsanstalten; er konnte den Armen Steuern abpressen, aber sie zur Zahlung der Steuern in Stand setzen konnte er nicht; er konnte den „Hohen" und Reichen Erleichterungen verschaffen, damit sie sich mit den noch Höheren und noch Reicheren zur Erhaltung des bestehenden Zustands verbündeten, aber seinen „Niedern" und Armen Erleichterungen verschaffen konnte er nicht. Während also dem armen Mann seine Mitmenschen als bloß gleichgültig gegenüberstanden, stand ihm der Staat sogar als Feind gegenüber. Der arme Mann, in der Nichtigkeit seiner „Unterthanenschaft" an keine Beschäftigung mit den Zuständen seines Staats gewöhnt, vermochte jene schreienden Mißverhältnisse nicht einmal zu erkennen, auch waren seine Noth und der Jammer der Seinigen so groß, daß sie ihn gar nicht zum Nachdenken und zur Erkenntniß hätten gelangen lassen: er konnte nicht denken, um sich zu beklagen, er konnte nur empfinden, um zu verzweifeln. Und das geschah. Die Verzweiflung gab ihm das Messer in die Hand, womit er die Seinigen für immer aus dem Elend befreite; ihn selbst befreite dafür das Beil des Henkers. Um die Zeit, wo er das Blutgerüste bestieg, verschwendete eine „hohe Person" eine Million, um zu zeigen, daß sie eine hohe Person sei!

Der dritte „Verbrecher," der auf Ihr Geheiß das Blutgerüst nur streifte, dafür aber vielleicht auf immer in finsterm Kerker begraben wurde, war durch seinen Freiheitsdrang hingerissen worden, sich an der „Heiligkeit der Staatsgewalt" zu vergreifen. Hatte er Hang zur Unsittlichkeit? Nein! Besaß er eine gewaltthätige Gesinnung? Nein! War er ein roher Mensch? Nein! Was hat ihn denn in den Kerker gebracht? Dasjenige, was man den „Gott im Menschen" zu nennen pflegt. Er konnte es nicht ertragen, daß der „Gott im Menschen" an die Kette der Sklaverei gelegt wurde; er konnte es nicht ertragen, daß das ewige Recht des Menschen von der Polizei konfiszirt war und man

ihm eine Lüge an die Stelle gab; er konnte es nicht ertragen, daß man den Geist tödtete und den Mund stumm machte; er konnte ihn nicht ertragen den empörenden Druck, unter welchem er das Volk wie unter einem Alp stöhnen und sich winden sah; er konnte es nicht ertragen, daß man die Lüge gesetzlich machte und die Wahrheit in den Bann that; er konnte es nicht ertragen, daß man die Schlechtigkeit als Götzen verehrte und die Tugend in die Kloake stieß; er konnte sich nicht das erforderliche Maß vor Sklavengesinnung aneignen, welche auf ihr Menschenthum verzichtet, um sich an der Krippe der Niederträchtigkeit zu entschädigen. Alles das konnte unser „Verbrecher" nicht, deßhalb that er, was ihm der „Gott im Menschen" eingab. Der „Gott" aber verfing sich in dem Netz von Gesetzen, welche die Gewalt zwischen sich und das andringende Recht gespannt hat, und so wanderte er „gesetzlich" in den Kerker. Dort geht er nun „gesetzlich" zu Grunde, weil er den ungesetzlichen „Gott im Menschen" nicht los werden, weil er keine „gesetzliche" Sklavenseele werden konnte. Ist das Unrecht auf seiner Seite oder auf Seiten der „gesetzlichen" Gewalt? Natürlich ist das Unrecht auf Seiten des ungesetzlichen — „Gottes im Menschen," während der Teufel der „gesetzlichen" Gewalt „heilig" und „unverletzlich" ist!

Wir haben nun die drei Kategorieen von „Verbrechern" durch Beispiele repräsentirt vor uns. Der erste „Verbrecher" verlor sein Leben, weil der Staat gegen seine Verpflichtung sich nicht um seine Erziehung bekümmerte; der zweite verlor sein Leben, weil der Staat ihn gegen seine Verpflichtung dem Hungertod preis gab; der dritte verlor seine Freiheit, weil der Staat ihm gegen seine Verpflichtung die menschliche Freiheit vorenthielt. In allen drei Fällen ist also der Staat der Verbrecher und der Staat ist zugleich der Richter und Henker. Der Staat ist es, der das Verbrechen schafft, ihm dann ein Gesetz über den Kopf wirft und es erwürgt. Der Staat ist es, der im Namen der „Gerechtigkeit" täglich die scheußlichsten Ungerechtigkeiten begeht und für seine Scheußlichkeiten keine Sühne hat!! Der Staat ist es, welcher der Menschennatur die schreiendste Gewalt anthut und sie dann noch für die Folgen züchtigt, welche aus dieser Ge-

waltthat hervorgehen. Verstehen Sie mich wohl, es ist nicht der Staat an sich, der vernünftige Staat, der menschliche Staat, der sich diese Sündenlast aufladet; es ist nur der schlechte Staat, derjenige, den eine eigensüchtige Gewalt in Beschlag nimmt, für sich ausbeutet und mit den eisernen Ketten ihrer barbarischen „Gesetzlichkeit" zusammenhält. Es ist derjenige Staat, der konsequenter Weise das Essen und Trinken „gesetzlich" mit dem Galgen bedrohen könnte und dadurch seine „Unterthanen" in die Alternative brächte, entweder für die Achtung des Gesetzes mit dem Hungertod, oder für die Mißachtung desselben mit dem Galgentod zu büßen.

Die Betrachtungen, Herr Richter, die ich hier angestellt habe, mögen auch schon anderwärts angestellt worden sein. Auf ihre Neuheit kommt es nicht an, sondern auf ihre Richtigkeit. Diese Richtigkeit angenommen, komme ich nun auf Sie und Ihre Stellung zu sprechen. Wahrlich, diese Stellung ist die entsetzlichste, die ich mir denken kann. Wenn man Ihnen einen Verbrecher zuweist, dessen Schuld nach Ihrer Ueberzeugung nur auf Rechnung des Staates kommt, wie ist es Ihnen dann möglich, den Schuldlosen dem Henker zu überliefern? Wenn Sie die Uebertretung eines Gesetzes zu richten haben, welches allem Recht und aller Vernunft Hohn spricht, ja dessen Achtung dem sittlichen Menschen unmöglich ist, wie können Sie sich dann der Aufgabe unterziehen, den Stab zu brechen und einen Menschen in den Kerker zu stoßen, der Ihnen vielleicht die größte Achtung einflößt? Sehen Sie, Herr Richter, dieß ist der Punkt, von welchem das Bedauern ausgeht, dessen Ursache ich Ihnen nachweisen wollte. Daß Sie von der einen Seite Herr über Freiheit und Leben, von der andern verpflichteter Sklave der Gewalt und ihrer „Gesetze" sind; daß Sie Pflichten haben, welche Ihr Rechtsgefühl, und Amtshandlungen begehen, welche Ihre Menschlichkeit verfluchen muß — ist das nicht eine entsetzliche Stellung? Wenn die Gewalt ein Gesetz macht, welches die Mutterliebe unter das Henkerbeil stellt, so müssen Sie die liebende Mutter dem Henker überliefern. Werden Sie es thun? Sie müssen, wenn Sie Richter sein wollen. Und wenn Sie es gethan, werden Sie sich mit dem Bewußtsein beruhigen, daß Sie nur das „Gesetz" zur Anwendung gebracht

haben? Ist es Ihnen gleich, ob das Gesetz ein menschliches oder ob es ein Ungeheuer ist? Und wenn, was heute „gesetzlich" ein Verbrechen ist, morgen als eine edle That aus dem Bereich des Gesetzes entlassen wird, empfinden Sie dann keine Qual, daß Sie früher diejenigen „gesetzlich" in's Unglück gebracht haben, welche jetzt der Stab Ihrer Justiz nicht mehr berühren darf? Blicken Sie auf alle die nichtswürdigen Preßprozesse und politischen Inquisitionen, wodurch man in Ihrem Staat die Freunde des Volks und der Freiheit abthut. Schaudert Sie nicht, daß dieß Alles im Namen der „Justiz", im Namen des „Gesetzes", im Namen des „Staats", Alles „von Rechtswegen" geschieht? Sie müssen es zugeben, Herr Richter, daß Sie keine Menschlichkeit, keine Ueberzeugung, kein Rechtsgefühl haben dürfen, kurz daß Sie kein Mensch, sondern nur ein verhärteter Urtheilssprecher sein dürfen, der die Opfer der Justiz unter das Maß des „Gesetzes" stellt und ihnen, wenn das Maß des noch so unsinnigen, des noch so barbarischen „Gesetzes" sie erreicht, wie dem Schlachtvieh das rothe Zeichen ihres Schicksals aufheftet. Erregt solches Amt nicht Bedauern, wenn ein Mann es bekleidet, der nicht mit steinernem Herzen begabt und zum Henker geboren ist? Ich frage Sie: besteht ein wirklicher Unterschied zwischen Ihnen und einem Henker, wenn nicht etwa der, daß der Henker die Hand ist, wo Sie der Arm sind?

So lang die Bürger Ihres Staats nicht frei und Ihre sogenannten Gesetze nicht menschlich sind, Herr Richter, will ich lieber das Opfer, als der Verwalter Ihres Amtes sein. Unter den Dienern der Gewalt sind es bisher die Richter gewesen, welche ihre Stellung für die unbefleckteste, sittlichste und achtbarste hielten. Mögen sie nachdenken und erkennen, daß ihre Stellung eine schreckliche, eine unmenschliche ist!

IV.

Fragmente über den politischen Mystizismus.

Von

einem Unbekannten.

Nicht die natürliche Dunkelheit der Erkenntniß in unkultivirten Zeiten ist Mystizismus, sondern dieser entsteht erst, wenn der Geist sich aus Prinzip, mit Liebhaberei und Raffinement im Dunkeln herumtreibt. Man wird demnach nicht läugnen, daß politischer Mystizismus, wie religiöser, in unserer Zeit eine bedeutendere Rolle spielt, als jemals. Diese Verirrung zu bekämpfen, gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich die Vervollständigung der vernünftigen Ansicht der Dinge. Denn dem Mystizismus läßt sich nur von innen beikommen. Wo immer eine mystische Ansicht sich zu halten vermag, da fehlt es auf irgend eine Weise im Systeme des Rationalismus, welches ihr entgegentritt. Irgend eine Berechtigung, irgend etwas Wahres, was erkannt sein will, liegt in jeder hartnäckigen Erscheinung der Geschichte. — Die folgenden Fragmente, welche Auszüge aus einem größern Manuskripte sind, suchen den politischen Mystizismus in diesem Sinne anzugreifen.

1. Kurze Charakteristik.

Der politische Mystizismus entscheidet sich in der Wechselwirkung von Natur und Kultur, von welchen beiden er jene sowenig versteht, wie diese, mit Vorliebe für die erste. Er sieht in dem natürlichen, unbewußten, unwillkührlichen Lebensprozesse das Höhere, Heilige, Göttliche, und macht so das, was der Mensch mit dem Thier gemein hat, der menschliche Staat mit dem Staate von Bienen oder Termiten, zum Elemente der Politik. Aber er begeht dabei die Inkonsequenz, daß er sich nichts weniger

als unbewußt dem Strome des unbewußten Lebens in der Geschichte überläßt, sondern mit Bewußtsein sich für die Bewußtlosigkeit, mit freiem Willen für die Unfreiwilligkeit, vom Standpunkte der Sittlichkeit gegen den sittlichen Standpunkt entscheidet. In diesen Widersprüchen legt er wenig Verstand an den Tag, und bedauernswürdig wird er, wenn er in jeder Pfütze einen Abgrund von „Tiefe" erblickt, bloß weil der Schlamm nicht auf den Grund sehen läßt. In diese vermeintliche Tiefe sucht sich mit großen Anstrengungen die historische Schule zu versenken. Den individuellen Geschmack daran könnte man ihr lassen, wenn sie nicht den Schmutz und üblen Geruch sich von Anderen zur Ehre angerechnet zu sehen verlangte.

Es gibt indessen ein psychologisches Moment, welches der mystischen Politik scheinbar zur Stütze dient, nämlich die Natur der Vernunft als des Vermögens der inneren Unmittelbarkeit der Erkenntniß im Gegensatze des reflektirenden Verstandes. In der Sphäre des inneren Lebens, in welcher das Individuum sich selbst kennendes, beurtheilendes und lenkendes Ich ist, treten einzelne Lebensthätigkeiten plötzlich aus dem Dunkel des unbewußten Lebens in das Licht der Selbstkenntniß. Das Individuum betrachtet aber unmittelbar nur den ihm hell gewordenen Theil seines Wesens als sein Ich; die Erscheinungen, welche aus dem unbewußten Lebensprozesse hervorgehen, werden von seinem mangelhaften Bewußtsein als Wirkungen eines fremden Wesens angesehen, das von außen mit unsichtbarer Hand in sein Inneres greift und auf diesem spielt, wie auf einem Instrumente, oder das sogar in seinem Inneren selbst den Sitz aufgeschlagen hat. Je beschränkter die Selbstkenntniß der Menschen ist, um so mehr Gewalt muß diese Täuschung haben. Auch dem klaren Beobachter seiner selbst kann es begegnen, daß der ohne sein Wissen in ihm fertig gewordene Gedanke, das Gefühl oder der Wille, dessen Quelle er unbeachtet ließ, ihn plötzlich überraschen, so daß es ihm ist, als hätte Etwas in ihm gedacht, gefühlt, gewollt, was nicht er selbst ist; aber er wird deßhalb weder an eine Inspiration noch an eine Besessenheit glaube, sondern nur den einfachen Schluß ziehen, daß seine Selbstkenntniß hinter seiner Dri-

ginalität zurück ist, wie das nicht anders sein kann; denn keine Erfahrung kann aussagen, was wir denken, wollen oder thun werden, und jeder Augenblick kann uns über uns selbst, d. h. über unseren erfahrungsmäßigen Begriff von uns selbst hinausführen, ohne daß uns ein anderer Geist, als unser eigner beim Schopfe zu haben braucht. Der Mystiker dagegen findet hier die Wirkung des Geistes Gottes, wenn es nicht etwa die des Teufels ist. Die Herren von der historischen Schule lachen wohl mit anderen Leuten über den Mann, welcher sich nicht ausreden ließ, daß er einen Sperling im Kopfe habe, und doch haben sie selbst eine Chimäre im Kopfe, die an der Stelle des Menschen die Geschichte gemacht haben und weiter machen soll. Wenn es aber durchaus Gott und der Teufel sind, die in dem Mystiker das Gute und das Böse wirken, — weßhalb glaubt er nicht eben so gut, daß es Gott und der Teufel seien, welche in ihm gut oder schlecht verdauen, da doch die Thätigkeit seines Magens eben so ohne sein Zusehen und seinen Willen vor sich gehen, wie das unmittelbare Denken seiner Vernunft?

Der politische Rationalismus zeigt die umgekehrte Einseitigkeit, wenn er nicht einsieht, daß die Kultur ein Prozeß ist, der aus der Natur seine Nahrung ziehen muß. Der abstrakte Rationalismus, welcher über den Produkten der Reflexion den Prozeß derselben und die ihn vermittelnde Originalität der endlos weiter produzirenden Vernunft vergißt, wird überall zu einem unfruchtbaren Formalismus, und beweist sich politisch unfähig. Er ist liberal, aber er will die Freiheit wie einen Vogel einfangen und im Käfig neuer Autorität bei sich halten, und begreift nicht, daß ihr dies nicht behagen kann. Dieselben Helden, welche gestern ihre Liebe zur Freiheit im Kampfe zu bewähren suchten, betragen sich heute, nach einem kleinen Siege, gegen dieselbe schon wie eifersüchtige Ehetyrannen, und können doch weder ein Kind mit ihr zeugen, noch verhindern, daß diese Impotenz ihr langweilig wird, und sie deßhalb mit dem revolutionären Geiste durchgeht.

Die Prinzipien der Vernunft und Freiheit sind der gestaltende Geist in der Politik; die Thatsachen, welche die innere

Geschichte der Individuen und die äußere Geschichte des Geschlechtes ihm aus der Natur zuführen, sind sein Material. Die Geschichte in der Gegenwart enthält immer beide Elemente, so daß die Prätention eines besonderen „historischen" Charakters einer gewissen Schule des Rechtes und der Politik so leer ist, wie nur irgend eine Prätention sein kann; denn es gibt nichts historischeres als die Historie selbst, zu der die Wissenschaft und die Politik, sie seien beschaffen wie sie wollen, immer gehören. Der politische Mystiker und naturwüchsige Pinsel sind darum in keiner Beziehung historischer als der entschiedenste Rationalist; sie haben nur den speziellen Geschmack, sich den Kehricht der Geschichte auszuwühlen und deren Schätze ihrem Feinde zu überlassen, der sie zu verthun versteht. Indessen auch der Rationalist kann sich um die ganze, lebendige Geschichte betrügen und sich zum einzelnen Elemente in derselben degradiren, wenn er das caput mortuum der Kultur für den Kulturprozeß selbst nimmt und die Welt in Ordnung gebracht zu haben meint, sobald ihm das Revolutiönchen gelungen ist, durch das er sich und seine Weisheit in die Höhe gebracht hat. Der schweizerische Liberalismus gibt das eklatanteste Beispiel für diese Erscheinung.

2. Die Nationalität.

Die Nationalität ist einer der Haken, an welche sich der politische Mystizismus festklammert. Es ist daher wichtig, ihre Bedeutung auf den wahren Werth zu reduziren.

Nationalität ist Volkscharakter und Volksbewußtsein. Was ist aber ein Volk?

Im natürlichen Sinne des Wortes ist ein Volk eine genealogisch zusammengehörige Menschenmasse, welche durch irgend einen Grad und irgend eine Form der Lebensgemeinschaft die genealogische Zusammengehörigkeit behauptet. Ist die Lebensgemeinschaft eine äußerliche, so hat das Volk einen politischen Zusammenhang, ist sie aber eine innerliche, die sich nur in sofern äußert, als Sprache und Kunst Aeußerungen des innerlichen Lebens sind, so ist ein gemeinsamer Gehalt und Charakter der

Kultur in Literatur und Kunst das einzige Band für den Zusammenhang der Volksglieder.

Aber auch der freie Entschluß kann Menschen, seien sie von noch so verschiedenem Stamme, zu Völkern verbinden. Zusammengelaufene Menschenmassen haben schon öfters in der Geschichte große Anstöße gegeben. Der freie Entschluß hat die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika nach und nach zusammengeführt; der freie Entschluß zur Bundesgenossenschaft hat die schweizerische Eidgenossenschaft gebildet und hält die drei oder vier verschiedenen Stämme als Schweizervolk zusammen. Selbst die größten europäischen Nationen sind theilweise aus Menschen von verschiedener Abstammung zusammengesetzt, welche nur durch den gemeinsamen Zweck verbunden sind, wie die Engländer und die keltischen Schottländer, Irländer und Bewohner von Wales, oder wie die eigentlichen Franzosen, die teutschredenden Elsässer, die Basken in den französischen Pyrenäen und die Bewohner der Basse-Bretagne — Menschengruppen der verschiedenartigsten Abstammung.

Eine Menschenmasse also kann möglicher Weise ein Volk sein

1) durch die bloße Stammesverwandschaft und ihre unmittelbaren Folgen im genealogischen Bewußtsein,
2) durch bloße Bundesbrüderschaft,
3) durch beide Momente in Verbindung.

Das erste Verhältniß hat an sich viel Lebenszähigkeit, aber es kann sich dennoch auf die Dauer nicht behaupten. Einigermaßen reine Stämme hat die Ethnographie, namentlich unter den kultivirteren Völkern unserer Zeit, wenige aufzuweisen, und das freundliche oder feindliche Zusammenstoßen der Völker macht ihnen immer mehr ein Ende. Das zweite Verhältniß, im strengen Sinne, findet nur bei sich eben erst bildenden Völkern Statt; denn bei Bundesgenossenschaften, wie die, welche die Schweizer von vier verschiedenen Sprachen zusammenhält, ist doch jede einzelne Sprachgenossenschaft ein natürlicher Stamm, wenigstens von gewisser Zeit an. Das wichtigste, häufigste und auch fruchtbarste Verhältniß ist also das dritte, in welchem die natürliche Abstammung dem freien Entschlusse zu Hülfe kommt und der freie Ent-

schluß der natürlichen Abstammung eine höhere und sittliche Bedeutung gibt. Die Mischungen und Kreuzungen, welche dabei unvermeidlich sind, erweisen sich gerade als besonders günstige Entwickelungsbedingungen. Der Fall gewaltsamer Einverleibung eines Volkes in ein anderes ist kein besonderer, da die beiden gemengten Elemente solange getrennt neben einander existiren, bis allmählig der Wille der Verschmelzung und der Gemeinschaft entsteht. Stammesverwandtschaft und Bundesbrüderschaft sind also die beiden Quellen, aus denen die Gemeinsamkeit des Volksbewußtseins und Volkscharakters hervorgeht; ihren Inhalt aber kann die Nationalität nur aus der Gemeinschaft der Zwecke und des Schicksals, also aus dem sittlichen Gehalte des Volkslebens gewinnen.

Von den beiden Elementen nun, welche der Nationalität zum Grunde liegen, setzt der politische Mystizismus den Nachdruck auf das immer mehr oder minder dunkle und unfreiwillige genealogische, der politische Rationalismus auf das freiwillige föderative. Es ist klar, daß das letzte das sittliche Moment in der Nationalität ist und als solches den Vorzug verdient. Indessen ist auch gewiß, daß, wie die bloße Stammesverwandtschaft ohne das sittliche Moment bewußter Zweckgemeinschaft und daraus hervorgehender freier Assoziation immer nur ein für höhere Kultur unfruchtbares Volksleben erzeugen kann, so der bloßen Bundesbrüderschaft die Originalität und Kraft eines nationalen Naturells und damit die natürliche Lebenszähigkeit abgeht, von welcher zuweilen das Schicksal eines Volkes abhängig ist. Die Völker also, welche, wie die Schweizer, ihre Nationalität vorzugsweise auf freie Assoziation, auf Bundesdrüderschaft stützen, können sich leicht über die Dauerhaftigkeit ihrer Existenz in neuen und schwierigen Lebenslagen täuschen, da die Motive der Assoziation leichter verschwinden können, als das genealogische Bewußtseyn mit seinen zusammenhaltenden Folgen. Indessen wenn der Zweck schwindet, hat die sittliche Welt an den Mitteln, wenn der Geist schwindet, an der Form kein Interesse mehr; und die Völker, deren Nationalität nur eine naturwüchsige ist, haben sich noch gar nicht als sittliche Existenzen legitimirt und ihr Un-

tergang hat in der sittlichen Welt keine Sympathie zu hoffen. Die Schweizer z. B. möchten leicht aufhören ein Volk zu sein, und nach den drei Hauptsprachen, welche von ihnen gesprochen werden, zerfallen, sobald in dem angrenzenden Teutschland, Frankreich und Italien Republiken entständen. Aber nur unter diesen Umständen würde das Zerfallen von „Europa's letzter Republik" nicht als eine große sittliche Calamität zu betrachten sein, während dagegen die ganze Ausrottung roher Völker, wie die Europäer sie so vielfach auf dem Gewissen haben, nur Grausamkeit gegen die Einzelnen, aber keine politische Sünde gegen eine Gemeinschaft genannt werden kann.

Jede Gemeinschaft von Menschen, die sich gemeinsamer Zwecke und Mittel bewußt ist, hat das Recht, ihre eignen Zwecke auf eigne Art und mit eignen Mitteln zu verfolgen, — kurz auf ihre eigne Art zu leben und sich zu entwickeln, ganz so, wie jedes einzelne Individuum. Für eine solche bewußte sittliche Gemeinschaft ist auch die gemeinsame genealogische Tradition, wenn sie vorhanden ist, — die gemeinsame Sprache, Literatur, Kunst und Sitte, die einen nationalen Typus haben mögen, ein sehr werthvolles Gut, welches sie sich nicht, und vor Allem nicht wider Willen, soll nehmen lassen. Selbst zur Freiheit soll ein Volk sich nicht von einem anderen zwingen lassen, vorausgesetzt, daß es sich selbst auf seinem eignen Wege zur Freiheit, wie es dieselbe nach seinem Entwickelungsgange versteht und verstehen muß, befindet. Im Uebrigen schafft die Kultur für das Leben der Völker grade so wie für das der Individuen eine gemeinsame vernünftige Welt, welche für alle Völker dieselbe ist, und in der einen Platz einzunehmen für ruhmvoller und glücklicher geachtet werden muß, als die vollkommenste nationale Selbstständigkeit ohne wahres sittliches Bewußtsein, ohne Bedeutung für Kultur und Freiheit. Die patriotische Begeisterung für eine schlechte Nationalität wäre keine Tugend, sondern ein Laster. Die politische Moral der Völker läuft in Bezug auf freie Selbstbestimmung allerdings parallel mit der persönlichen Moral der Individuen; nur ist der große Unterschied, daß die persönliche Freiheit für Jeden die Möglichkeit der Sittlichkeit in

sich schließt, welche an die Existenz eines bestimmten Volkes keineswegs gebunden und bei dieser Existenz überhaupt nur dann betheiligt ist, wenn das Volk es bis zum sittlichen Bewußtsein gebracht hat. An der bloßen genealogischen Selbstständigkeit hat die Sittlichkeit kein Interesse. Der einzelne Mensch ist allgemeingiltiger Zweck, — das ganze Menschengeschlecht ist allgemeingiltiger Zweck. Ein Volk aber als bloßes Volk, ohne Bedeutung für Kultur und Freiheit, ist sowenig allgemeingiltiger Zweck, wie das Geschlecht der Hohenzollern, Habsburg, Bourbons oder Edlen von Katzenfingen. Auf die Prätention der Nothwendigkeit solcher Existenzen kann man nur mit jenem Minister antworten: „Je n'en vois pas la nécessité." —

3. Die Naturwüchsigkeit des Staates.

Der Staat ist sowenig denkbar ohne sittliche, wie ohne natürliche Antriebe. Die letzten äußern sich, wie jeder natürliche Antrieb, in der Form der Bedürfnisse. Der Staat, wie überhaupt eine Gesellschaft, kann nicht entstehen und bestehen ohne die Wirkung des Bedürfnisses; — der Staat, wie überhaupt eine Gesellschaft, kann aber auch nicht entstehen und bestehen ohne die Wirkung eines Zweckes. Dieser nämlich ist der sittliche Antrieb zur Geselligkeit, wie das Bedürfniß der natürliche. — Der politische Mystizismus legt hier wieder den Nachdruck auf die unbewußten Antriebe, sein Ideal ist daher der sogenannte „naturwüchsige Staat." Der politische Rationalismus dagegen legt den Nachdruck auf den freien Entschluß und das aus diesem hervorgehenden Rechtsverhältniß. Sein Ideal ist der Staat als Ergebniß des „Gesellschaftsvertrages". Nirgends mehr als hier sind beide Parteien in gleichgroßem Irrthum nach entgegengesetzten Seiten. Sowenig der Staat ohne sittliche Antriebe, d. i. ohne Zwecke, genauer gesagt ohne Gemeinschaft der Zwecke, entstehen kann, so wenig kann er durch einen Vertrag entstehen. Die Kritik der rechtlichen Prätention des „Gesellschaftsvertrages" wird zugleich nachweisen, auf was sich die „Naturwüchsigkeit" des Staates in Wahrheit reduzirt.

Die natürlichen Antriebe zur Geselligkeit sind die Bedürfnisse. Der Mensch aber, da er nicht unterlassen kann zu denken, kann nicht unterlassen, aus seinen Bedürfnissen Zwecke zu bilden. Es verhalten sich also die natürlichen und sittlichen Antriebe zur Geselligkeit auf die Weise, daß die ersten wohl unmittelbar für sich wirken, zugleich aber auch, und hauptsächlich, den Inhalt der letzten ausmachen und von der Sittlichkeit in ein System gebracht werden. Jemehr das Bewußtsein der Menschen ausgebildet ist, um so mehr gehen die Bedürfnisse in den systematisirten Zwecken auf. Das zur Geltung gelangte System der Zwecke ist das Recht. Insofern nun der politische Mystizismus unter dem „naturwüchsigen Staate" nicht nur den Staat aus bloßen natürlichen Antrieben verstehen kann — weil ein solcher nicht denkbar ist —, insofern er also unter dem „naturwüchsigen Staate" den Staat aus natürlichen und sittlichen Antrieben verstehen muß, die nur nicht mit Bewußtsein geltenden systematisirten Zwecke, also nicht Recht sind, — reduzirt sich die Frage nach der Naturwüchsigkeit auf die Frage nach der Rolle, welche in der Entstehung des Staates das Recht spielt. Die Beantwortung dieser Frage ist eben die rechtliche Kritik des Gesellschaftsvertrages; denn bei der Gründung einer Gesellschaft kann das Recht nur in der Form des Vertrages auftreten. In der Gründung aber sind die beiden Momente der Assoziation und der Organisation wohl zu unterscheiden.

Die sittlichen Antriebe zur Geselligkeit treten in der Form des Zweckes auf, müssen also die Gleichheit des Zweckes Vieler, die Zweckgemeinschaft für Viele voraussetzen. Je weiter sich diese Gemeinschaft innerlich und äußerlich geltend macht, um so tiefer dringt die Geselligkeit ein, um so weiter breitet sie sich aus, um so mehr gewinnt der sittliche Charakter in ihr die Oberhand. In der Sittlichkeit ordnen sich zuletzt alle Zwecke dem allgemeinen menschlichen Endzwecke unter, dem höchsten und letzten Zwecke allgemeiner Entwickelung der menschlichen Natur durch die Entwickelung der Individuen in der Geschichte des Geschlechtes, — welcher gemeinsame, solidarische Angelegenheit aller Menschen ist.

Diese Gemeinsamkeit ergibt sich aus der Gleichheit der allgemeinen menschlichen Natur, die den individuellen Charakterformen zum Grunde liegt. Aus diesem Verhältniß ergibt sich auch die Verbindung aller Mittel, welche von Natur für Jeden andere sind. Wer den Zweck will, will die Mittel.

Wer mit Anderen gemeinsame Zwecke hat, muß seine Mittel mit ihnen gemeinsam machen, weil mit vereinten und organisch vertheilten Kräften für den gemeinsamen Zweck mehr zu leisten ist, als isolirt. Die Vortheile, welche aus der Gemeinsamkeit und Organisation der Mittel zu gewinnen sind, werden also der unmittelbarste sittliche Antrieb zur geselligen Verbindung. Den gleichen Zweck könnte Jeder recht wohl für sich allein verfolgen. Er wäre darum Allen gemeinsam, weil er für Jeden derselbe wäre. Die praktische Gemeinschaft gagegen wird erst durch die Reflexion hervorgebracht, daß für den gleichen Zweck durch die systematische Vereinigung aller Mittel zum Vortheil Aller am meisten geschehen kann. Der gemeinsame Zweck an sich also ist, schon ohne gesellige Verbindung, für Jeden der gleiche; die Gemeinsamkeit der Mittel aber erhält nur dadurch einen Werth, daß dieselben von Natur für Jeden andere sind, und daß auch, nach ihrer Verbindung, aus dem gemeinsamen Schatze derselben ein Jeder seinen besondern Antheil übernimmt und verwendet. — Der gemeinsame Zweck einer Zahl von Menschen kann es z. B. sein, sich gegen die rauhe Witterung zu schützen. Für diesen Zweck, den Jeder von ihnen besonders verfolgen könnte, thun alle Betheiligten ihre Kräfte, die in verschiedenen Geschicklichkeiten und nutzbaren Gegenständen bestehen, zusammen, und aus dem gemeinsamen Schatze dieser Mittel übernimmt ein Jeder einen Antheil, um ihn zum allgemeinen Besten zu verwenden. So erhält die Gesellschaft Wohnung, Kleidung, Brennmaterial, u. s. w., von welchen Gütern sich jeder Einzelne nur einen Theil, und auch diesen nur mit unvollkommenem Vortheil, hätte verschaffen können.

Die sittlichen Antriebe zur Geselligkeit also beruhen allerdings zuletzt auf der Zweckgemeinschaft, allein praktisch wirksam werden sie erst durch die von der Zweckgemeinschaft gebotene Or-

ganisation der Mittel, so daß die sittlichen Antriebe zur Assoziation mit denen zur Organisation von Anfang an verbunden und die ersten sogar von den letzten abhängig sind. Wenn sich also Menschen vereinigen, weil sie einerlei Zwecke haben, so vereinigen sie sich immer in der Absicht, durch Organisation des Willens und der Thätigkeit ihre Kräfte zu verstärken. Diese Vereinigung scheint das zu sein, was Rousseau eigentlich mit seinem Gesellschaftsvertrage im Sinne gehabt hat. Allein ein Vertrag kann überhaupt einer Gesellschaft nicht ihre Entstehung geben, am allerwenigsten einer souverainen Gesellschaft, da er schon einen gemeinsamen Rechtsboden für die Kontrahenten voraussetzt, welcher bei Gründung der Gesellschaft erst gewonnen werden soll; ein Vertrag kann nichts thun, als eine Gesellschaft rechtlich gestalten und organisiren. So ist es keineswegs der Sozietätsvertrag, durch welchen eine Handelsgesellschaft entsteht, sondern er ist es nur, durch welchen sie in ein bestimmtes rechtliches Verhältniß zu einer größeren souverainen Gemeinschaft tritt, und durch welches die einzelnen Rechte und Pflichten der Kontrahenten bestimmt werden; er ist es also nur, durch welchen die Gellschaft rechtlich organisirt, nicht gegründet wird. Der Organisation muß eine Uebereinstimmung des Willens, eine Gemeinschaft des Zweckes aller Kontrahenten vorausgehen, welche Gemeinschaft etwas von dem Vertrage selbst durchaus verschiedenes ist. Diese Gemeinschaft des Zweckes kann ausdauern, wenn der Vertrag hundertfältig gebrochen ist, also eben so vielmal nicht mehr existirte. Der Austritt eines Mitgliedes kann rechtlich eine Sozietät auflösen, die Gemeinschaft des Zweckes der Uebrigbleibenden aber kann diese bestimmen, den Vertrag neu zu schließen, noch andere Mitglieder aufzunehmen, kurz, diese Gemeinschaft, welche das wahre Band der Vereinigung ist, geht nicht nur dem Vertrage voraus, sondern kann ihn auch überdauern, und enthält für denselben die Kraft einer Regeneration, welche unerschöpflich ist, so lange der gemeinsame Zweck als solcher sich selbst hält. Ja sogar der bestimmte Zweck selbst kann ein anderer werden, ohne daß die Gesellschaft sich auflöst, sofern nur die Veränderung in dem Willen Aller vor sich geht, so daß die Gesell-

schaft nie einer gemeinsamen Richtung des Willens und in dieser gemeinsamen Richtung nie hinreichender Kraft ermangelt, um den Widerspruch in anderen Willensrichtungen verschwinden zu lassen oder unwirksam zu machen.

Diese Ausdauer der Zweckgemeinschaft über einen bestimmten Zweck, über bestimmte Kontrahenten und jede bestimmte Organisation hinaus, ist das, was dieselbe in praktisch-politischer Beziehung über den Vertrag erhebt; und so zeigt sich, daß die Lehre von der Begründung des Staates durch den Gesellschaftsvertrag ein theoretischer Fehler, ein großer Irrthum der politischen Wissenschaft ist. Die Geltung des Zweckes in der vertragsmäßigen Gesellschaft ist eine pflichtmäßige, die in der Zweckgemeinschaft eine freie. Aus jener hat Niemand das Recht auszuscheiden, es sei denn nach vertragsmäßigen Bestimmungen; aus dieser scheidet Jeder, welcher den Zweck nicht mehr theilt, von selbst, freiwillig und ungehindert aus; kurz man kann sich bei geringem Nachdenken überzeugen, daß, sowie keine Gesellschaft überhaupt durch den Vertrag eigentlich entsteht, so auch die souveraine Gesellschaft nicht durch einen Kontrakt sozial entstehen kann, sondern nur durch eine Gemeinschaft des Zweckes, welche das Ergebniß der Reflexion über die natürlichen Antriebe zur Geselligkeit ist. Diese Erkenntniß, daß die souveraine Gesellschaft, also der Staat, durch die Zweckgemeinschaft entsteht und besteht, und nicht durch den Vertrag, ist allein fähig, die Zähigkeit der politischen Verbindung aller Glieder eines Volkes zu erklären, wenn alle Bande des Rechtes längst zerrissen worden sind und das Recht selbst von den Machthabern mit Füßen getreten wird.

Etwas Anderes ist es mit der Form der Gesellschaft, welche allerdings vertragsmäßig bestimmt sein muß, wenn in der Gesellschaft eine sittliche Ordnung herrschen soll. Bei diesen Verträgen um die Form der Gesellschaften, welche nichts anderes sind, als die Staatsgrundgesetze, ist dann auch die zur Schließung eines jeden Vertrages erforderliche Einstimmigkeit aller Kontrahenten wirklich immer vorhanden, da sich jede Minorität um den Preis der Erhaltung des gemeinsamen Zweckes immer

und ohne Ausnahme der Majorität unterwirft, so lange der gemeinsame Zweck die nöthige Kraft hat.

Zu den Zwecken, welche eine Zweckgemeinschaft begründen und beherrschen, kann vor Allem auch der gehören, durch das Mittel einer gemeinsamen Sprache und Literatur sich unter der Einwirkung eines großen und reichen Kreises geistiger Kräfte entwickeln zu können. Auf diese Weise kann die Nationalität als bewußter herrschender Zweck auftreten. Es ist indessen hier nicht unsere Absicht, zu untersuchen, welche Zwecke fähig sind und fähig sein sollen, eine souveraine Gesellschaft von Menschen zu begründen und zu beherrschen.

4. Gerechtigkeit und Liebe.

Mit dem Satze, „die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung" — hat die christliche Religion den Versuch gemacht, sich selbst an die Stelle des Rechtes, ja der Sittlichkeit überhaupt, die Liebe an die Stelle der Gerechtigkeit zu setzen. In einem Augenblicke, in welchem der pietistische Sozialismus dieses Bestreben mit erneuerter Kraft verfolgt, ist es von der größten Wichtigkeit, das Verhältniß von Gerechtigkeit und Liebe richtig zu beurtheilen.

Schon auf den ersten Blick erscheint das Bestreben als eine bloße Erscheinung des Ueberganges von der Autorität zum Rechte, — nämlich zum wahren Rechte. Denn das Recht, welches von der christlichen Liebe überwunden werden soll, — das, was die Bibel das Gesetz nennt, — ist nicht Gesetz, sondern Gebot, nicht realisirte Gerechtigkeit, sondern Prätention der Autorität. Daß dieses prätentirte Recht überwunden werden soll, ist ein Fortschritt im Christenthum, daß es aber nur durch die Liebe überwunden werden soll, ist eine Konsequenz der eigenthümlichen Halbheit des Christenthums, welches überall, indem es das reelle Schlechte zu überwinden sucht, an dem reellen Guten verzweifelt. In dem Kampfe gegen das wirkliche Schlechte hat es der Wirklichkeit überhaupt den Krieg erklärt, so daß jeder seiner Siege ein Abfall von der Wirklichkeit und für diese verloren ist. So ist die Ueberwindung des falschen, des prätentirten Gesetzes — des Gebotes — durch die Liebe zugleich eine Verzweiflung an dem wahren Gesetz,

an der menschlichen Gerechtigkeit, an der Politik, am Staate. Die christliche Liebe verhält sich hierin zur Sittlichkeit grade so, wie sich der Glaube an die Unsterblichkeit zur Sittlichkeit verhält. Wie dieser an die Stelle des innern Bewußtseins der Persönlichkeit, an die Stelle der Ehre tritt, — wie er die eigne Persönlichkeit retten will, indem er an der wahren, wirklichen, weltlichen Persönlichkeit, an der menschlichen Ehre verzweifelt, so tritt die Liebe an die Stelle der Gerechtigkeit und will die fremde Persönlichkeit retten, indem sie doch an ihrer wahren, reellen Anerkennung, an der menschlichen Gerechtigkeit verzweifelt. Es läßt sich derselbe Geist auch an der mittelalterlichen Form der Geschlechtsliebe nachweisen, welche wesentlich Galanterie ist, d. h. Liebe ohne reellen Gehalt, die doch den Schein dieses Gehalts annimmt. Auch die christliche Liebe, wenn sie in der Wirklichkeit auftreten und sich an die Stelle des Rechts setzen will, kann ebenfalls nichts anderes als Galanterie sein, — die allgemeine Galanterie gegen die fremde Persönlichkeit, — und als solche muß sie, bei der zu ihrer Natur gehörenden Falschheit, grade so ihre brutale Schattenseite haben, wie die Galanterie gegen das Weib. Die Galanterie gegen das Weib hindert den edlen Ritter des romantischen Zeitalters nicht, für seine Frau beim Grobschmidt ein Keuschheitsschloß machen zu lassen; die allgemeine Galanterie gegen den Menschen überhaupt hindert den christlichen Priester nicht, Ketzer zu braten. Wie die Galanterie gegen das Weib nichts ist, als eine Anspielung auf die Emanzipation des weiblichen Geschlechtes, — wie der Glaube an die Unsterblichkeit nichts ist, als eine Anspielung auf die innere Würde und Freiheit der Person, — so ist die christliche Menschenliebe nichts als eine Anspielung auf die allgemeine Gerechtigkeit. Realität kann sie sowenig haben, wie jede bloße Allgorie, denn sie läßt sich ohne Hülfe von näheren Bestimmungen, die einen rechtlich-sittlichen Charakter haben müssen, gar nicht ausüben. Nach ihren Forderungen sollen wir den Menschen als Menschen, also alle Menschen gleich lieben. Wie sollen wir aber in der Praxis verfahren? Wenn wir eine Mehrzahl von Menschen in Lebensgefahr sehen, so fordert die Liebe, daß wir zu ihrer Rettung eilen; aber welchem von ihnen müssen wir zuerst beispringen? Sollen

wir nach persönlicher Vorliebe entscheiden? Dazu müssen wir eine Veranlassung nehmen, die nicht in der allgemeinen Menschenliebe liegt, und wenn wir einmal einen Unterschied im Grade unserer Liebe zulassen, wo ist dann der niedrigste erlaubte Grad? und werden wir nicht immer Gründe des Vorzugs finden, mit denen wir eine Saumseligkeit rechtfertigen können? — Sollen wir klar erkannte sittliche Zwecke zu Rathe ziehen und den sittlichen Werth der Menschen abwägen, welche an unsere Liebe Ansprüche machen? — Dann ordnen wir die Liebe überhaupt der sittlichen Zweckmäßigkeit unter und sind dem christlichen Prinzip schon untreu. Die Liebe ist vom Christenthum für etwas anderes genommen worden als was sie sein kann, das Gesetz für etwas anderes als was es sein soll. Und demungeachtet ist in einem gewissen Sinne die Liebe das innerste Prinzip des gesellschaftlichen Lebens, nur nicht die Erfüllung, sondern die Voraussetzung des Rechtes. Die Liebe — sagen wir im Gegensatze des Christenthums — ist nicht des Gesetzes, sondern das Gesetz ist der Liebe Erfüllung.

Das Gesetz ist die verwirklichte Herrschaft des Endzweckes; die Liebe aber geht jedem Zwecke voraus, weil sie im Besitze jedes Inhaltes für einen Zweck ist. Habe ich mich selbst oder habe ich einen Andern zum Zwecke, immer muß der Inhalt des Zweckes — und ohne solchen ist kein Zweck denkbar — mein geliebter Gegenstand sein. Der Zweck, welchem dieser wesentliche Charakter fehlt, daß sein Inhalt ein Gegenstand der Liebe ist, erweist sich als ein uneigentlicher und ist in Wahrheit nur eine Vereinigung von Mitteln, ein Ruhepunkt in dem Prozesse zweckmäßiger Thätigkeit, wie z. B. der Bau eines Hauses niemals an sich selbst Zweck sein kann; denn das Haus selbst kann ich nicht lieben, sondern ich baue es, weil ich mich oder Andere liebe. Wir berühren hier die eigentliche Verbindung der Liebe mit der Sittlichkeit, womit zugleich die eine Seite des Verhältnisses von Sittlichkeit und Religion berührt ist.

Es ist der menschliche Endzweck, daß die Menschennatur durch die persönliche Entwickelung, den Verkehr und die Folge der Individuen in der Geschichte des Geschlechtes mit Bewußtsein und

Freiheit zur Darstellung komme, oder — als Zweck jedes Einzelnen ausgedrückt — daß der Einzelne in der eigenen individuellen Entwickelung die allgemeine Natur des Geschlechts darstellen helfe. Bei jeder dieser beiden Auffassungen, von denen die erste die rechtliche, die zweite die moralische ist, wird ein Zusammenwirken der Menschen gefordert, welches ein gemeinsames Interesse Aller an der allgemeinen Menschennatur, über die Grenzen jeder einzelnen Persönlichkeit hinaus, — also überhaupt ein Interesse eines Jeden an allen Andern voraussetzt. Aber ehe dieses Interesse sich in der Reflexion zu einem sittlichen, d. i. zum Zwecke gestalten kann, muß es sich als unmittelbares natürliches Verhalten von Person zu Person, von Wesen zu Wesen, als enthusiastisches Interesse, als allgemeine Liebe des Menschen zum Menschen geltend machen. Die sittliche Humanität, welche eine ruhige, bewußte, überlegte ist, welche sich den Zweck in allen seinen Theilen klar gemacht und die Mittel zu dessen Beförderung erwogen hat, ist ein Kind der enthusiastischen oder religiösen Humanität, welche sich überhaupt für den Menschen im Herzen erwärmt. Wem dieses Herzensinteresse an der Menschheit fehlt, der wird die Sittlichkeit gar nicht zum Gegenstande seines Denkens machen, der wird es gar nicht bis zum Bewußtsein und Willen der Sittlichkeit bringen.

So ist also die Liebe die unmittelbar natürliche Voraussetzung aller Sittlichkeit und alles Rechtes, — eine der Sittlichkeit zum Anstoß dienende natürliche Thatsache, welche selbst wieder zu einer sittlichen Forderung zu machen, nur einen mittelbaren Sinn hat, unmittelbar aber für die arme nach Glück und Frieden sich sehnende Menschheit keinen wirksameren Rath enthält, als sich selbst am eigenen Zopfe in die Höhe zu ziehen. Die Forderung der Liebe kann also auch nicht an das Gefühl selbst, sondern nur an das Bewußtsein und die Kultur desselben gehen; denn in ihrer Verbindung mit der Sittlichkeit kultivirt sich die Liebe. „Liebe deinen Nächsten" kann nichts anderes heißen, als: nimm dein natürliches Gefühl in deine Reflexion auf und laß es deinen Zwecken zum innerwährenden Anstoße dienen.

Ich möchte hier eine Untersuchung über das Verhältniß der Religion zur Sittlichkeit folgen lassen, wenn dieselbe nicht eines größeren Raumes bedürfte. Ich werde sie nächstens dem Publikum als nicht unwesentlichen Theil einer größeren Arbeit über die Politik vorlegen.

(Fugenstopfer 4).

Ein Protestant an einen Politiker.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß Sie Politiker es weiter brächten, wenn Sie eben politischer wären. Es stehen Ihnen vielleicht noch hundert Mittel zu Gebot, für ihre Sache zu wirken, und Sie haben gar keine Ahnung davon, oder es fehlt Ihnen die Gewandheit und Energie, dieselben anzuwenden. Daß Sie einstweilen keine Armee zur Disposition haben werden und zu haben brauchen, um Ihre Gesinnungen nach und nach durchzusetzen, wissen Sie; aber um so mehr sollten Sie die militärische Armee durch eine geistige oder moralische zu ersetzen suchen.

Wir sind in unserm Vaterland so ausnehmend religiös und unsere geistigen Bewegungen drehen sich immer zuerst um die Religion. Da wir nämlich sehr gründlich sind, so fangen wir immer ab ovo an, d. i. mit der Theologie. Gut, wenn dieß einmal der Gang ist, so mag er es bleiben, bis man die Theologie los ist; aber wir sollten wenigstens auch Nutzen davon ziehen für das potitische Leben. Wir nennen uns Protestanten. Wo protestiren wir? In der Politik nicht. Wo wir außer der Vernunft auch noch die Pöbelmacht des Glaubens hinter uns haben, da besitzen wir den Muth, zu protestiren; steht uns die Vernunft allein zur Seite, so schweigen wir. Ist das männlich gehandelt? Wir wagen es, uns hinter etwas zu stecken, was zwar nicht von der Gewalt unberührt gelassen ist, aber doch dem Volk als Eigenthum hat zuerkannt werden müssen: hinter den Glauben. Da nehmen wir Glaubensfreiheit in Anspruch, wagen es, die Regierung beim Wort zu nehmen, wagen es, gegen Beengungen zu

protestiren, uns sogar von Anderen los zu sagen, uns Lichtfreunde zu nennen, mit Namensunterschrift unsern Standpunkt zu dokumentiren u. s. w. Aber Vernunft- und Gesinnungsfreiheit in Anspruch zu nehmen und diesen Freiheiten dasselbe zu vindiziren, was wir der Gaubensfreiheit vindiziren, dazu bringen wir es nicht. Unseren politischen Standpunkt zu dokumentiren, dazu sind wir zu feige. Religiöse „Lichtfreunde" u. s. w. wagen wir uns zu nennen; als politische Lichtfreunde, als Republikaner z. B. halten wir uns weislich hinter den Kouliſſen. Und doch, wer wollte es uns wehren, in der Politik so gut zu erklären, was wir bekennen, als in der Religion? Sie finden Bedenken dabei? Wohlan ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, welche Ihre Bedenken beseitigen wird. In unserer Stadt zirkulirt seit einiger Zeit folgende Protestation:

„Wir erkennen, daß das Regierungssystem unseres Staats nicht geeignet ist, das Volk zu befriedigen und den Staatszweck zu erfüllen. Der Staatszweck ist kein andrer und kann und darf kein andrer sein, als der, nach dem Gesammtwillen und durch die Gesammtthätigkeit des Volks dessen geistige wie materielle Interessen zu fördern und zu schützen. Dieser Zweck schließt die Volkssouverainetät nothwendig in sich. Das Regierungssystem unseres Staats ist nur auf das Entgegengesetzte gerichtet. Die Souverainetät der Regierung an die Spitze stellend, will es nur nach deren Gutdünken das Volk bestimmen und benutzen. Wo das Volk keine Rechte hat, ist auch das Volk nicht Staatszweck, sondern nur die Regierung ist dieser Zweck. Dadurch ist das Mittel zum Zweck gemacht, denn die Regierung kann und darf nur Mittel des Volkes sein.

„Sowohl um die Regierung, so viel an uns ist, über die Meinung des Volkes aufzuklären, als um uns vor dem Vorwurf der Heuchelei zu schützen, der auf uns lastet, so lang wir stillschweigend uns unter Ansichten fügen, die nicht die unsrigen sind, haben wir diese Erklärung erlassen, unterschrieben und veröffentlicht. Wir setzen noch hinzu, daß das bestehende System für uns nur Geltung hat, weil wir uns ihm fügen müssen. Sympathie findet dasselbe in keiner Weise bei uns."

Diese Protestation ist jetzt veröffentlich worden und zwar mit zweitausend Unterschriften von gebildeten Personen aller Klassen bedeckt. Sie werden die moralische Wirkung ermessen können, welche dadurch hervorgebracht wird. Ahmt man das Beispiel unserer Stadt auch nur in den übrigen Hauptstädten des Landes nach, so ist das schlechte System, welches unser Volk drückt, moralisch gestürzt und zwar mit den einfachsten Mitteln. Was will man dagegen thun? So und so viel tausend Personen den Prozeß machen, weil sie offen ihre Meinung gesagt haben, kann man nicht; sie des Landes verweisen, wozu sonst unsre Gewalthaber sehr geneigt wären, kann man noch weniger. Was bleibt übrig? Man muß einlenken, man muß nachgeben, man muß das System ändern, wenn nicht — — — u. s. w.

V.

P. J. Proudhon's Philosophie der Gesellschaft,

dargestellt und kommentirt

von

Heinrich Bernhard Oppenheim*).

I. Einleitung.

Motto: „So oft ich den gefährlichen Zustand der Dinge um uns her, und dabei unsere Trägheit, unsere verkehrten Rathschläge betrachte, so oft schäme ich mich unser vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahinaus, daß in Europa sich Alles drüber und drunter kehre, und doch beträgt man sich, als ob Alles in höchster Sicherheit sey, und als ob wir Gott selbst zum Gewährsmann unserer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten streitet man, um's Große bekümmert sich Niemand, so daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geschichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. — —"

Leibnitz.

Man wird sich wundern, daß ich die Behandlung der wichtigsten menschlichen Fragen an einen noch lebenden, sogar noch jungen Schriftsteller anknüpfe, und verzeiht mir diesen Verstoß gegen die herkömmliche Sitte in Deutschland vielleicht nur in Betracht dessen, daß Proudhon ein Ausländer ist. — Proudhon, der Proletarier, der Autodidakt, ist gleichwohl einer der schärfsten Denker dieses Jahrhunderts, was sogar sein Hauptgegner (Blanqui) anerkannte. Und gerade das ist es, was uns Noth thut:

---

*) Einzelne Bemerkungen in diesem Aufsatz scheinen auf einen Standpunkt hinzudeuten, den wir verwerfen zu müssen geglaubt haben. Man wird indeß leicht erkennen, daß hier von einer besondern Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit der Verständigung keine Rede sein kann, und da wir nicht darauf ausgehen, völlige Uebereinstimmung aller Ansichten zum Band der Vereinigung zu machen, so kann der Einheit des Strebens durch die Latitüde, welche der individuellen Bewegung auf der gemeinsamen Basis gelassen werden muß, kein Eintrag geschehen.

Anm. d. H.

die unbarmherzigste Logik und der rücksichtsloseste Ernst der Ueberzeugung! —

Proudhon's diverse Fata sind bekannt genug, weil sie ziemlich pikant sind. Die Herren L. Stein, Theodor Mundt und K. Grün haben das deutsche Lesepublikum mehr oder weniger gründlich damit unterhalten, — es kommt wenig darauf an. Mit Glück und Geschick wußte Proudhon dem Märtyrerthum der drohenden Kriminal-Prozesse zu entgehen, weil er mit vielen gescheiten Leuten die Ueberzeugung theilt, daß die ganze Vorstellung von dem Nutzen eines gesuchten Märtyrerthums einer schon veralteten, religiösen Vorstellung, der Idee des Opfers, angehört. Hingegen entging er dem allgemeinen Schicksal moderner Denker nicht, dem, verläumdet oder ignorirt, mißverstanden, oder in böser Absicht schief ausgelegt zu werden. — Nirgends noch ist die rechts-philosophische Kritik des Eigenthums, ist die Aufgabe der National-ökonomie tiefer durchgeführt worden, als gerade von Proudhon. Aber weil er eine höhnende und ärgerlich piquante Phrase an die Spitze gestellt hat („La propriété, c'est le vol,") wie er selbst zugibt, um die Aufmerksamkeit zu erzwingen und dem Fluche der Ignorirung zu entgehn, so hielt man sich blos daran, träufelte mitleidig einige vornehme Hegel'sche Redensarten auf ihn herab, und glaubte dadurch, mit „deutscher Gründlichkeit" den schärfsten Kritiker und den geistreichsten Rhetoriker abgefertigt zu haben. Wie halb ist unsere Weisheit, wie wichtig unsere erheuchelte Gründlichkeit, daß wir uns an den deutschen Hochschulen — seit mehreren Dezennien mit der oberflächlichsten Begründung des „Eigenthums-Rechtes" begnügten, wie sie in unseren rechtsphilosophischen Kompendien und namentlich im Hegel steht, während die ersten Skrupel jenseits des Rheines erhoben wurden. Wahrlich! Der verlachte Pufendorf und seines Gleichen waren gründlicher als wir! Und doch leben wir in einer Zeit, in welcher Religion, Moral, Erziehung, Bildung, Politik, Charaktergröße, öffentliche und Privat-Tugend, kurz: Alles, Alles vom Gelde abhängt, in einer Periode, in welcher sich mehr Fanatismus für die kleinen Zeichen des Privatbesitzes und des industriellen Verkehrs erhebt, als sich für ir-

gend ein gesalbtes Dogma regt, wenn nicht dieses etwa als die Vormauer von jenen betrachtet wird! Kurz, in einer Zeit, wo das Eigenthum noch das einzige absolut gültige Recht ist!

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß heuer unsere hauptsächlichste Aufgabe darin besteht, fortzufahren, wo die Enzyklopädisten stehen geblieben sind, und nach all den Irrfahrten der Spekulation zu dem klaren Wasser der gesunden Vernunft zurückzukehren, zu der furchtlosesten Negation! — Negation, welch' entsetzliches Wort! — Aber, fürchtet Nichts: Es bleibt noch immer genug Positives übrig, wir negiren nicht den Blutumlauf, nicht das Gesetz der Schwere, weder das menschliche Herz, noch irgend ein kleinstes Gesetzchen der Natur! Ueber alles Uebrige ist dem Verstand Macht gegeben, mögen die unnatürlichen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft sich ihrer Haut wehren, die natürlichen riskiren Nichts, und das wahrhaft Menschliche kann nur dabei gewinnen! — Was die Geistesverwandschaft mit den Enzyklopädisten betrifft, so ist auch in dieser Beziehung Proudhon ein Muster. Er erinnert weniger an die flachen Holbach und Morelly mit ihren Systemen und Gesetzbüchern der Natur, als an Rousseau und Helvetius, besonders an den weniger systematisirenden, als forschenden Helvetius, („Ueber den Menschen"), namentlich was die Kritik der Religion und die Gleichstellung (Aequivalenz) der menschlichen Kapazitäten anbelangt. Nur rückt Proudhon der Gesellschaft näher auf den Leib, so daß seine Philosophie zwar auch anthropologischer Natur ist, aber vorzugsweise die „Oeconomie sociale" enthält, welche er als „Métaphysique en action" bezeichnet. Dabei hat Proudhon den Vorzug eines gewissermaßen deutschen Strebens nach Einheit der Begründung und Entwickelung. Auch das bringt uns auf die Bahn der Enzyklopädisten, daß die Erforschung der Wahrheit unsere einzige Aufgabe seyn kann. Dieser sogenannte „gesetzliche Widerstand" ist der einzige mögliche, und bei allem dem, — die Geschichte hat es bewiesen! — der einzige fruchtbringende. Nichts ist kurzsichtiger, nichts lächerlicher, als heut zu Tage mit sozialen Gedanken in Deutschland Reformator, praktischer Propagandist, überhaupt Volksmann seyn zu wollen. Revo-

lution ist unmöglich, Emeuten sind verderblich! — Klar sein, ist das Meiste, — Reif sein, ist Alles! —

Zum Glück bedarf das Volk zunächst gar nicht der Beihülfe sozialistischer Theorieen, oder sonst gelehrter Bemühungen, denn in den Verhältnissen selbst stecken die welterlösenden Widersprüche, die mit der siegenden Allgewalt einer langsam, aber sicher reifenden Nothwendigkeit das Bestehende auflösen, und den geängsteten Massen den Fluch vom Haupte nehmen müssen, um — ohne die Usurpationen des Genies — die Zeit der Gesammt-Interessen und des Gesammt-Wohls herbeizuführen. (Was in einem späteren Kapitel zu erreichen ist.) — Bis dahin ist nur eine Art von praktischer Begeisterung heilbringend, die für die ungeschminkte Wahrheit, für die Konsequenz der Begriffe. Die Kurzathmigen praktischen Tendenzen haben bisher den Kommunismus und Sozialismus lächerlich gemacht, welche beide nur erst als Humanismus Bestand haben können; — und im Proudhon selbst ist die Aufstellung seines „Système Égalitaire“ nur deßhalb weniger lächerlich, weil dasselbe im Wesentlichen doch bloße Ergänzung seiner Kritik bleibt, gleichsam ein Problem der Möglichkeit erschöpft, nicht eine vollkommne Zukunft konstruirt. Denn leider ist es wahr, bis auf den Glauben an die Möglichkeit einer besseren Zukunft hat man verloren! Die Anhänger des Bestehenden sagen zu den Freidenkern: „Glaubt Ihr mit Euren neuen Staats- und Gesellschafts-Plänen die menschliche Natur zu verändern, die von Grund aus zum Egoismus und zur Gemeinheit neigt?“ — Und Proudhon antwortet wie Robert Owen: „Laßt die Verhältnisse anders sein, und die Menschen werden sich ändern. Nur die Verhältnisse sind niederträchtig, die Einrichtungen sind perfide. Der Mensch erfüllt stets nur das Interesse seiner gesellschaftlichen Stellung. - Ist die Vergangenheit ein Beweis für die Zukunft?!“ — „Und was hat Eure Religion gebessert?“ — fragt Proudhon. Die Antwort lese man im nächsten Abschnitt oder auch in Herders ergreifender Schilderung von der Sittenverderbniß der ersten christlichen Jahrhunderte in den Ländern, wo der neue Glaube erblühte. — Proudhon will allerdings die Gesellschaft organisirt, neu organisirt haben, aber Kom-

munismus und Fourierismus, St. Simonismus oder wie sie alle heißen, fallen gleichmäßig seinem beißenden Spotte anheim. Während uns die große Menge solcher Reform-Schriftsteller eigentlich Trost und Hoffnung einflößen sollte, weil sie einen Beweis liefert von der allgemein werdenden Erkenntniß der Verkehrtheit jetziger Zustände, so hat mich wenigstens — bis auf Proudhon — die Lektüre der einzelnen Schriftsteller der erwähnten Kategorieen stets durch ihre Mesquinerieen muthlos und verdrießlich gemacht. Die Wahrheit kann und wird niemals durch Konstruktionen gefunden werden. — Allein Proudhon vertritt den Franzosen die zeitgemäße Rückkehr zur „Enzyklopädie", etwa auf dem Umweg über St. Simon und Fourier, (welchem letzteren er allerdings Manches verdankt,) ungefähr, wie wir in Deutschland mit Ludwig Feuerbach die Rückkehr — über die Spekulation — zur menschlichen Vernunft feiern, — nachdem wir von Kant ab einige gefährliche Seitenwege eingeschlagen hatten. —

St. Simon und Fourier bedienten sich einer Art dogmatischen und sinbolischen Pomps, eines Apostelthums zum Sturz einer alten Welt, deren Uebel und deren Größe gerade von solchen Mitteln datirten. (Was soll man dazu sagen, daß Th. Mundt welthistorische Bedeutung in dem zufälligen Umstande findet, daß ein geborener Jude St. Simon's Haupt-Apostel gewesen.!) Fourier schmeichelt allen Verkehrtheiten der alten Welt, dem Egoismus, dem gemeineren Privat-Luxus, der Habsucht des Kapitals, selbst dem Königthum, dem Adel, u. s. w. — Aber der Besitz ist klug und wird von solchen Lockspeisen nicht bestrickt. Das Kapital liebt sich die sichere Gegenwart, denn: „Ein Vogel in der Hand u. s. w." — — Und warum alle diese Thorheiten in zwei so eminenten Köpfen? — Weil St. Simon und Fourier nächste praktische Zwecke verfolgten. — So schmeichelten Baboeuf und Cabet den noch unreifen, unkultivirten Volsmassen zu gleichen Zwecken. Proudhon bahnt nur der Herrschaft der Logik den Weg. — Manche deutsche sogenannte Sozialisten stellen sich zwischen diese beiden Extreme, und behaupten, von ihrem hohen Standpunkte aus schon die volle Morgenröthe einer seligen Zukunft zu erblicken. Irrthum! Selbsttäuschung! Lüge! — Eure Vogel-

perſpektive iſt zugleich die unermeßlichſte Entfernung. Dieſe alte Welt iſt ſehr zähe und noch erträglich ſtark bei Kräften! — Aber wer die Menſchheit wahrhaft liebt, wird ſich nicht irren laſſen, noch blenden laſſen von falſchen Sympathieen, er wird an Nichts Anderem feſt halten, weder in Liebe, noch im Glauben, noch in Hoffnung als an Rein-Menſchlichem. Die Menſchheit iſt der abſolute König, der eiferſüchtige Gott, der keinen fingirten Götzen neben ſich duldet! — Leider iſt all unſer öffentliches (quasi-politiſches) Bewußtſeyn ſo halb, ſo verſtümmelt, noch unſicherer, als unſere Theorieen, weil unſere Vordenker meiſtens in Aemtern oder unter ſonſtigem Druck falſcher Stellungen und Anſprüche erlegen ſind. Seit einem halben Jahrhundert machen wir die Bilanz unſerer Errungenſchaften und kommen — trotz aller Verluſte — nicht zum Abſchluß. Auch hierin ſind die Enzyklopädiſten in ihrer Weiſe preiswürdig, vielleicht die Franzoſen im Durchſchnitt, daß ſie entſchiedner, totaler ſind, als wir! —

Da iſt ein Anfang alles Poſitiven, die Grundlage dieſer Weltordnung, — die Religion. In dieſem Punkte der Erkenntniß ſcheint die teutſche Philoſophie am weiteſten gegangen zu ſein. Die früheren franzöſiſchen Philoſophen die Erben des brittiſchen Materialismus und Senſualismus, haben ihre Waffen zunächſt nur gegen die Außenſeite der Religion gerichtet, gegen ihre politiſchen Seiten, was man ſo Form oder Kirche nennt; bei dieſen Angriffen koquettirten ſie zum Theile noch mit dem eigentlichen Inhalte der Religion. Es iſt bekannt, daß Voltaire ſtets Gott-Vater eine ängſtlich höfliche Reverenz machte, ſo oft er ſich gegen die heilige Familie vergangen hatte. Man erfand eine Art von geiſtlichem Vorbehalt in der künſtlichen Diſtinktion zwiſchen poſitiver und natürlicher oder Vernunft-Religion, was der teutſchen „Denkgläubigkeit“ wohl den erſten Anſtoß gegeben haben mag. Als gäbe es eine andere, als die ſtreng poſitive Religion! Es ſei denn, daß man das individuelle Gemüthsleben jedes Einzelnen ſeine Religion nennen wolle! — Aber, ſobald eine Religion in ihren eiſernen Satzungen zu wanken beginnt, bricht ſie auch bald zuſammen und bahnt dem Rationalismus und der Philoſophie den Weg. Ein kluger Religionsſtifter müßte ſo-

gar schon die Theologie verbieten, ungefähr wie manche halb-kluge Gesetzgeber (zum Beispiele die Urheber des Preußischen Landrechts) — freilich immer vergebens! — das Wirken der juristischen Doktrin verhindern wollten. Dem Kampfe von Bruno Bauer gegen die Theologie, von Strauß gegen die falsche Exegese der biblischen Geschichte und von L. Feuerbach gegen das Wesen des Christenthums, besonders Letzterem werden mit Proudhon nicht unbedeutende Subsidien zugeführt, der mehr das Wesen der Religion im Allgemeinen der Sonde seiner Kritik unterwirft, und zwar weniger die Entstehung der Religion tief psychologisch untersucht, als ihre fertige Erscheinung, ihre politischen Wirkungen und Folgen. — Wenn die dabei ausgesprochenen Wahrheiten weniger einfach wären, so würden sie längst von unseren großen Gelehrten und Denkern gefaßt worden sein. Aber die Einfachheit des Denkens verschmäht man als Trivialität, was richtig ist, nennt man veraltet; was dem Verstande einleuchtet, seicht, und den Sozialisten kann man es kaum verzeihen, daß schon Plato, Pythagoras, Th. Morus, Joh. Bodinus, Baco und noch viele Andere dieses Schlages mit Fug und Recht von ihnen für ihre Ansichten zitirt werden können. — „Das hat schon Plato gesagt! — Vortrefflich, ich verlange es nicht besser. Nur die Schulweisheit meint Neues zu bringen, die Wahrheit ist alt, wie die Welt. „Das alte Wahre, faß' es an!" —

Den hoffnungslosen, verzweifelten Radikalismus erklärt man vielfach für abgeschmackt und unfruchtbar. Aber das Feuer würde nicht zum Fenster hinausschlagen, wenn nicht die Schornsteine verbaut wären! Die Verflüchtigung der praktischen Opposition in eine radikale Ideologie hat allerdings viel Mißliches, so lange der verfassungsmäßige Widerstand im Vordertreffen zu stehen scheint; — wenn er nur wirkich da stünde! Mancher würde sich mit wenigen reellen Wirkungen begnügen; in Frankreich, zum Beispiel, steht mancher frei denkende Mensch auf der Seite der „anständigen und wohlmeinenden" Opposition. So hat in Teutschland die neukatholische Bewegung alsbald mehr Kapazitäten dem Bestehenden gewonnen, als der ganze Eifer für das Christenthum, den unsere Universitäts-Häupter fingiren. Aber der

Gewalt gegenüber erscheint jeder Gedanke der Mäßigung, wie feige Konzession. Auf der einen Seite ist in Teutschland die Religion ein abgenutztes Mittel der Reaktion, ärger als je in dem katholischen Frankreich, — man nennt das bei uns: Christlich-Germanisch, es ist bekannt! Da kann Einer das Völkerrecht, Staatsrecht, Privatrecht, oder Geschichte der Medizin, oder was er sonst will, nach christlich-germanischen Prinzipien behandeln, und braucht weder an Christum, noch an Germanien, zu glauben; sogar Juden haben es bisweilen recht weit in dieser Kunst gebracht; mit einigen fertigen Redensarten von der Uebereinstimmung des christlichen und teutonisch-cheruskischen Elementes, von organisch-historischer Entwickelung, u. dergl. m., und wenn Du schließlich Alles beim Alten läßt, ist Dein Glück unfehlbar gemacht! — Man hat auf diese Weise nicht bloß die Religion in die Staatswissenschaft gebracht, sondern auch die Theologie in die Jurisprudenz hineingezogen, die freilich mit einander verwandt sind, aber auf andere Weise, nämlich dadurch: daß unsere Juristen eben auch „Priester — des Unrechts" sind, daß wir unter Rechtswissenschaft nur erst, wie schon zu Cicero's Zeiten, alten Formelkram, Mysterieen der Eingeweihten zur Uebervortheilung der Laien, und blinden Autoritätenglauben verstehen, daß unsere Rechtsgelehrten mit den Pfaffen die Kastenherrschaft im Staate theilen. Aber alles dieses ist der wahren Rechtswissenschaft zuwider, als welche die Wissenschaft von den naturgemäßen Voraussetzungen menschlich freier Vergesellschaftung sein wird! — Luther meinte selber, „daß die Regiment und Juristen wohl auch eines Luthers bedürften." —

Eine andere, der vorhin erwähnten entgegen stehende Parthei, die sich durch ihre sonderbare Hoffnungsfülle auszeichnet, knüpft an Alles an zu politischer Bewegung. Es mag wohl wahr seyn, was Feind und Freund schon behauptet haben, daß hinter dem Interesse für Lichtfreundschaft, Rongethum, u. s. w. vielleicht den Meisten unbewußt, politische Demonstrationen lauern. Jedenfalls steckt in jeder religiösen Reform ein politisches Interesse. Man zeihe mich nicht des Verraths, daß ich auch hinter all der frömmelnden Schönrednerei die nakte und aufrichtige Wahr-

heit suche; aber mir gefallen die „Historisch-Politischen Blätter" zu München, die sich des wegen seinem „Weckeruf an das Ronge-berauschte Teutschland" verfolgten W. Jordan ordentlich annahmen, und die überhaupt in Religionsfragen nur zwei Extreme anerkennen, wie mir einmal ein ultramontaner Professor sagte: „Man muß sich entscheiden zwischen Spinoza oder Rom! — Unbedingte Unterwerfung oder philosophische Prüfung!" — Ja wohl, gränzenlose Dummheit oder unbegränzte Geistesfreiheit! — Tertium non datur! — So rechne auch ich, mit meinen Strebungen auf den Beifall der „Historisch-Politischen Blätter" und finde diese jedenfalls viel konsequenter und wahrer, als Marheineke's Nachweisung, daß die Bruno Bauer'sche Kritik noch in den Schranken des Christenthums befindlich sei. Sollen wir auch den Proudhon von Marheineke oder Moriz Carrière kanonisiren lassen?! — Jüngst besprach das „Journal des Débats" die Verhandlungen zwischen dem König von Preußen und dem Berliner Magistrat über die kirchlichen Freiheiten; das Blatt der richtigen Mitte, fand in diesen seltsamen Debatten zwischen der absoluten Gewalt und einer sehr beschränkten Gemeindebehörde viel Respektables, meinte aber doch, daß man in Frankreich durch die scharfen Glaubenspositionen der Gallikanischen Kirche, an bestimmte Bekenntnisse gewöhnt, das schon Philosophie nennen würde, was dort noch für Christenthum ausgegeben wird. — Eine seltsame Begriffsverwirrung! Durch unsere Frühreife oder vielmehr unreife Reformation haben wir statt wahrer Glaubens- und Denkfreiheit nur Territorial- und Konsistorialsysteme (gleichsam inländische Fabrikate statt fremden Imports) bekommen, ungefähr wie die Franzosen aus ihrer in mancherlei Beziehungen überstürzten Revolution statt wahrer Rechtsgleichheit, eine Geldherrschaft innerhalb des Bürgerthums, eine diesseitige Zwingherrschaft gerettet haben. — Hingegen bedarf die individuelle Freiheit in Frankreich keiner neukatholischen Reformen mehr. Man erklärt vielfach die Gleichgültigkeit der Philosophen gegen diese quasi-religiöse Bewegung für einen argen historischen Schnitzer. Betrachten wir das vielgepriesene Buch von G. Gervinus über „die Mission der Neukatholiken," dem

sich alle Blätter dieser Parthei unbedingt anschlossen, das die freiesten Häupter derselben aus ihrer Seele gesprochen finden. Zunächst wird die fragliche Bewegung darin als ein treffliches Mittel (weil **Vermittelung?**) gegen die gefährlichen, und doch zu dem Kern unsrer Bildung gehörigen, Naturalismus und Deismus angepriesen. Das stimmt so ziemlich mit einer obigen Bemerkung von uns überein. Dann scheint der Verfasser doch selbst diesen gefährlichen Richtungen anzugehören, welche den Kern unserer Bildung ausmachen, obgleich ihnen von demselben (S. 42) „ätzender Menschenhaß" vorgeworfen wird, denn, — trotz der „wunderbaren Tiefen des Menschengeistes" im religiösen Mythus (S. 28), rühmt es der Verfasser an der neuen Bewegung als wahrhaft erfreulich, und rühmt es gewiß mit Recht, daß der Neukatholizismus dem moralischen Element in der Religion das Uebergewicht über Dogma und Mythus gebe. — Man glaubt Proudhon fragen zu hören, ob die Eltern ihre Kinder der theologischen Begriffe halber in die Kinderlehren und Betstunden schicken, oder, damit ihnen die Grundzüge der Redlichkeit und Gesittung eingeprägt würden?! — Natürlich letzteres! So war es aber nicht immer, im Mittelalter nicht! — Gut! nur folgert Proudhon aus dieser modernen Erscheinung folgerichtig, daß wir in einer irreligiösen Zeit leben, Gervinus aber (S. 45 der „Mission") kommt zu einer Vereinigung der Konfessionen. Er gibt eine Geschichte dieses Problems in drei Perioden. Aber ich will verdammt sein, alle religiös-politischen Brochüren der letzten Leipziger Ostermesse auswendig zu lernen, wenn selbst bei den günstigsten Voraussetzungen (Begünstigungen der Regierungen, die doch nicht zu erwarten sind, u. dergl. m.) auch nur annäherungsweise etwas derartiges daraus wird. Welche Unmöglichkeit! Die religiöse Bewegung gebärt immer nur neue Sekten, immer aber kehren alte Schismen zur Einheit zurück, durch jede scheinbare Vereinigung sogar kommt zu den alten Spaltungen wieder eine dritte Sekte, den Beweis liefern unter anderen z. B. Preußens Bestrebungen seit dem ersten König von Pr. und Leibnitz, die endlich in der Preußischen Landeskirche abortirt haben. — Dieser Satz ist so unfehlbar, als

der, daß unter den Bedingungen der bestehenden Gesellschaft die Bildung immer allgemeiner, die Standesunterschiede immer geringer und die Vermögensunterschiede immer stärker werden. Die Fortschritte der Bildung befördern natürlich den religiösen Individualismus und die religiöse Zersplitterung, die nur da durchaus keine Gefahr bringt, wo „das Nordamerikanische Freiwilligkeitsprinzip" anerkannt ist, welches nach Gervinus (a. a. O., S. 70, 71 u. f. f.) unbestreitbar ein heilig zu achtendes Menschenrecht ist," aber, nach des angeführten Verfassers Meinung, „folgt daraus nicht, daß bei einer freien Staatsordnung sich die Menschen nicht zum Besten des bürgerlichen Gemeinwesens ihrer menschlichen Ansprüche und deren äußersten Konsequenzen begeben dürften!" — Also Konzessionen in Gewissenssachen! Haben die Gottlosen, seit Joseph II., je so etwas verlangt?! Man sieht, die wahre Toleranz ist nur bei der Indifferenz möglich! — Diesem „Freiwilligkeitsprinzip" gegenüber nun ist, nach G., der Neukatholizismus förderlich durch die Hebung der religiösen Interessen; vielleicht, wie man auch „den staatauflösenden humanistischen Prinzipien, die die Welt allerdings bewegen und die entferntere Zukunft wohl für sich haben werden," noch jetzt nicht nachgeben soll, weil Teutschland (S. pag. 72, l. c.) einmal politisch für sich leben solle, statt sich immer kosmopolitisch zu opfern. Das nationale Band, der religiöse Kitt seien stark genug für eine große und glückliche Zukunft! — Was bleibt von all dem pro et contra übrig? Daß die letzte Bewegung erfreulich ist als ein Lebenszeichen des „teutschen Bürgers," vielleicht auch als die letzte Bewegung des Dogmas; — daß sie das Minimum eines Uebels ist, wie der Konstitutionalismus das Minimum eines Gutes ist. — Uebrigens sollte es schwer fallen, auf historischem Wege nachzuweisen, daß Teutschland der Menschheit mehr geopfert, den kosmopolitischen Anregungen stärker und hingebender gehorcht habe, als die glücklicheren Franzosen. Die wahren Interessen der einzelnen Nation sind die der Menschheit, der absichtlich beschränkte Egoismus führt zu gar nichts, denn er ist ohne Begeisterung. Allein der halbe Liberalismus schiebt

die Wahrheit in eine „entferntere Zukunft.“ — Niemand haßt die vermittelnden Stellungen mehr und treibt beißenderen Spott mit ihnen, als Proudhon; so, z. B., mit dem Abbé de La Mennais, der in einer lächerlichen Allianz der Philosophie mit der Religion (vergl. La Mennais' „Essai sur l'indifférence en matière de réligion“) dem Cicero, Brutus, Scipio, Caesar und andern großen Römern beweisen wolle, daß sie zu den Strafen des Tartarus verdammt seien, weil sie nicht an die Geburt der Minerva und die Fleischwerdung Bacchi geglaubt, über die Eumeniden gelacht, und die Auguren verspottet hätten, während sie im Elysium die ewige Seligkeit genießen würden, wenn sie demüthig den Opfern beigewohnt hätten, u. s. w. —

La Mennais' „Esquisse d'une Philosophie“ charakterisirt Proudhon folgendermaßen: „L. geht von der Existenz Gottes aus. Wie beweist er sie? Mit Cicero's Argument, das heißt mit der allgemeinen Uebereinstimmung des Menschengeschlechts. Das ist nicht gerade neu; es bleibt also übrig zu untersuchen, ob der Glaube der Menschheit ein berechtigter ist, ob, wie Kant sich ausdrückt, unsere subjektive Gewißheit, der objektiven Wahrheit entspricht. Darüber beunruhigt sich L. nicht, er sagt, daß wenn das Menschengeschlecht glaubt, es Recht zu glauben hat. Dann spricht Lamennais den Namen Gottes aus, singt eine Hymne, und hält Alles für erwiesen! — Nach der ersten Hypothese kommt L. zu der zweiten, den drei Personen in Gott. Aber, während das Christenthum das Dogma der Dreieinigkeit nur unter der Autorität einer Offenbarung lehrt, behauptet L. es durch die bloße Kraft seiner Vernunft zu kennen. Er bemerkt dabei gar nicht, daß seine Beweisführung auf einen ewigen Anthropomorphismus hinausläuft, das heißt darauf, daß er die Fähigkeiten der menschlichen Seele und die Kräfte der Natur der göttlichen Substanz zuschreibt. Neue Hymnen, neue Gesänge! — Nun geht der Philosoph zur Schöpfung über. Dritte Hypothese, in welcher L. mit seiner erhabenen und mannigfaltigen Beredsamkeit auseinandersetzt, daß Gott die Welt nicht aus Nichts gemacht hat, aber auch nicht aus Etwas, noch aus sich selbst, daß er bei der Schöpfung die Wahl gehabt hat, und doch ge-

zwungen war, sie zu schaffen, daß in der Materie ein Stoff sich befindet, der nicht Materie ist, daß die Urideen der Welt in der göttlichen Einsicht getrennt von einander sind, durch etwas Dunkles und Unklares und doch Substantielles," u. s. w. — — —"

„L. läugnet bald das Böse, bald läßt er es von Gott ausgehen, bald sucht er eine erste Ursache dafür außer Gott. Dabei ein unzusammenhängendes Gemisch von Wesenheiten nach Plato, Proclus, Spinoza und allen Uebrigen." — — —

„Seid ihr Materialist? Streicht nur die unnützen Wesenheiten der drei Personen in Gott, — und geht gleich von der Wärme, dem Licht und dem Elektromagnetismus aus, welche nach dem Verfasser die drei Urfluida sind, die ersten äußerlichen Manifestationen von Wille, Verstand und Liebe, und die atheistische Kosmogonie ist fertig. — Seid Ihr im Gegentheil auf Spiritualismus versessen? — Bei der Theorie der immateriellen Körper könnt Ihr überall Geister sehen. Auch als Pantheisten würdet Ihr mit L. zufrieden seyn," u. s. w. — — — (S. Proudhon „Ueber das Eigenthum," 1841, pag. 166 — 168 und sequ.) —

Wären nicht auf teutschem Boden in allen Fächern des Wissens ähnliche Beispiele aufzufinden, und wohl bei minder verehrungswürdigen Persönlichkeiten, als der alte Lamennais ist?! —

Mag die Geschichte Pausen machen, ihr Genius liebt zuweilen die langen Uebergangsperioden, allein die Wissenschaft verlangt Entschiedenheit! —

Ehe wir eine Kritik der Religion nach Proudhon's „Création de l'ordre dans l'Humanité, ou Principes d'Organisation politique," 1845, chap I., bringen, erinnern wir nur kurz an einige bekannte Thatsachen. Proudhon's Betrachtung ist — im Vergleiche zu teutschen Schriftstellern, — etwas kühler und bewegt sich mehr auf rein ethischem Gebiete, weil in Frankreich Kirche und Staat wirklich nach Möglichkeit getrennt sind und weil die ehrliche Absicht eines klugen Gouvernements dahin geht, diese Scheidung als vollständigste Wahrheit zu behaupten und bis auf den letzten Bruchtheil zu erfüllen, so daß alle Bemühungen Einzelner, französische Nationalkirchen zu stiften, an einer In=

differenz gescheitert sind, welche mehr soziale Keime enthält, als die Fehlgeburten jener Experimentalpolitiker. — „Das Gesetz ist Atheist," sagte Odilon-Barrot ohne Widerspruch zu finden. Zwar erklärt die Charte (im Art. 6) die katholische Religion für die der Majorität der französischen Nation. Gerade damit aber ist, wie Proudhon richtig bemerkt, der Religion jede gesetzliche Bedeutung genommen, denn alle übrigen Grundgesetze des Staates gingen ja auch bloß von Majoritäten aus und gelten doch für die Gesammtheit. Die Religion aber bindet nur denjenigen, der wirklich glaubt. Damit hat das positive Reich derselben ein Ende. Doch lassen wir Proudhon selber reden, und zwar: **Ab Jove principium!**

II. Proudhon's Kritik der Religion.

Motto: „Und die Wahrheit zu sagen, sind die Heiden in solchen weltlichen Sachen weit über die Christen geschickt, wie auch Christus selbst sagt, daß die Kinder dieser Welt klüger sind, wie die Kinder des Lichts, und St. Paulus spricht, 1. Kor. 1, daß nicht viel Weise, Edle, Starke berufen sind, sondern wer närricht, schwach, verachtet ist, uns fromme, alberne, gute, einfältige Schöpse und Schafe, daß, wo Gott nicht bei uns stünde und ihre hohe Weisheit zur Narrheit machte, hätten sie es längst gar viel auf eine andere Weise bracht, ehe wir's wären gewahr worden. Denn Gott ist ein milder, reicher Herr, der wirft groß Gold, Silber, Reichthum, Herrschaften, Königreiche unter die Gottlosen, als wäre es Spreu und Sand, also wirft er auch unter sie hohe Vernunft, Weisheit, Sprachen, Redekunst, daß seine lieben Christen lauter Kinder, Narren und Bettler gegen sie anzusehen sind." —

Luther.

„Unter Religion verstehe ich den unbewußten, bildlichen und zusammenfassenden Ausdruck, wodurch eine Gesellschaft in ihrem Entstehen ihre Ansicht von der allgemeinen Ordnung bezeichnet. Das heißt: die Religion ist die Gesammtheit der Beziehungen, welche der Mensch sich im Anfange als zwischen ihm, der Welt und dem höchsten ordnenden Wesen bestehend, erdenkt. — Allerdings ist die Religion von einem gewissen Standpunkte aus die Vorahnung einer Wahrheit. — Allein die Religion ist der Wissenschaft und dem Fortschritt feindlich. Dieser Satz, weit entfernt, vom Haß eingegeben zu seyn, ist vielmehr ein Glaubens-

artikel. Ein Theologe unterschied ausdrücklich zwischen dem Glauben und der Prüfung des zu Glaubenden, („Aliud credere, aliud judicare esse credendum,") indem er das erste dem Menschen, das letztere der Gottheit beilegt. — Was ist die Regel des Glaubens? frug ein anderer. — Sich dem zu fügen, was von Allen und überall und immer geglaubt worden. — —

In unseren Zeiten haben sich einige auserwählte Geister eingebildet, durch Befruchtung der noch zuckenden Ueberreste des Katholizismus könne man in der Gesellschaft eine heilsame Umwälzung bewirken und zugleich der Religion selber dienen. Da konnte man sich gerade von dem innigen Widerspruch derselben gegen die Bewegung des Gedankens überzeugen. Etliche Christen, allzubesorgt um die Ruhe ihres Glaubens, boten dem Dienste der Religion all unser positives Wissen an, und der Papst hat Lamennais desavouirt, Bautain Schweigen auferlegt, — Bucher's progressive Tendenzen schrecken die katholischen Blätter, de Genoude mißfällt durch seinen halb demokratischen Royalismus und seinen Gallicanischen Glauben, der Abbé Lacordaire, an dessen begeisterten Predigten die Ideen des Zeitalters mindestens ebenso viel Theil haben als die Bibel, erschien gefährlich. — Unkluge Priester, die Ihr Euch weise dünkt, wollt Ihr den Männern des Glaubens gefallen? So lernet nichts, redet nichts, verstopft Eure Ohren, verbrennt Eure Bücher, und sagt Euer Brevier her! — — Wenn nun, nach der Erklärung, die wir von der Religion gegeben haben, dieselbe Nichts ist, als der erste Eindruck der Natur auf den Menschengeist, so scheint sie nicht nothwendig jede Prüfung auszuschließen. Woher kommt es denn, daß man überall die religiösen Erfindungen für immer und ewig festsetzen wollte? — Lange Zeit pflegte man das einer Verschwörung der Fürsten und Pfaffen zuzuschreiben, aber Nichts ist ungerechter, als das. —

Indem die Religion auf ihre Weise Rechenschaft gibt von den Dingen, drückt sie sich figürlich und allegorisch aus, und weil sie darin von der lebhaften Einbildungskraft der jungen Gesellschaften unterstützt wurde, so rief sie von Anfang an große Welterschaffungs-Sagen und eine Welt von Scheinbildern hervor. Unfähig zu beobachten und zu definiren, flüchtete sie sich in die Sym-

bolik. Und was ist das Symbol? Die Materialisirung des Gedankens, eine Art Hieroglyphe, anstatt der Formel. Was beweist das Symbol? — Die Unfähigkeit zu allgemeinen Anschauungen und Abstraktionen, die Bedrückung des Geistes unter Thatsache und Substanz. Da ist es nicht mehr der Dunst, welcher den Donner bewirkt, sondern ein Jupiter, der die Erde schrecken will, alle Naturerscheinungen und gesellschaftlichen oder psychologischen Thatsachen wurden von der Religion nach derselben Form gegossen: Die Erdumwälzungen als Sündfluth, der Ursprung des Bösen als Paradiesesapfel oder Pandorabüchse, der Eroberungsgeist als Riesen, welche Zwitter von Engeln und Menschenweibern, u. s. w. — — —

Das Symbol, statt eine Antwort auf die wichtigsten Probleme zu geben, hat sie nur in Szene gesetzt. Es ist ein sehr verbreiteter Irrthum unserer Tage, daß die alten Mythen tiefe Weisheit und erhabene metaphysische Formeln verbergen, da sie doch nur die Ohnmacht des Gedankens und die Abwesenheit aller Wissenschaft beurkunden. Je näher man den Geist des Dogma und die Tradition untersucht, desto mehr überzeugt man sich, daß die Religion sich fortwährend in einem Kreise von konkreten Auffassungen ohne Tiefe oder Allgemeinheit herumdreht, daß sie seltsamerweise von ihren eigenen Zeremonieen und Geheimnissen nichts versteht, und sich selbst so wenig kennt, als sie den Menschen und die Zwecke der Gesellschaft versteht. — Was ist der Sinn des Opfers? Das Bedürfniß der Sühne nach dem Unrecht, die Erhebung des Herzens beim Anblick der Natur, ein Zeichen der Dankbarkeit und Liebe. — Erhabene Ideen, welche der Fortschritt der Erkenntniß nur mehr entwickeln kann. Sollte man glauben, daß unsere Priester darin nicht weiter sind, als die Wilden? — Der Wilde zerbricht seinen Götzen, wenn der ihm nicht zu Willen ist, die Helden Homer's suchen ihre Götter durch Geschenke zu gewinnen, im Pentateuch sieht man Gott selber seinen Antheil an den Kuchen und Fleischspeisen bedingen, heut zu Tage kostet die kleine Messe 15 Sous, die große das doppelte, überall ist der Priester der Makler bei den Geschäften. — — Lernt aber das Volk einmal, daß Gott seine Gaben nicht verkauft,

daß es gleichmäßig auf gute Christen und Ungläubige herabregnet, dann haben Messen und Priesterhandel ein Ende! —

Was ist das Gebet? Eine Betrachtung, meistens zum voraus fertig, welche der rohe, unwissende Mensch zerstreut herplappern lernt, — ein Hülfsmittel der Reflexion, ein Anfang der Philosophie. Die Priester haben daraus eine langweilige Psalmodie gemacht, Litaneien, Rosenkränze und Anwartschaften auf das Jenseits. — —

Was die Religion Tiefes und Erhabenes enthält, das weiß sie selber nicht, und warnm? weil sie sich immer in das Symbolische, Buchstäbliche verschließt und sich nicht zum Gedanken erheben kann. So viel über die Sorglosigkeit der Religion in Bezug auf die Erkenntniß; wie faßt sie die Gesellschaft auf? — Beginnen wir bei den Juden, zunächst, weil ihr Priesterstand als politische Körperschaft bestand und dann, weil unsere Geistlichkeit sie als Vorfahren anerkennt. — Sennacherib stirbt, ermordet, nach einer Niederlage. Jehovah hat ihn umgebracht, Gott straft immer, immer tödtet er. Es fällt den Verfassern der Bibel nicht ein, die wahren Ursachen der Ereignisse aufzusuchen. Die wahren Ursachen wären zu profan für den Styl der Männer des Herrn, zu schwach für die Höhe ihrer Begriffe. In ihren Augen ist alles Böse ein Beweis von Gottes Zorn, folglich: wehe dem Besiegten. Ist Damaskus gefallen, Fluch Damaskus! Tyrus besiegt, — Fluch Tyrus! — —

Will man eine Probe der prophetischen Erleuchtung über die Ursachen der Sittenverderbniß, die Bedürfnisse der Gesellschaft und die Richtung der Geister? — Ich schlage Jesaias auf:

„Höret, Ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der Herr redet!“ —

Gut, was spricht der Herr? —

„Ich habe Kinder auferzogen und erhöhet, und sie sind von mir abgefallen. Ein Ochs kennt seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht. O wehe des sündigen Volkes, des Volkes von großer Missethat, des boshaftigen Samens, der schädlichen

Kinder, die den Herrn verlassen, den Heiligen in Israel lästern," u. s. w. — — —

Das geht so fort. Ist es ein Wunder, daß die Propheten nur Verachtung geärntet haben, daß ihre Deklamationen von den Weltkindern verlacht wurden?! Wir glauben, die herrlichsten Denkmäler der hebräischen Literatur zu besitzen, und haben nur Homilieen von Bekehrern, u. dgl. m. Die öffentlichen und die profanen Schriften sind untergegangen, nur die Priester, deren energisches Institut den allgemeinen Untergang überlebte, haben uns ihre Rhapsodieen erhalten, welche sie besser mit ihrer Bundeslade vergraben hätten. Die Sitten und der Volksgeist der Hebräer ausschließlich nach der Bibel zu beurtheilen, das ist, als wollten wir Richelieu's Zeitalter nach Bourdalone's und Massillon's Predigten kritisiren. Doch findet man, bei allem dem, hier und da einige Wahrheiten:

„Deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebsgesellen, sie nehmen alle gern Geschenke und trachten nach Gaben, den Waisen schaffen sie nicht Recht," u. s. w.

Das Priesterthum sucht, wie alle ehrgeizigen Partheien, die Neigung des Volks zu gewinnen, und greift deßhalb die Ordnungswidrigkeiten der Regierung an. Das Geheimniß ist längst bekannt, aber Prinzipien, Gesetze, Mittel, Hülfe, sucht nicht bei den Propheten, sie kennen nur Bekehrung und Buße! — Fragen wir jetzt ihre Nachfolger, nach 3,000 Jahren haben sie nichts Neues gelernt. De Maistre sagt: „Keine Einrichtung hat Bestand, die nicht auf die Religion gegründet ist." Andere wollen im Gegentheil bemerkt haben, daß ein Volk um so weniger gesetzgebende oder politische Kraft habe, je frommer es sey. — Allein, was versteht er unter Religion? — Die Gebote der Kirche, die Sakramente, das Fasten am Freitag, die Sonntagsfeier, nebst Unterwerfung unter Kirche und Königthum. Aber, was hat die Organisirung der Arbeit mit dem Abendmahl gemein? Die Theilung der Gewalten mit dem Marien-Kultus? Die Preßfreiheit mit der Ohrenbeichte — Die Vertheilung des Nationalvermögens mit dem Ageuskasten? Der Theo-

soph fährt fort: „Wenn die Wissenschaft der Religion nicht untergeordnet wird, so verwildern wir durch die Wissenschaft.“ —

Er meint, daß wir dann keine Religion mehr haben würden. Aber wäre es ein Unglück, wenn die Geistlichen, statt von Sakramenten, ein wenig von Gleichheit der Rechte sprächen, statt vom Sündennachlaß, den Erlaß der Zinsen predigten und, statt lateinische Vespern abzusingen, an der sittlichen Erhebung des Theaters arbeiteten, statt geistlicher Brüderschaft, literarische und wissenschaftliche Gesellschaften begründeten? Wissen sie nicht, daß der Mensch, je mehr er arbeitet, desto weniger der Buße bedarf, daß er um so weniger das Gebet entbehrt, je mehr er denkt? — Möge uns die Geistlichkeit endlich durch eine entscheidende Erfahrung die Wirksamkeit ihrer Handlungen nachweisen! — Nach 18 Jahrhunderten ist es dazu nicht zu frühe! —

Unfähig, den Grund der Dinge zu erforschen, ist die Religion noch ohnmächtiger, die Ordnung in der Gesellschaft zu verwirklichen. Die Menschheit, in der Wiege von der Religion ergriffen, ist unter ihren Fittigen aufgewachsen, aber die Fortschritte seiner Erkenntniß, die Vervollkommnung seiner Sitten und die Verbesserungen seiner Lage *verdankt der Mensch nicht seiner Amme*, nirgends spricht die Religion von Vernunft.

Wo nur immer die Religion auftritt, erscheint sie nicht als organisirendes Prinzip, sondern als Mittel, die Willen zu beherrschen. Gleichgültig gegen die Form der Regierung, das heißt: gegen die öffentliche Ordnung, weiht sie, was der Gesetzgeber von ihr geweiht haben will, verflucht sie nach dessen Gebot: die Staats-**Raison** bedingt den Glauben, die Religion sanktionirt das Gesetz, prägt Ehrfurcht und Schrecken auf, und gebietet Gehorsam. In *Indien* theilt sie die Kasten-Privilegien mit dem Adel und dem Königthum, während sie in *Griechenland* Freiheit und Gleichheit singt. In *Egypten* unterdrückt von einer verborgenen Regierung, die sie zu leiten vorgibt, dient sie in *Rom* nur dazu, die Beschlüsse des Volks und die Politik des Senats zu heiligen; hier bedrückend und geheimnißvoll, in einer übermenschlichen Sprache redend, dort demüthige Magd, auf ein leeres Zeremoniel und auf gewisse Küchengeschäfte beschränkt. — — —

Während in China Konfuzius den Staat den religiösen Einflüssen entzog, hat Moses aus seinen politischen Einrichtungen die Religion selbst gemacht. Was Jesus betrifft, so ist seine Stellung als Zerstörer der Religion durchaus nicht unklar, — er verhöhnt die Frommen, verspottet die Priester, er spricht es aus, daß die Religion um des Menschen willen da sei, nicht umgekehrt, — und gibt zu verstehen, daß man die Religion abschaffen muß, wenn sie unnütz wird. — Aber, als er vorschrieb, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, als er erklärte, sein Reich sei nicht von dieser Welt, eine alte Weiheform beibehielt, statt des Opfers Erinnerungs-Mahlzeiten (Zweckessen) anordnete und von seiner Lehre unter der Metapher von Speise und Labung sprach, um Bild dem Bilde, Parabel der Parabel entgegen zu stellen, da bildete man sich ein, es handele sich nicht um eine gesellschaftliche Reform im Gegensatz zu politischen und religiösen Reformen, — nein, nnr um ein neues Dogma, neue Zeremonieen und tiefere Mysterien; und aus dem Volksprediger machte man einen Propheten, einen Gott. Die Anstrengungen des Nazareners zur Befreiung der Gesellschaft von den Vorurtheilen lieferten den Stoff zu neuem Aberglauben, und der keckste Kritiker wird zum Wunderthäter umgestaltet. Ein solches Mißverständniß, dem fast jeder Vers der Evangelien widerspricht, ist fast unglaublich. Ich sage es unverhohlen: Die Religions-Tollheit hat das Christenthum verfälscht, und uns um die Frucht dieser ungeheuren Revolution gebracht. Die Zeit war eben nicht reif, das Menschengeschlecht konnte nur erst an der Hand der Mythen und Symbole gehen. Wenn drei Jahrhunderte früher die von Sokrates versuchte Reform mißlang, so war der Grund davon einfach der, daß Sokrates Mensch blieb und Christus zum Gotte gemacht ward.

Betrachtet das alte Egypten, in Aberglauben und Hieroglyphen verstrickt, wie es zwei Jahrtausende in Unthätigkeit hinträumt, — das oströmische Reich von Konstantin an bis zum letzten Palanologen, wie es sich in theologischen Streitigkeiten er-

schöpft, das Mittelalter unter dem Feudalrecht und dem Glauben gebeugt, — die mahomedanischen Völkerschaften, erst blühend und auf die Länge von ihrem Fatalismus erstickt, — die Hindus, jede Bedrückung geduldig ertragend, wenn dieselbe nur ihre Pagoden schont, — die laxe Moral der Jesuiten, die Missionen von Paraguay und die Staats-Regierung des Papstes — vergleichet Alles dies mit der Kunstblüthe und Weltweisheit Griechenlands, mit Roms Gesetzgebung, mit dem jungen Amerika, das in hundert verschiedene Kulten gespalten ist, weil es auf keinen einzigen viel hält, mit dem neuen Europa, wo die Kirche, als Reliquie verehrt, nur noch durch die Willkühr der Wissenschaft besteht, welche es kaum der Mühe werth hält, sich mit ihr zu beschäftigen, und der die Gesellschaft, die Dogmen aufgibt, um der Ordnung nachzustreben: scheint es nach dem Allem nicht, daß Religion und Freiheit, Religion und Wissenschaft, Religion und Sittlichkeit, Religion und Fortschritt im wesentlichsten Widerspruch mit einander stehen? —

Vergleichet ferner, abgesehen von den Personen, die Politik der heiligen Schrift mit Montesquieu's „Geist der Gesetze," Fénélon's frommen „Télémaque" mit Rousseau's „Contrat social", die Inquisition mit den weltlichen Gerichten, die alte Sorbonne mit der neuen Universität, Heinrich IV. und Richelieu, mit Ludwig XV. und dem Kardinal Fleury, die erste Hälfte von Ludwig's XIV. Herrschaft mit der zweiten, Mirabeau mit dem Abbé Maury, Republik und Restauration, und urtheilt, ob der Geist des Staates neben dem religiösen Gedanken besteht? —

Das Geistliche ist unfähig, dem weltlichen Gesetze vorzuschreiben, ja die Religion versteht ihre eigenen Grundregeln nicht anzuwenden. Woher kommt es, daß das Christenthum sein Gesetz der Menschenliebe und Brüderschaft nicht realisiren konnte? daher, daß der Ausdruck dieses Gesetzes ganz mystisch war; statt des Prinzips, welches die Vernunft hätte entwickeln sollen, sahen die Gläubigen darin nur ein göttliches Gebot, dem sich die Vernunft unterwerfen mußte. In der Sphäre der Religion wird von der Untheilbarkeit der Vorschrift, der Symbolisirung des Be-

griffs, von der rohen Thatsache und dem tödtenden Buchstaben stets der Gedanke unterdrückt und die Analyse verhindert. Die ersten Christen sind bewunderungswürdig: opferlustig, bereit, ihre Besitzthümer hinzugeben, demüthig, glühend, ernst und begeistert, hätte sie die Errichtung der Gleichheit wenig Opfer gekostet, aber sie begriffen das nicht. Statt in den Einzelnheiten der Praxis die Regel der Rechte und Pflichten aufzusuchen, betrachteten sie müßig das schöne aber unfruchtbare Wort: „Liebe deinen Nächsten, wie Dich selbst!" und bald verschwanden Liebe und Brüderschaft, weil ihnen Theorie und Organismus fehlten. Einige Zeit versuchte man es mit der Gemeinschaft (Kommunismus); aber Ueberdruß erreichte sie bald und während der Glaubenseifer und das Heldenthum der Bekehrung immer wuchs, ließ man die Liebesmahle fallen. Nirgends hat das Christenthum seine Ideen ausgeführt. Syrier, Araber, Armenier, Juden, Perser, Drusen sind trotz ihm geblieben, was sie waren, obgleich das Christenthum durch sie hindurchschritt. Aber, o Tiefe des religiösen Geistes! weil die Gemeinschaft sich unpraktisch erwies, erklärte man sie für zu vollkommen für das tägliche Leben. Die Schwierigkeiten der Ausführung wurden auf die Schwächen der menschlichen Natur geschoben, und die Klöster, diese Brüteneſter der Entsittlichung, wurden den Auserwählten vorbehalten. Von da an stand es fest, daß die Menschen, gleich vor Gott, auf der Erde nicht gleich sein könnten; eine Ewigkeit von Genüssen wurde verheißen zum Lohn für die Entbehrungen des Diesseits, und das Almosen, das karge Almosen, ersetzte die milde Verbrüderung. Hingegen hat man die Theologie erfunden, welche mehr Christen verdammt hat, als die christliche Liebe deren rettete. — — —

Die Religion, welche in sich keine schöpferische Kraft verspürte, mußte sich zu ihrer nothwendigen Entwickelung die weltliche Politik und die bürgerlichen Gesetze aneignen. So ward das Christenthum wesentlich römisch, (nicht blos im Sinne des Katechismus!) — Die ursprüngliche Verbrüderung hielt sich nicht, und so gestaltete man die Kirche nach dem Vorbilde des Staates, jeder Bischof wurde eine Art von Prokonsul, der seine Unterbeamten und sein stehendes Heer kommandirte. Die Synoden stell-

ten berathende Senate vor, u. s. w. — — — Nach und nach bildete sich die Evangelische Moral nach der Jurisprudenz; und während die ersten Kirchenväter, namentlich die Griechischen, von Essäischen und Neuplatonischen Anschauungen durchdrungen, die Gemeinschaft rühmen, das Mein und Dein verurtheilen, unterstützen die Römischen das Eigenthum und was daran hängt, und verstehen unter Wucher nur den Geldzius. Eine mißverstandene Stelle im neuen Testament treibt sie zur Aufhebung der Ehescheidung, die Kirche hilft alsbald diesem Mangel ab durch Erfindung einer Menge absoluter Ehehindernisse; die theologische Fiktion hebt nun die Ehe nicht auf, sondern erklärt sie für nichtig von Anfang an. — — Die Monogamie, welche das Evangelium lehrt, bestand lange vorher in Griechenland und Rom, und als christliche Sekten des Orients, die Ehe, die Familie und die Kinder-Erzeugung im Sinne einer ekelhaften Vermischung anzugreifen wagten, fand die Heiligkeit der Ehe ihren stärksten Schutz in Frankreich und Italien. — — —

Wie kann man die Prinzipien der Religion entwickeln und fortbilden!? — Eine Religion hat keine Prinzipien. — — —

Der Mensch ist bestimmt, ohne Religion zu leben, eine Menge von Symptomen beweisen die innere Arbeit der Gesellschaft, sich von dieser Hülle zu befreien. Ohne hier alle schon weggefallenen Institutionen des Glaubens aufzuzählen, kann ich annehmen, daß die Religionen der Türkei, Indiens, Tibet's, Japan's, Meriko's, u. a. m. nicht für den civilisirten Menschen gemacht sind. Bleibt also das Christenthum übrig, welches ich so allgemein auffassen werde, daß mein Raisonnement auf alle Konfessionen paßt. —

In jeder fortschreitenden Gesellschaft weicht die Religion dem wissenschaftlichen Fortschritt; um eine feststehende Religion zu finden, muß man ein Land suchen, wo die politische Unwissenschaft in voller Reinheit besteht, wo die Sitten und Gesetze unveränderlich sind, wie in China, bei den Kalmucken und Wilden. Die Griechische Philosophie hatte schon vor dem Erscheinen des Christenthums die Vielgötterei vernichtet. Das heißt: Bei

Christi Geburt lebten die Griechischen Götter nur noch für die Sklaven und den Pöbel. Aber wir wollen bei uns weder Pöbel, noch Proletarier mehr haben. —

Im christlichen Europa hatte sich der Sturm des Zweifels früh erhoben. Schon Kaiser Friedrich II. wurde vom Papst Gregor IX. beschuldigt, das Buch: „Von den drei Betrügern" geschrieben zu haben. Wahrscheinlich hat dieses Buch damals nur in der schreckhaften Phantasie der Geistlichen existirt, (?) aber schon die bloße Idee einer solchen Schrift beweist das Vorhandensein eines gährenden Stoffes seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; um dieselbe Zeit traten die Albigenser auf, die Absicht, den Kultus zu vereinfachen, ist stets ein unzweideutiges Symptom von Philosophie; darin betrog sich der Instinkt der Inquisition keineswegs. Dann kamen die Versuche von Joh. Huß, Hieronymus von Prag, endlich Luther. — — —

Die Gegenden, welche die Gemeinschaft mit Rom beibehielten, waren gerade die verderbtesten. Heute kann Jedermann bezeugen, daß das Christenthum in dem Maße abnimmt, in welchem die Gewohnheiten der Ordnung, der Arbeit, der Nüchternheit und der Sparsamkeit zunehmen. — Der Skeptizismus Voltaire's geht weiter, als der des Rabelais, ohne so tief zu seyn, als der Rousseau's, und was ist Rousseau neben J. D. Strauß' Negation, welche auf die gelehrteste Exegese gestützt wird! Wenn dieser Fortschritt zu den Plänen der Vorsehung gehört, so muß man gestehen, daß Vorsehung und Christenthum schlecht mit einander stehen. —

Der Untergang des Christenthums schreitet vor, wie dereinst die Ausbreitung desselben, in den Städten, an den Mittelpunkten der Bildung. Die Bauern, welche jetzt noch Christen bleiben, waren ehedem länger Polytheisten, woher der Name Pagani (von Pagus Dorf, daher payle, Heide, ähnlich: paysan, Bauer,) kommt. — — — —

Von der Gewalt kann die Religion nicht gestürzt werden, darum erhob sie sich wieder 1793 und 1801 (beim französischen Konkordat). Aber die Wissenschaft rottet ihre letzten Keime aus; darum sehen wir seit 40 Jahren die Religion, der Ohnmacht und

des Irrthums überwiesen, immer rascher stürzen, trotz des Schutzes der Regierung, trotz der Anstrengungen des Klerus und der zweideutigen Gefälligkeiten der Philosophie, und selbst trotz der Gunst einer vorgefaßten Meinung. Das Schauspiel dieser Todeszuckungen machte anfangs den schmerzlichsten Eindruck auf mich. Ich sah ein Volk über die Religion hinaus gehen, das noch nicht unterrichtet war, eine Regierung ohne absolute Stützen, eine Gesellschaft, für welche die Ordnung ein bloßer Vertrag war, welcher Laster und Tugend als willkührliche Hypothesen annahm, und die Vergangenheit, wie eine weite Lüge erschien; und diese beispiellose Lage, diese Zukunft ohne Vorsehung erschreckte mich. Aber ich beruhigte mich, als ich in den gewöhnlichsten Thatsachen die geheimen Ursachen dieser Umwälzung und die Elemente zu einer wunderbaren Ordnung entdeckte, die vielleicht dem Auge um so weniger sichtbar ist, je näher sie rückt. Und ich beschloß, der Arbeit der Natur nachzuhelfen, die Krisis der Gesellschaft zu beschleunigen. — — — Viele Hindernisse treten noch entgegen. — Denn das Volk ist noch nicht reif, die Wissenschaft vom Menschen und der Gesellsaft ist noch nicht gefunden. Namentlich aber verläßt das Volk einen Glauben nur für einen anderen; nur eine Idee kann die andere bei ihm verdrängen. Daraus erklärt sich die religiöse Manie, oder vielmehr die Heuchelei der Religion im öffentlichen Unterricht, in der Presse, der Regierung. —

Aber, „kann ich in meinem Alter in den Schooß meiner Mutter zurückkehren," — so sprach der Pharisäer Nicodemus zu Christus. Generation des neunzehnten Jahrhunderts, Du kannst nicht in den Schooß der Kirche zurückkehren! — Erschrick nicht vor der Zukunft: Nur Blinde und Verzweifelte sagen: „Ihr könnt nicht ohne Religion leben!" — — —

III. Glossen zum Text: (Ueber Religion und Moral.)

Motto: „Die Religion ist der Traum des menschlichen Geistes. Aber auch im Traume befinden wir uns nicht im Nichts, oder im Himmel, sondern auf der Erde — im Reiche der Wirklichkeit, nur daß wir die wirklichen Dinge nicht im Lichte der Wirklichkeit und Nothwendigkeit, sondern im entzückenden Scheine der Imagination und Willkühr erblicken." —

Ludwig Feuerbach.

Das vorige Kapitel enthält ein fast wörtliches Exzerpt der schlagendsten Stellen über Religion aus Proudhon's oben genanntem Werke. Nach einigen Exkursen, die nur ein speziell französisches Interesse haben, endet Proudhon mit einer prächtigen Leichenrede auf die Religion, welche ihre klassische Zeit ausgelebt hat. Er zählt alle die Tugenden auf, welche die Religion geschaffen habe: das Weib im Naturzustande sei die Prostituirte*), das keusche Weib, dessen Sinnlichkeit in der Liebe untergehe, das in der Mutterschaft seine Unschuld und Reinheit wiederfinde, gehöre der Religion an. Er hätte sagen sollen: der religiösen Erziehung des Menschengeschlechts. Denn so könnte man ihm die Frage entgegenhalten, ob nicht eben so viel Unschulden, als einstmals die Religion in ihrer Blüthezeit gerettet hatte, später unter den Flagellationen einer entweihenden Buße und der Abtödtung der Natur verblutet sind, so daß sie fast mehr aszetische Prostitution auf dem Gewissen hat, als die bürgerliche Noth unserer Tage? Man könnte fragen, ob nicht ebenso viel Naturleben und Unmittelbarkeit des Charakters später von den Verheerungen des Glaubens oder seiner Diener gefallen ist, als früher von der Barbarei errettet wurde?! — Ob die tugendhafte Handlung, welche der Religion zu Liebe geschieht, nicht ihren Werth verliert, wenn sie um des himmlischen Lohnes halber gethan wird, und ob der Mensch, der die Schleichwege zum Himmel gefunden, nicht in die gefährliche Versuchung geräth, bei Gott abzubüßen, was er an den Menschen den Gottlosen verbricht?! — Freilich ist man noch nicht gewöhnt, den Seelenraub

---

*) Proudhon stellt eigenthümlicherweise die Weiber nicht so hoch, wie andere Humanisten. Auch gehört es zu den Eigenheiten seines Systems, daß ihm nur der Verstand berechtigt ist, nicht aber die Sinnlichkeit. —

der Kirchen zu zählen, so wenig als die Morde der positiven Gerechtigkeit, oder die mittelbare Menschenfresserei der Gesellschaft! —

Die freie Moral ist neben strenger Religiosität weder praktisch möglich, noch theoretisch denkbar. Die Moral ist, wie Proudhon an einem anderen Orte richtig bemerkt, heut zu Tage noch kein System, sondern erst eine bloße Enzyklopädie, nämlich eine Sammlung der verschiedenartigsten Vorschriften, welche ohne gesetzliche Kraft zum Bestehen unserer Gesellschaft nöthig sind, oder nöthig scheinen. Einzelne Vorschriften gehören der Gesundheitspolizei an, wieder andere dem äußeren Anstande. So besteht die Moral aus stillschweigenden Voraussetzungen des gesellschaftlichen Verkehrs. Die Moral ist allerdings, wie die ganze Gesellschaft, von der Kirche gesäugt worden, aber seit ihrer Kindheit hat sie bis heute noch keine großen Fortschritte gemacht. Und zwar, weil unsere Gesellschaft nicht auf Solidarität, nicht auf der richtigen Erkenntniß der wahren Interessen aller Einzelnen beruht. Noch hat Niemand, zum Beispiel, das Verhältniß der Moral zu Recht und Gesetz auf eine durchdringende Weise bezeichnet. — Der Instinkt der Moral scheint bei den Menschen so gar stark nicht zu sein; den Beweis dafür liefern ihre Veränderungen in der Geschichte, denn ein natürlicher Instinkt wäre stets derselbe. In diesem Sinne meint Proudhon, daß der soziale Instinkt*) im Verhältniß zur eigenthümlichen Natur der Menschen und Thiere bei beiden gleich stark sei, und daß man eben in diesem Verhältniß keinen wesentlichen Unterschied bemerken könne. Darum weiß Proudhon ebenso wenig mit der Moral Etwas in seinem Systeme anzufangen, oder gar sie zu definiren, als irgend ein Philosoph vor ihm oder nach ihm es gewußt hat.

(Vergl. Proudhon's „Ueber das Eigenthum," Paris 1841, pag. 242 — 247.)

Großartige Phrasen thun's freilich nicht! — Das Schönheitsgefühl und das Ehrgefühl der Individuen wirken

*) Der Naturtrieb der Thiere wird ohnedieß bei den Menschen fast ganz durch den Verstand ersetzt, oder verdrängt. —

ganz anders und viel stärker, als die kalte, allgemeine, abstrakte Moral, welche vielfach ein bloßer Doppelgänger, ein Schatten des Gesetzes ist. — Jene gilt es, im Staate zu wecken, zu erziehen und wirken zu lassen! Aber der heutige Staat fürchtet den Ehrgeiz und die Aesthetik. — Das Kriterium der höheren oder geringeren Kraft der Moral liegt jedenfalls in ihrer Wirksamkeit ohne Gesetz. Sie ist ja meistens eine Art von positiver Ergänzung zum negativen Gesetz, wie Pflicht zu Recht, wie Gebot zu Verbot, wie Soll zu Muß, wie Ja zu Nein. Sagt das Gesetz: „Du darfst nicht stehlen," — so fügt die Moral alsbald hinzu: „Du sollst fremdes Eigenthum achten und schonen!" — Spricht das Gesetz: „Du darfst nicht ehebrechen," so setzt die Moral hinzu: „Störe fremde Ehen auch nicht durch den leisesten Hauch der Verführung, oder übler Nachrede, stifte Frieden," u. s. w. —

In manchen Fällen freilich widerspricht die Moral, — als eine antizipirte Rechtssitte, — der schlechten Willkühr des Gesetzes, bei vielen Gesetzen schweigt sie, z. B.: bei den Mauthgesetzen; das heißt: die Schmuggelei wird bestraft, aber sie gilt dem moralischen Gefühl des Volks nicht für Unrecht, hingegen wird die Spielpacht von der Staatsbehörde selbst betrieben, aber der Spielpächter ist beim Volke infam. Die Achtung des moralischen Volksbewußtseins für das Eigenthum nimmt täglich ab, nicht nur, daß die Diebstähle unverhältnißmäßig zunehmen, nein! im Handel und Wandel gilt, — dank den modernen Finanz-Systemen und Börsen-Kombinationen! — Alles für wirklich erlaubt, was nicht bis zu der äußersten Gränze der gesetzlichen Bestrafung dringt. Solche Zeichen deuten auf das Herannahen einer Krisis! — Die politische Moral ist ohnedieß noch sehr schwach, denn die Moral diktirt immer nur Schonung, nirgends wagt sie Aufopferung zu heischen; so daß man deutlich sieht: Für Staat und Gesellschaft bedarf es stärkerer Mittel! — Was bleibt also übrig? Das instinktive Gemüthsleben der Familie steht unter den Einflüssen der Moral, wenn man nicht lieber sagen will: der öffentlichen Sitte, der gegenseitigen Kontrole. —

Proudhon erkennt mit Recht an, daß die Religion, welche

in Symbolen die ersten Träume der Menschheit ausgeprägt hat, die menschlichen Gesellschaften, wenn nicht begründet, doch befestigt hat. Gut! Als die Polizei noch schwach war, mußte die Religion stark sein. Heut zu Tage verläßt man sich lieber auf eine vernünftige Polizei, und schläft ruhiger dabei. Nur soll die Polizei nicht wie sie thut, gemeinsame Sache mit der Theologie machen! — auch nicht so anmaßlich sein, als diese, und nicht in alle Gebiete des menschlichen Treibens unverschämt eingreifen! —

Das größte Werk der Religion mag wohl gewesen sein, daß sie dem Volke in den Urzeiten diesen geheimnißvollen und doch mächtigen Zusammenhang des Bewußtseins seiner selbst gegeben, es gleichsam Ich zu sagen gelehrt hat. Das war ihre große Zeit, als sie die alten Nationalitäten fest rannte und mit Schutzmauern umgab. Christus war auch insofern ein Reformator, als er — ein Fortsetzer der jüdischen Propheten! — die Schranken der Nationalität übersprang, und für die Menschheit dachte und sprach, als er seine Jünger aufforderte, kosmopolitisch, und nicht politisch zu sein. Paulus war in dieser Beziehung sein vollendeter Nachfolger. Aber gerade deßhalb fragt es sich auch, ob wirklich das Christenthum, das auf Erden durchaus nicht die verbreitetste Religion ist, dem Typus der Religion am meisten entspricht, da es weder recht positiv stationair, noch national ist. Vortrefflich und gewiß richtig hat Proudhon die Differenz hervorgehoben welche zwischen der persönlichen Erscheinung Christi und dem, was man Christenthum nennt, obwaltet. Christus fiel es nicht ein, aus dem Judenthum mit neuen Dogmen heraus zutreten, seine Größe besteht eben darin, daß er nicht doktrinair war. Man lese nur die Evangelien, wie ein anderes Buch mit offenen Sinnen. Man findet eine reinere Moral, die Erhebung der Inspiration, aber kein ausdrückliches religiöses Dogma. Er eifert sogar gegen die Satzungsgläubigen und Werkheiligen, (die „der Witwen Häuser fressen und langes Gebet verwenden," Marc. XII., v. 40., — also gegen diejenigen, welche auf Gott mehr Rücksicht nehmen, als auf ihre Nebenmenschen). — Der Jüngling, der ihn befragt, „was er thun solle, um das ewige Leben zu ererben," bekommt zu den alten zehn Gebo-

ten nur ein neues, das der unbedingten Hingebung und Nächstenliebe, sein Hab und Gut zu verkaufen und es den Armen zu geben. (Matth. XIX. V. 17 — 25, und Marc. X, 17 — 25.) Wenn Jesus das Menschenwohl über die Erfüllung des Gesetzes stellt, weil der Buchstabe tödtet, der Geist aber belebt, wenn er menschliche Barmherzigkeit höher schätzt, als gottselige Frömmigkeit, die Kindlein und Einfältigen zu sich bescheidet, die Ehebrecherin schützt gegen die Lynch-Justiz des moralisirenden Pöbels und gegen das barbarische Vorrecht des Mannes eifert, seine Ehefrau durch einen bloßen Scheidebrief rechtlos zu machen, wenn er (Platonische) Brudermahle einsetzt, davon spricht, daß er nicht den Frieden bringe, sondern das Schwerdt, den Reichen das Himmelreich verschließt, und seinen Jüngern und Anhängern das Gesetz gibt, daß nur Derjenige der Erste und Vornehmste unter ihnen sein solle, welcher Allen am meisten diene, (Matth. XX, V. 25 — 28 und Marc. X, 42 — 45.) — spricht, denkt und handelt er da nicht, wie die großen Geister der Neuzeit, würde die Beschützung der Ehebrecherin, die Erhebung der büßenden Magdalena, das schöne Wort, daß im Himmel über die Rettung eines Gefallenen mehr Freude sei, als über hundert Gerechte, die nie gestrauchelt, etwa in einem George Sand'schen Roman nicht Wolfgang Menzels ärgste Wuth und Galle reizen, das Wort von den Kindlein und Einfältigen nicht zu Jean Jaques Rousseau's Marotten gezählt werden können?! — Sicherlich ist die Bergpredigt eines der größten Meisterstücke in ethischer Beziehung. Aber die ganze Erscheinung weist mehr auf ein Genie des Gedankens und der Sittlichkeit, als der That. Der Zwiespalt des Charakters, der schon in poetischen Werken mehrfach angedeutet wurde, liegt darin, daß der „Weise von Nazareth" sich bald in die Wüste zurückzieht und in philosophischem Sinne von Gottes Vaterschaft träumt, bald herausforderend vortritt, als — König der Juden. —

Die Haupt-Eigenthümlichkeit jener Epoche aber, eine Art von welthistorischem Mißverständniß, hat den unvergänglichsten Einfluß auf unsere ganze Bildung bis heute ausgeübt, der Umstand nämlich, daß Jerusalem unter Römischer Herrschaft stand.

Das Judenthum konnte sich, so zu sagen, nicht frei entwickeln. Die Frommen denunziirten gleich, wie heute noch, bei der Staatsgewalt, bei welcher sie einen concordirten Schutz gegen jede Neuerung fanden. Unter anderen Voraussetzungen wäre Christus das mächtigste Partheyhaupt geworden. So mußte er laviren, wie in der Episode mit dem Zinsgroschen, wo ein bestellter Agent-provocateur ihn zu zensurwidrigen Aeußerungen verleiten wollte. Hier trennt er weltliche und geistliche Gewalt. „Gebt Gott was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist!" — Aber was ist des Kaisers? Das ist eine höchst relative und bedingte Antwort. Vor diesem Momente war im ganzen Judenthum, in der ganzen alten Welt dieser Dualismus nirgends und niemals als ein bewußter oder gar berechtigter vorgekommen. Denn wenn die Religion wirklich alle Menschen innerlich beseligt, warum sollen gerade die wechselweisen Verhältnisse unter den Menschen ausgeschlossen und verdammt seyn?! — Wo die Religion wirklich blüht und wahrhaftig mächtig ist, wird sie auch politischen Einfluß ausüben, und zwar von selbst durch die Gemüther, sogar ohne besondere Institute, meistens aber durch solche: in Griechenland und Rom waren die Opfer-Vorsteher zu den höchsten und einflußreichsten Beamten gerechnet, (der zweite Archont in Athen war *Βασιλεῦς*, der Opferkönig), das „Heilige Römische Reich teutscher Nation" hatte geistliche Churfürsten. — Von einem Zwiespalt zwischen Staat und Religion konnte in der alten Welt gar nichts bemerkt werden, welche Seite auch prädominirt haben mag, — seit dem Christenthum aber zieht derselbe feige Dualismus durch die ganze scholastische Bildung der neuen Welt, und äußert sich bald als aszetische Unterscheidung zwischen Diesseits und Jenseits, bald als impertinente Verachtung der Sinne und der sinnlichen Anschauung, bald verwandelt er sich in einen übersinnlichen und supranaturalistischen Gott und bald in eine spiritualistische Philosophie. Ueberall führte er zu der schnödesten Heuchelei. Ja, der oben erwähnte Unterschied von Recht und Moral gehört diesen schlechten Weltordnungen, und wird wahrscheinlich in einer freieren Gesellschaft gänzlich wegfallen! —

Was wir am Griechenthum als groß bewundern, ist nichts, als die totale Abwesenheit jenes Dualismus; da waren die Menschen aus einem Guß! —

Vortrefflich hat Proudhon das Wesen des Symbols kritisirt. Das Symbol ist die Entäußerung des Gedankens, schon die Griechischen Philosophen suchten in den Zeremonieen und Mysterieen nach einer esoterischen Weisheit, sie schauten hinter die Koulissen; als aber das Volk merkte, daß blos Theater gespielt wurde, warf es das Symbol weg und dachte nicht daran, daß die Nußschale möglicherweise einen Kern enthalten könnte. — Das Symbol, selbst wenn es Wahrheit enthält, ist unfruchtbar, fruchtbar ist nur die unverhüllte Wahrheit. Weg mit den Isis-Schleiern! — Ich konnte das Heilsame des Symbols oder der Allegorie nie begreifen; denn: ist das Volk nicht reif genug, um die Wahrheit in ihrer eigenen, klaren Gestalt zu erkennen, so wird es sie gewiß nicht aus dem Dunkel der Symbolik herausklauben, und die verblümte Wahrheit entdecken. Es wird an der exoterischen (nicht innerlichen) Form halten, d. h. an dem Irrthum. Und ist das Volk fähig zur Erkenntniß der Wahrheit, wozu dann das überflüssige Nachtlicht am hellen Tage?! —

Selbst das bloße Gleichniß ist von zweideutigem Nutzen, (cfr. Matth. XIII, V. 10—19, besonders V. 19.) — obgleich das Gleichniß lange kein Symbol ist. Die Symbole der alten Religion traten unmittelbar und unbewußt auf, so lange sie im Volksleben wurzelten, wie Volkssagen oder Rechtssitten, unentlarvten Sinnes, ohne rechtes Bewußtseyn! — In solche Zustände können wir uns kaum zurückdenken. —

Im Protestantismus findet Proudhon ein **Minus** von Religion; doch ist er noch ächtes Christenthum, und der wesentlichste Unterschied zwischen dem Römischen Katholizismus und dem Protestantismus besteht am Ende nur in der Verminderung der priesterlichen Gewalt, der Schwächung geistlicher Einflüsse. Die historische Darstellung der politischen Ansichten Luther's und der ihm geistesverwandten Reformatoren, wie sie von einigen neueren Historikern, besonders J. G. A. Wirth, K. Hagen und K. A. Men-

zel enukleirt wurden, hätte den interessantesten Beitrag zum vorigen Kapitel geliefert. —

(Fortsetzung an einem anderen Orte.)

(Fugenstopfer 5).

Ein teutscher Bürger an einen türkischen Volksdelegirten.

Ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu erklären, daß ich mich in Ihnen geirrt habe, als ich Sie für einen gesinnungsfesten Mann hielt. Sie sind „aus Schmerz" über eine sogenannte Ungnade, welche wegen ihrer Vertretung des Rechts über Sie gekommen, von Ihrem Posten zurückgetreten. Sind Sie wirklich so weichmüthig? Ich bin der Meinung, daß man dem Unrecht, in welcher Gestalt es auch auftrete, nicht freiwillig aus dem Wege gehen soll und daß, wer solches Unrecht direkt oder indirekt als berechtigt anerkennt, einen Verrath am Rechte begeht. Mit Ihrer Ungnade! Die Zeiten sind vorbei, wo man den Herrgott in die Menschen verlegen und eine angebliche Beleidigung dieses anthropomorphosirten Herrgotts mit einer Beleidigung des Rechts identifiziren konnte. Wer zu solchem entwürdigenden Kultus noch fähig ist, der mache keinen Anspruch auf den Namen eines freiheitliebenden Mannes, und wer einer sogenannten Ungnade nicht zu trotzen weiß, der ist unfähig zum Vertreter des Rechts. Wollen Sie das Schmollen aus der Ehe in die Politik verlegen und an einer politischen Person etwas respektiren, worüber Sie bei Ihrem Weibe lachen würden? Oder sind Sie in Ihrem Lande noch so kindisch, daß man Ihnen wie Stubenkindern damit drohen kann, der Papa sei Ihnen böse, er müsse durch einen reuigen Kuß wieder versöhnt werden? Unter allen Erbärmlichkeiten, mein Herr, die ich schon in Ihrem Lande habe beobachten müssen, hat mich keine mehr angewidert, als jene schmerztriefende Loyaliätsreuigkeit, die vor einer sogenannten Ungnade in stylgewordener Zerknirschung ihr eignes Recht mit Füßen tritt, um der sogenannten Gnade wieder würdig zu werden. Wenn

solche Erscheinungen noch möglich sind, dann, mein Herr, wun=dere ich mich eben so wenig darüber, daß man sich zu Abbitten vor Portraits erniedrigen läßt, als daß man eine Ritterlichkeit darin erblickt, wenn ein entwürdigter Loyalitätssklave einen unbesonne=nen Illoyalen wegen seiner Meinung niederstößt. Dann, mein Herr, begreife ich nur nicht, daß es in ihrem Lande nicht zehn=mal schlimmer zugeht, als es jetzt der Fall ist. Wenn die Gnad: oder Ungnade das eine Band zwischen Regierung und Volk ist, dann braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß die seidene Schnur das andere ist.

VI.

Die gegenwärtige teutsche Bewegung.

Eine Rettung der Religion.

Von

Arnold Ruge.

1.) Die zensirten Zeitungen von 1845.
2.) Ein Stück emanzipirter Zeitung unter dem Titel: Aktenstücke der Censur ꝛc. von G. von Struve, Redakteur des Mannheimer Journals.
3.) Zuruf von Johannes Ronge.
4.) Ob Schrift, ob Geist? von Wislicenus.

Die preßfreien Bücher haben die Verpflichtung, den Mangel der Journale möglichst zu ersetzen und, wenn sie politisch wirken wollen, das Publikum über seine eigne Herzens- und Gedankenbewegung aufzuklären. Es ist nicht genug, daß man sich interessirt, und daß man denkt, man muß auch wissen, wer mit einem übereinstimmt. Hierauf kommt viel, hierauf kommt in politischen Dingen Alles an. Irrt sich die Opposition über die Majorität, so unterliegt sie, wie nach den Freiheitskriegen; irrt sich die Regierung über das Volk, so unterliegt sie ihrerseits, wie in Frankreich im Jahr 1789 und 1830. Wir wünschen daher im allgeminen Interesse die Frage, wie die teutsche Welt, d. h. die Majorität und der einflußreiche Theil des Volks jetzt denkt, zu erörtern.

Alle Welt empfindet, daß bei uns etwas vorgeht; die Bewegung des teutschen Volks, vorzüglich die religiöse, erscheint als eine ganz ungewöhnliche. Aus der Literatur sieht man die Opposition herabgesenkt in die Köpfe der Masse. Die Regierungen finden ihr Material unter den Händen verändert, die Menschen sind frei geworden und führen eine ganz neue Sprache. Um aber

bei den Regierungen den Entschluß zu erzeugen, der Bewegung des Volks zu folgen, dazu bedarf es offenbar noch einer sehr bedeutenden Steigerung derselben oder einer starken Erschütterung von Außen. Dies ist unsere Lage; und diesen verhängnißvollen Zustand Teutschlands, daß man den Ausbruch innerer und äußerer Revolutionen mit verschlossenen Augen abwartet und aller Mittel beraubt ist, um durch freiwillige Reformen den nahenden Sturm zu beschwören, verdanken wir dem reaktionären System der jetzigen preußischen Regierung.

Die teutsche Bewegung ist die preußische, jede andere secundär. Durch den siebenjährigen Krieg und durch die Freiheitskriege erhob sich Preußen zu einer Weltmacht, durch die allgemeine Begeisterung für die Richtung, in der beide Kriege sich bewegten, wurde Preußen das Herz und die Seele, durch die Philosophie, die es pflegte, der Kopf Teutschlands. Eine dreißigjährige Reaktion hat diese glückliche Stellung in ihr entschiedenes Gegentheil verwandelt. Die preußische Regierung hat alle Sympathie der Teutschen und eines großen, grade des besten Theils ihrer eignen Mitbürger verscherzt, unwiderruflich verscherzt. Aber wenn auch das offizielle Preußen unpopulär, wenn auch der „geistesfreie Staat mit demokratischen Institutionen" zum abschreckenden Bilde eines pietistischen Polizeistaates geworden ist; dennoch sieht sich fortwährend ganz Teutschland an sein Schicksal gebunden. Keine literarische, keine religiöse, keine philosophische, keine Staatsentwickelung kann in Teutschland auf durchgreifende Weise gelingen, wenn Preußen dabei unbetheiligt bleibt. Darum sind die kleinen teutschen Revolutionen nach 1830 so klein geblieben, darum begreift jetzt jeder, daß es sich für die nächste Zukunft einfach um den Sieg der Freiheit in Preußen handelt, darum ist die jetzige preußische Bewegung wesentlich eine teutsche.

Preußens emanzipirender Beruf, dem es jetzt geflissentlich entfremdet wird, ist nicht von gestern. Schon Friedrich II. verfocht die Interessen der protestantischen und aufgeklärten Teutschen. Er selbst war durch die französische Bildung und durch sein philosophisches Genie weit über die pedantische Masse seiner gelehrten

und ungelehrten Unterthanen erhaben. Er sorgte nun so viel er konnte, — man erinnere sich nur an Wolf's Zurückberufung nach Halle — für die Befreiung der Bären und Mucker, die er beherrschte; es scheint aber, daß er wenig daran glaubte, wenigstens wirft man ihm von patriotischer Seite fortdauernd seine Interesselosigkeit für teutsche Literatur und Bildung vor. Der Aufschwung unserer Dichtkunst und Philosophie, der nun erfolgte, ist aber nicht ohne englische und französische Vorbilder geglückt, man hat Friedrichs II. Studieen und Vorliebe in's Teutsche übersetzt und man hat die Muße dazu und den nöthigen Muth gefunden, weil in Teutschland die Parthei der Aufklärung gegen die des Katholizismus, die Oesterreichische, durch Friedrich II. gesiegt hatte.

Das Muckerthum und überhaupt jede geistige Rohheit steckte aber damals noch sehr tief in den Teutschen. Die großen Männer, wie Lessing, Kant, Wieland, Göthe, Schiller, die später eine freiere Bildung heraufführten, fanden noch am Ende des Jahrhunderts eine wüste theologische Verfolgung und hatten keineswegs mit Einem Schlage die Majorität des Volkes für sich. Der Kaiser Joseph aber, der auch Oestreich zu befreien suchte, wurde sehr bald von dem Jesuitismus, dem bösen Genius dieses Staats, beseitigt. Und als unter Friedrich Wilhelm II. Wöllner mit seinem Religionsedicte, Bischoffswerder mit seiner Geisterseherei, als die Liederlichkeit und die rohen Gelüste des Hof- und Landadels in aller Einfalt wieder zum Vorschein kamen, war nur die Kehrseite der Aufklärung, wie sie auch im außeröstreichischen Teutschland existirte, wieder zu Ehren gelangt. Hätte der Hamburger Götze nicht in Wöllners Rohheit gegen Kant seinen Triumph über den gottlosen Lessing feiern können? Pietismus und Reaktion führten die Katastrophe von 1806 herbei.

Ein heimathloses, mit dem Stock regiertes Söldnerheer, eine Saat Wöllnerscher Pfaffen, eine ausschweifende Residenz, ein gesinnungsloses Dienerkorps, kein Volk, nur interesselose Unterthanen — das war die Erbschaft Friedrich Wilhelms III., die 1806 offenbar wurde, das die Beute Napoleons. Der Staat Friedrichs II., der sich erst moralisch aufgelöst hatte, war nun auch historisch gestürzt. Nun aber erwachte überall das Gewissen. Freie Den-

ker, große Männer, kühne Charaktere verbünden sich im Norden Teutschlands, organisiren, republikanisiren, bewaffnen, bilden, begeistern das Volk; und in wenigen Jahren, mitten in der Noth, war die edle, menschliche Richtung wieder vorwiegend und der Geist der Freiheit zu einer solchen Macht gelangt, daß er Alles mit sich fortriß, als es galt, den europäischen Tyrannen zu stürzen.

Dies that das Volk oder, wie man im Teutschen zu sagen pflegt, die Demokratie; aber die Demokratie erstickte in dem geistlosen teutonischen Siegesjubel und verendete in der schlaffen teutschen Philisterwelt. Nur zu bald kam es an den Tag, wie weit die übrige teutsche Welt hinter den Wiederherstellern Preußens und ihren Gedanken zurückgeblieben war. Die Verfassung, die Bildung, die Dichtung, die Freiheit selbst, — Alles ging unter in ein wüstes „Teutschthum" und in ordinäre Philisterei; und als man erst gründlich entdeckt hatte, welche brauchbaren Maximen eigentlich teutsch und historisch, welche Rohheit des Regiments unser mittelaltriges Erbtheil sei; da ward aus dem ursprünglichen Aufschwung die drückendste Reaktion.

Seit 1818 finden wir die Kehrseite unsers Nationalcharakters, die politische Unterthänigkeit, die wissenschaftliche Mystik, die Polemik gegen Verstand und Freiheit wieder rüstig am Brette. Preußen, das eben noch als jugendlicher Heros und Befreier, als Humanisirer Teutschlands, als „Bildner einer bessern Zeit" dagestanden, Preußen wurde gleich nach den Freiheitskriegen (durch die Karlsbader Beschlüsse ꝛc.), der Diener des Oestreichischen Geistes; und wenn neben diesem System in Preußen noch die Tradition der Philosophie und Bildung sich fortspann, so verließ man sich ganz einfach darauf, daß die Philosophie, wie bisher den Maximen von Herrschaft und Unterwürfigkeit nicht in den Weg treten, ja, daß sie ihnen durch passende Ausführungen bereitwilliger Geister nur dienen werde. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte sein Königliches Wort vom 22. Mai 1815, er hatte sein freisinniges Volk, seine eignen freien Gesetze, seine rettenden Rathgeber vergessen und war wieder ganz einfach ein großer Landesherr, Bruder und Freund noch größerer Herren, der Herren von Ruß-

land und Oestreich, er war Alliirter der trefflichen Bourbonen geworden, und der einfache politische Hausmannsverstand, für den es nur Herren und Diener, Landbesitzer und Unterthanen gibt, erscheint wieder als Genius des preußischen und — täuschen wir uns nicht — darum auch des teutschen Volks. Eine lange Geduld, eine lange Schmach, die nun schon ein Vierteljahrhundert, nein, die schon über dreißig Jahre dauert!

Verloren die kleinen konstitutionellen Staaten ihre freie Bewegung, so verlor Preußen die Sympathie Teutschlands und seine souveraine Selbstbestimmung. Es ist nur noch eine Ironie, Preußen eine Weltmacht zu nennen. „Mit Einem Ruck, sagt v. Struve in seinen Aktenstücken, war es von der glänzenden Stelle herabgedrängt, welche es in den Zeiten des Freiheitskampfes eingenommen hatte, und welche es fortdauernd hätte behaupten können, wenn es nur gewollt hätte; dafür mußte es nun eine höchst bedauerliche Rolle spielen. Denn es wurde eigentlich doch nur von Oestreich und Rußland benutzt, um die Plane des einen oder des andern dieser Kabinette durchzuführen, insbesondere gegen die freie politische Richtung unserer Zeit. Und der Haß der übrigen teutschen Völker entbrannte nun wieder von neuem und um so heftiger gegen Preußen, je mehr man von ihm erwartet hatte."

Als nun der gegenwärtige König zur Regierung kam, standen ihm zwei Wege offen, den lange komprimirten Geist zu entfesseln. Er konnte mit Willen oder wider Willen die Bewegung machen. Er hat gewählt: sollte die Geschichte nicht aufhören, ihre Prämissen zu entwickeln, so mußte sie es gegen seinen Willen thun. Der König hat bei wiederholten Gelegenheiten in seinen Reden und Cabinetsordres mit deutlichen Worten die konstitutionelle, die literarische und die religiöse Bewegung in Preußen entschieden verworfen.

Bei seiner Thronbesteigung war in Teutschland nur Eine Stimme, daß nach dieser 25jährigen Prosa, nach dieser unerhörten Täuschung aller Verheißungen, nach dieser unverantwortlichen Vergessenheit aller freien Gesetze aus der großen Verjüngungsperiode, eine Zeit der Poesie und der Erfüllung kommen müsse, und daß der König die goldenen Früchte der Saat, die von 1808—18

gesä't worden war, erndten werde, wenn er das System der Herrschaft und des Land- und Leutebesitzes, welches ja doch schon keine volle Wahrheit mehr sei, in das System der durchgeführten und ehrlich konstituirten Freiheit verwandeln wollte. An der Möglichkeit war nicht zu zweifeln. Die lange Arbeit im Innern und in der Stille der Theorie hatte das Volk aus der alten Rohheit zur Humanität und Bildung erhoben. Die Verfassung der Städte, die Philosophie, die Literatur, die Erinnerung an die Erhebung, die Erfahrung des Aufschwungs, die Berührung mit den Franzosen, die freiwillige Aufnahme der Ideen der großen Revolution, der Eindruck der Julirevolution, die Entwickelung der überirdischen Spekulation zur lebendigen, humanen, genießbaren, politischen und poetischen Bewegung — die ganze innere und äußere Geschichte befähigte das Volk und drängte mit Nothwendigkeit auf die Rückkehr zur Freiheit hin; — es galt die Konstituirung aller der neuen Elemente, auf der einen Seite die völlig befreite Theorie und Presse, auf der andern die Ausbildung des demokratischen freien Staates, der im Norden unter dem Druck der Eroberer seine ersten, kühnen Anfänge genommen und nun seit 25 Jahren vor die Thür der Domainenverwaltung und ihrer Feldhüter, der Polizei, gesetzt war.

Aber der König hat sein eigenes Ideal. Er verließ sogar den Weg seines Vaters. Während jener nichts that, als daß er über die Erbschaft der Freiheitskriege, wie sie eben war, im Sinne der alten Monarchie disponirte und Alles was aus dem Volk einen Miterben hätte machen können, selbst sein königliches Wort, dahin gestellt sein ließ, hat der jetzt regierende König einen positiven Zweck und ein ausgesprochenes Ideal, das er zu verwirklichen sucht. Dieser positive Zweck, dieses von dem Könige wiederholt ausgesprochene Ideal ist das rein persönliche Regiment, gestützt auf den „Glauben der Vorväter." Der König haßt die modernen Gedanken, und in beiden Rücksichten, in Politik und Religion, schwebt ihm die Rückkehr zu einer besseren Zeit als Ideal vor. Da keine bestimmte Zeit und keine bestimmte Form als die gute festgestellt werden kann, so bleibt der Zweck ziemlich unbestimmt, nur die Richtung im Allgemeinen ist

klar, im Uebrigen hängt es von dem „Herzen des Königs und seinen allerhöchsten Entschließungen" ab, welche bestimmte Vorzeit jedesmal die gültige und erwünschte ist. Als man in Königsberg auf das Jahr 1815 und auf das Gesetz vom 22. Mai 1815, welches eine allgemeine Volksvertretung anordnet, zurückgehen wollte, wurde in der Kabinetsordre vom 4. Oct. 1840 die Rückkehr zu dieser Vorzeit und zu diesem „Glauben der Väter," dem Glauben an die konstitutionelle Freiheit, ausdrücklich verworfen und nur der Grundsatz festgehalten, „der jedesmalige Wille des Königs ist das Gesetz des Staates." Daraus ergibt sich nun, daß seit 1840 die Verfassung Preußens sehr einfach die Willens-, Gemüths- und Geistesverfassung seines Königs ist.

Deßhalb hängt in Preußen jetzt mehr als je Alles von der Person des Königs ab; Alles sieht nach oben, und erst wenn der König gesprochen hat, weiß man, wie man daran ist, nicht für immer, versteht sich, sondern für so lange, als man nicht vermuthet, daß der König seine Ansicht geändert habe und nun anders sprechen werde.

Die Entschließungen und Worte des Königs üben in einem solchen Zustande natürlich den durchgreifendsten Einfluß aus; der bewegliche und phantasiereiche König, der jetzt auf dem Thron sitzt, muß also in das ganze Getriebe eine ungewöhnliche Bewegung bringen.

Dieß erklärt im Allgemeinen die große Bewegung, welche Preußen seit 1840 ergriffen hat und läßt eine fortschreitende Steigerung für die Zukunft erwarten. Aber die Ursachen der Bewegung liegen eben so sehr im Volk und in der Zeit, als in dem Naturel des Königs.

Hätte der König mit seinen Herzenswünschen das Herz des Volkes und unserer Zeit getroffen, so wäre, nach der 25jährigen Kompression, die sein Vater ausgeübt, sogleich eine noch viel größere Bewegung des Volks erfolgt, als wir sie erlebt haben. Die großen Ereignisse, die wir jetzt vor uns sehen, hätten wir hinter uns, und auf die bequemste Weise von der Welt, wie einen Geburtstag oder ein Frühlingsfest durch den bloßen glücklichen Thronwechsel. Es ist gerade umgekehrt gekommen.

Durch sein Ideal in Politik und Religion ist der König nach einander mit allen Provinzen in Widerspruch gerathen, mit der Rheinprovinz in einen politischen über die freie und teutsche Gesetzgebung, mit Ostpreußen und Schlesien über die Verfassungsfrage, ob das väterliche Gesetz vom 22. Mai 1815 oder fort und fort die jedesmalige allerhöchste Entschließung das Grundgesetz des Staates sei, mit verschiedenen Städten über die Religion. Der König hat Halle, Berlin, Königsberg, Breslau zurechtgewiesen, er hat sich durch die Demonstrationen ganzer Provinzen und großer Volksversammlungen „nicht imponiren lassen," sich entschieden gegen die freie Richtung der Lichtfreunde erklärt und für die hierarchisch-pietistische, obgleich sie fast ohne allen Halt im Volke ist und nur Geistliche, Beamte und etwas Adel aufbringen konnte, seine Sympathie ausgedrückt. Diese Differenzen sind sehr gewagt; der König ist ein mächtiger Herr; aber er überschätzt seine Macht. Die Arbeit der Jahrhunderte ungeschehen zu machen, wäre eine so große Verwüstung, daß er dazu geradezu ein zweites Volk und die Ueberwältigung seines eignen nöthig hätte, und auch dann noch nicht zum Zweck gelangen würde.

Die neueste Differenz ist die mit Königsberg. In ihr wird der Gegensatz möglichst abgestumpft, ohne Zweifel aus dem Gefühl, daß eine Regierung dann doch keine Dogmen schaffen könne und den Zeitgeist nehmen und gebrauchen müsse, wie sie ihn gebildet finde. Der Magistrat von Königsberg protestirt am 23. Sept. gegen die Anmaßung der pietistisch-hierachischen Partei. Es ist wohl zu merken, daß dieser Protest später ist, als die Erklärung des Königs gegen den Berliner Magistrat, daß unter den Frommen seine treusten Diener wären. Der Königsberger Magistrat „fürchtet Sekten," er hat den wahrscheinlichen Abfall der Lichtfreunde im Sinn. (Der seitdem, bevor noch dieser Aufsatz zum Drucke gelangte, erfolgt ist.) „Die Mehrzahl halte fest am „Glauben der Väter," sie wolle aber nicht, daß Einzelne in krasser Form ihm vorschreiben, was sie glauben solle, was nicht. In der Kirche wolle sie bleiben; aber sie wisse die Forderung der Kirche von allem Hierarchischen zu sondern." Der Magistrat überläßt schließlich dem Könige, was er thun will.

— Der König „hat der Vorstellung des Magistrats mit Wohlgefallen die Ueberzeugung entnommen, daß die Mehrzahl der Königsberger am Glauben der Väter treu festhalten will, und daß die Spaltung der Kirche in Sekten ein großes Uebel sein werde. Der Magistrat werde in einer Zeit, wo es mit mehr Kühnheit, als je von vielen Seiten versucht wird, den Glauben der Väter anzugreifen und in seinen Fundamenten zu erschüttern, seinerseits auch bemüht sein, das treue Festhalten an jenem Glauben nach bestem Vermögen überall stützen und fördern zu helfen und dadurch die Sektenspaltung und die Vertauschung der kirchlichen Autorität gegen die Despotie jeder individuellen Meinung entgegenwirken, welche für sich Lehrberechtigung der evangelischen Gemeinde gegenüber in Anspruch nimmt." — Leider ist es ewig unmöglich der Despotie der individuellen Vernunft anders zu entgehen, als daß man seine eigene Vernunft dagegen setzt. Die Differenz zwischen dem Könige und dem Magistrat ist nicht geringer, als sie in Halle und Berlin war, sie verwischt sich nur durch den unbestimmten Ausdruck: „Glauben der Väter," unter dem der Magistrat den Rationalismus, der König die Orthodoxie versteht. Die Differenz würde gleich hervortreten, wenn jeder Theil sagte, was er glaubte und was nicht. Indessen beide Theile wissen auch, daß eine nähere Erörterung überflüssig ist. Jedermann lieset zwischen den Zeilen und weiß, der eine Theil will die Freiheit, der andere die Autorität.

Die religiöse Differenz nimmt eben darum, weil sie eine so entschiedene ist, das öffentliche Interesse so lebhaft in Anspruch; und sie ist um so entschiedener, je ausgebildeter das Gefühl der Geistesfreiheit in Deutschland wurde und je mehr Gewicht der König auf die Wiederherstellung der Rechtgläubigkeit oder des „wahren Christenthums" legt. Das Christenthum ist aber ein zweischneidiges Schwert: seine Wahrheit ist der Mensch und seine Realisirung die der wirklich geistig und sozial-politisch befreite Mensch.

Diese Wahrheit ist jetzt enthüllt; und die religiöse Bewegung, die vor der Reaktion so sehnlich herbeigewünscht und auf

alle Weise geschürt wurde, hat den Sinn: von der einen Seite das Eindringen dieses Bewußtseins der Freiheit und der Bildung in das Volksleben, von der anderen den Widerstand dagegen. Die Menschen sollen Religion haben, das Herz der Menschen soll sich mit einem wesentlichen Inhalt erfüllen und bewegen lassen; der Streit ist nur der, ob die alte Privatgläubigkeit oder die universelle Humanisirung und die demokratische Realisirung des Christenthums, nach dem alle Menschen Brüder und gleich sind, den Inhalt der neuen Religiosität ausmachen soll.

Der kantische Rationalismus, der den Christen leidlich vernünftig, der moderne, der ihn zum Menschen, zum gebildeten, freien und emanzipirten Menschen macht, die Aufklärung, die Philosophie, die schöne Literatur und die große Revolution, die sozialen Probleme sind über Deutschland gekommen. Längst ist im theoretischen Gebiet die Freiheit von aller Autorität erobert und im praktischen das Ideal geltend gemacht, daß jedes Volk sich nach seiner Bildung jedesmal seine Gesetze selbst zu geben habe. Die Formen, in denen das Volk sich selbst seine Gesetze, diese einzige nicht Freiheits feindliche Autorität, freiren kann, sind entdeckt und bei den gebildeten Völkern in Anwendung gebracht. Es ist also ganz unzweifelhaft, daß in unserer Zeit und in Teutschland weder die Autorität der Priester, noch die persönliche Willkühr des unumschränkten Königs die Herzen der Menschen zu gewinnen und zu fesseln im Stande ist. Das illusorische Christenthum faßt nicht mehr, das wahre Christenthum, sein wahrer Sinn, sein Wesen, der freie Mensch und dessen Realisirung, würde aber allerdings die Aufgabe unserer Zeit in ihrem ganzen Umfange lösen. In diesem Sinn ist unsere Zeit religiös, in diesem Sinn ist die religiöse Bewegung in Teutschland schlechthin Freiheitsbewegung.

Lassen wir uns einen Augenblick auf die Differenz ein, um ihre Bedeutung aus ihrer eigenen Fassung zu erkennen. Die Einen wollen den Glauben, einen bestimmten Glauben; die Anderen wollen sich auf nichts Bestimmtes einlassen. Die den bestimmten Glauben wollen, haben unglückliche Versuche gemacht, ihn festzusetzen. Die Pfaffen können nicht mehr festsetzen, was die Men-

schen glauben sollen, sie sind selbst nur darüber einig, daß sie existiren müssen. Um über die Dogmen einig zu werden, können sie aber auch nicht mehr abstimmen; denn kein Mensch nimmt heutzutage noch den Glaubenssatz als ein Gesetz, sondern lediglich als eine Sache der Privatmeinung. Die Augsburgische Konfession zu befehlen, wie dies die sächsischen Minister versucht haben, ist also ein vergebliches Unternehmen. Die sächsischen Minister glauben selber nicht mehr an alle die Herrlichkeiten, z. E. sicherlich nicht an den Teufel und seine großen Verwüstungen, Hagel, Pest und Sturm auf Erden; sie haben ohne Zweifel selbst ihre Zweifel; was wollen sie also den Glauben für andere dekretiren? Es handelt sich heutzutage nicht mehr um die Satzungen der Theologen oder Pfaffen, es handelt sich nicht mehr um einen bestimmten Glauben, es handelt sich gar nicht mehr um den Glauben und um die Kirche, sondern um die Freiheit des Geistes und der menschlichen Gesellschaft. Die freien Gemeinden sind keine Kirche. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Theologen, welche die Gesetze des Glaubens feststellen, Kirchenversammlung ganz konsequent Pfaffenversammlung; die freien Gmeinden dagegen, wie sie zum Beispiel die Teutschkatholiken bilden, sind, so lange sie nicht wieder in die Hände von Pfaffen fallen, lauter gleiche Menschen, welche ihr Leben selbst ordnen und ihre theoretische Fortbildung zum Ergebniß der Zeitentwickelung machen. Ihre Hauptaufgabe ist daher die Erziehung. Die Selbstbestimmung der Gemeinden ist Freiheit; die Herrschaft der Theologen Hierarchie.

Es ist nun dahin gekommen, daß die Pfaffen in der That abgeschagt sind. Als Herrscher und Gesetzgeber existiren sie nicht mehr; wo sie als Beamte existiren, kommt es darauf an, sie zu einfachen Gemeindegliedern und ihre Funktionen zu wissenschaftlichem Unterricht zu vermenschlichen. Die Religion für die große Herzensangelegenheit der freien Menschen, die Begeisterung für ihre gemeinsame Aufgabe — das ist kein Monopol einer Zunft, sondern eine Angelegenheit der ganzen Gemeinde und nicht nur der Einen, sondern aller freikonstituirten und freidenkenden Gemeinden.

Weil es unmöglich ist, neue Dogmen aufzustellen und eben so unmöglich, die alten festzuhalten, so fällt alles Interesse bei der religiösen Bewegung in die Freiheit auf der einen und in den Widerstand dagegen auf der anderen Seite. Deshalb ist auch die ganze religiöse Bewegung in Teutschland eine politische und sie ist dies

1) der Form nach; denn sie ist in Preußen nun einmal augenscheinlich ein Konflikt der rationalen Bildung unserer Zeit mit dem Ideal des Königs und der pietistisch-hierachischen Parthei.

2) dem Inhalte nach; denn weder die Lichtfreunde, noch die Neukatholiken wollen ein Dogma oder einen anderen „Glauben", sondern sie wollen Geistesfreiheit und Gemeindefreiheit, sie wollen theoretische und praktische Emanzipation. Sie wollen keine Sekte bilden, sie wollen das vorstellen und ausüben, was ihnen am Herzen liegt und was sie sind, — sie wollen freie Menschen sein, die frei konstituirt sind, und die Bildung der Zeit durch Leben und Schule auf ihre Nachkommen bringen.

Sobald die religiöse Bewegung in Teutschland zur vollständigen Klarheit über ihren Inhalt und ihre Lage gekommen ist, wird die Scheidung von der Kirche überall vor sich gehen, eine Scheidung wodurch sich keine Sekte oder Glaubensnüance bildet, sondern wodurch sich die Reformation des 19. Jahrhunderts vollzieht, die nothwendig eine totale Freiheit im Auge haben muß, weil es gegenwärtig klar ist, daß eine geistige Freiheit nur in politisch-sozialer Konstituirung gesichert und realisirt werden kann. Die Lichtfreunde sind bis jetzt bei der theoretischen, der Geistesfreiheit stehn geblieben. Sie entspringen aus dem alten und neuen Rationalismus. Das Dogma genirt sie wenig, weil es überhaupt die rationalen Protestanten, d. h. die große Masse unserer Zeitgenossen, nicht genirt. Es handelt sich vornämlich um die Bibel, die zwar immer frei ausgelegt, aber doch zum Grunde gelegt wurde.

Wislicenus in seiner Schrift: „Ob Schrift? Ob Geist?" macht nun den Zeitgeist und die Philosophie ausdrücklich zum

Prinzip und hebt dadurch die zum Grunde liegende Bibel und ihre Autorität auf. Es ist richtig, daß er das ausdrücklich thut, was sonst jede Zeit nur unbewußt gethan hat; — aber die Lichtfreunde kommen mit dieser Theorie nicht von der Stelle. Warum nicht? Weil sie sich gegen die Kirche und das Pfaffenthum nur erklären, nicht dagegen handeln, ihm die Massen der Menschen zwar auffässig machen, sie ihm aber nicht entreißen; weil sie kein eignes neues Leben beginnen, sondern in der Kirche bleiben und wenn auch bei einem freieren Glauben, doch immer beim Glauben bleiben; weil sie sich nicht nach der Freiheit, von der sie durchdrungen sind, konstituiren, sondern — wie der Königsberger Magistrat, „erwarten, was der König thun wird."

Was der König thun wird?! Der König hat erklärt, „was er thun wird," und er hat den Lichtfreunden ganz richtig gerathen, als er ihnen in Halle sagte, sie möchten sich auf ihre eignen Füße stellen — nur müssen sie es in Masse thun. — Der König nannte dies „eine Sekte bilden," weil er sich den Erfolg nicht als totale Befreiung vom Glauben, sondern nur als eine Modifikation des bisherigen Glaubens vorstellte und der Bewegung keine Ausbreitung und keine Energie zutraute. Der König würde aber seine Ansicht von der freien Sektenbildung sofort ändern, wenn die Lichtfreunde zum klaren Bewußtsein kämen, sich konstituirten, wie es pfaffenfreien Gemeinden zukommt, und wenn dann die Massen ihnen zufielen, die im Grunde der Seele mit ihnen übereinstimmen.

Allerdings sind schon die Volksversammlungen und die unzähligen Proteste gegen die Pietisten gelungene Versuche, um sich von der Popularität der Sache zu überzeugen; aber sie sind noch eingehüllt in den Nebel der Glaubensfreiheit, es fehlt ihnen noch der klare Begriff der wirklichen Freiheit, der Freiheit vom Glauben überhaupt und die daraus entspringende konstituirende Energie. Die Lichtfreunde thun noch nicht, was sie wollen, ja, sie sagen noch nicht einmal, was sie denken.

Dies ist bei den Teutschkatholiken anders. Diese Bewegung gewinnt ihre tiefere Bedeutung schon durch den tota-

len Abfall von der römischen Kirche. Die eigentliche Kirche, das Pfaffenthum, welches Dogma und Gemüth beherrscht, ist die römische Kirche. Hier ist der Pfaffe ganz unterjocht, ganz entmenscht und gebrochen. Seine Aufgabe ist, diese Unterjochung und Zerstörung des freien Menschen, die er in sich verwirklicht sieht, überall zu vollziehen, damit Alle dem allgemeinen Wahn zum Opfer fallen:

„Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt,
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."

Von dieser totalen Vernichtung des Menschen durch den Katholizismus gibt es nur Eine Befreiung: die totale Wiederherstellung des Menschen und — die Vernichtung des Pfaffen in allen Menschen.

Mit dem ersten Wort, welches die Teutschkatholiken gesprochen, erscholl dieser goldne Morgenruf einer neuen Zeit: „werdet wieder Menschen, werdet frei!" Sie sagen und predigen empfänglichen Gemüthern, dem feinen Ohr des Volks, dem letzten Richter über alle Weisheit: „Wir wollen Alle Brüder sein und brauchen keine Pfaffen, wir proklamiren keinen Glauben, wir proklamiren die Liebe, und diese Liebe verwirklicht sich in der Gemeinde freier und solidarisch verbundener Menschen, deren Aufgabe eine ideale, die Geistesfreiheit ist und eben so sehr eine reelle, die Erziehung und die Sicherung der Einzelnen im Ganzen." Durch das Letztere treten die neuen Gemeinden an die Stelle der Korporationen und würden, wenn sie Ernst mit der Praxis der Verbrüderung machten, in viel umfassenderem Sinne leisten, was früher die Korporationen zur Aufgabe hatten. Ronge sagt in seinem „Zuruf": „der Geist der Liebe läßt das Wort des Evangeliums nicht als Spielpuppe, das Evangelium nicht als dogmatische Zauberschranke, nur den Geistlichen zugänglich, bestehen; er dringt auf Befolgung des Wortes, auf Bethätigung der evangelischen Lehren."

Das zweitausendjährige Spiel mit der Bruderliebe soll Ernst, der Zauber des Dogma's gelöst, die Bethätigung der christlichen Lehren die Aufgabe werden, — das heißt in der That den wahren Sinn und Zweck des Christenthums ergreifen. Der wahre Sinn des Dogma's ist der Mensch und die menschliche Freiheit, die jedermanns Sache ist; die abgedroschene Redensart der „allgemeinen Menschenliebe" gewinnt aber erst einen Sinn, wenn kein Glied der Gemeinde verloren geht und verkommt, wie nur der seine Kinder liebt, der sie zu wahren Menschen ausbildet und zur Erreichung ihres höchsten Zweckes geschickt macht. Die Liebe reell zum Prinzip machen, heißt die Praxis der Humanität — die Freiheit — zum Prinzip machen. Daher die Konstituirung freier Gemeinden.

Die Lichtfreunde machen Opposition gegen die Obskurantenparthei, die das Heft in Händen hat. Es könnte scheinen, als wäre dies kühner und mehr gethan; auch haben die Lichtfreunde diesen Schein bereits gebüßt; es ist aber dennoch weniger gethan. Könnten sie ihren Zweck erreichen und die Obskuranten aus ihrer politischen Stellung vertreiben, um an ihrer Stelle das Licht des Rationalismus und der Philosophie wieder zum Regiment bringen; so wäre ihre Aufgabe gelößt, die Sachen ständen aber nicht besser, als wir sie schon früher erlebt haben. Erst wenn das Licht nun weiter leuchtete oder gar zündete, würde eine Reformation entstehn, man würde thun, was man denkt.

Das Prinzip der Teutschkatholiken dagegen ist unmittelbar der freie Mensch. Darnach konstituiren sie sich und verwandeln ohne weiteres die unmenschlichen Formen des Aberglaubens und des Pfaffenthums in die menschlichen Formen der heutigen Bildung. Daher die Kraft dieser Bewegung; darum haben die Teutschkatholiken so unendlich viel geleistet — eine neue Welt erobert für sich und ihre Nachkommen.

Es ist zu vermuthen, daß die Lichtfreunde und die Teutschkatholiken noch in einen Strom zusammen fließen werden, es ist zu wünschen.

Die Bewegung beider Strömungen beweißt aber, daß weder hier, noch dort die Obskuranten und Pfaffen auf das ganze

Volk rechnen können und daß die Aufklärung so gut, als der Aberglaube die Massen in Bewegung setzt. Die Bildung und Philosophie des Jahrhunderts ist durch diese Bewegung zur Herzenssache des Volks, d. h. zur Religion geworden.

Man würde sich sehr irren, wenn man die Literatur und die Aussprüche der Theilnehmer, ja, wenn man selbst das Bewußtsein der bewegten Volksmassen, wie es sich giebt, beim Wort nähme und mit kritischem Hochmuth darüber herführe. Es ist natürlich, daß die ersten Versuche der neuen Richtung, sich auszusprechen, den Versuchen eines Kindes gleichen, welches gehen lernt. Die Köthener Versammlung, statt unmittelbar die Konstituirung unzähliger neuer Gemeinden zu beschließen, erklärt sich selbst für den richtigen, die Pietisten und Obskuranten für den unrichtigen Protestantismus. Was heißt das? Nichts weiter, als wir wünschen einen philosophischen Kultusminister und wollen die Pietisten aus der Regierung haben. Damit wäre aber wenig gewonnen; im Gegentheil, es wäre viel damit verloren. Man hätte gar keine Ursache, sich auf seinen eignen Kopf und seine eigne Kraft zu verlassen; das Volk käme weder zur Selbstbestimmung, noch zum Selbstgefühl; Altlutheraner und Lämmelbrüder, oder wie dergleichen Kaprizen weiter heißen, würden wieder in die Opposition geworfen, das milde Licht der unfruchtbaren Theorie würde wieder trivial und das große Experiment, welches die Geschichte jetzt herbeigeführt, ob das Volk in Masse ein freies Gemeindeleben und seine reellen Zwecke, Schule und solidarische Verbindung der Gemeindeglieder, Abschaffung der Pfaffen und des Aberglaubens wünsche und ertragen könne, ginge gänzlich verloren. Es kann jetzt gemacht werden, dieses welthistorische Experiment, es kann eine Reformation des Protestantismus und seine direkte Auflösung in Freiheit und Humanität, in frei konstituirte Gemeinden mit dem Zweck der Bildung und Verbrüderung durchgeführt werden. Die protestantischen Freunde würden unter den jetzigen Umständen ohne Zweifel ganze Gemeinden, ja, ganze Städte und Provinzen gewinnen; aber sie müssen keinem Pfaffen trauen, der nicht selbst gegen die Pfaffen auftreten

und einfaches Gemeindeglied werden will, bis er von der Gemeinde etwa wieder zum Lehrer oder Vorsteher eingesetzt wird. Die Pfaffen und die Pfründen müssen vorläufig bei Seite bleiben: „Trachtet am ersten nach der Freiheit, so wird euch alles Andere von selbst zufallen."

Noch viel konfuser und ganz voller Zopf ist die Erklärung der Leipzig-Dresdner Vorstände der teutschkatholischen Gemeinden vom 15. Juli. Man hört den sächsischen Philister predigen und über der Predigt vergißt er den Inhalt. Die Bedeutung der Bewegung liegt weit hinaus über diesen altlutherischen Nebel vom „reinen Wort Gottes," vom „Heiland und Erlöser," den die armen Sachsen in ihrer versumpften Atmosphäre eingesogen. Wäre damals in Palästina die Welt erlöset worden, meine Herren, so hätten Sie heute nichts mehr zu reformiren. Indessen Ihre Erklärung ist vom 15. Juli, die sächsische Geschichte hat seitdem manches aufgeklärt, in diesen 6 Monaten werden Sie Sich ohne Zweifel selbst von Ihrem Zopf erlöset haben und die selbsterlösende Kraft unserer Zeit oder die Autonomie des menschlichen Geistes wird Ihnen klar sein.

Selbst Ronge's „Zuruf" und seine „katholischen Dichtungen" tragen noch das Gepräge einer Dämmerung der Wahrheit, die von seiner reellen Wirksamkeit unendlich weit übertroffen wird. Auf die Praxis aber kommt es hier an.

Dies Verhältniß wird von allen denen übersehen, die sich einfach an die Worte der neuen Reformatoren und an die zensirten Zeitungen halten, oder gar gelehrte, tiefsinnige, poetische und philosophische Forderungen an die Führer dieser Bewegung stellen. Ihr Verdienst ist die Sympathie mit dem Volke und die Sympathie des Volkes mit ihnen — etwas bisher ganz Unerhörtes unter uns; — und diese Bewegung des Volkes in Masse läutert Alle, die dabei sich wirklich zu betheiligen fähig sind, von selber. Die Führer müssen nothwendig dieselben Fortschritte machen, die das Volk macht, und der Fortschritt des Volkes von dem Widerwillen und der Gleichgültigkeit an dem alten verblichenen Ideal zu einer großen ernstlichen Begeisterung für eine freiere Form des Lebens und

Denkens ist ein ungeheuerer Aufschwung. Die Freiheit wird dadurch Herzenssache des Volkes, und die Erfahrung davon muß die Führer heben und die edle Seite ihres Geistes zur raschen Entwickelung bringen.

Die Rückkehr zu dem religiösen Interesse ist daher kein Abfall von der Freiheit, sie ist nichts anderes als die Rückkehr zu der Quelle aller Bewegung, zu dem Herzen des Volkes, sie ist kein Verlassen der philosophischen und politischen Freiheitsideen, sie ist vielmehr eine Konzentrirung des ganzen bisherigen idealen Erwerbs zur einfachen Gemüthsbewegung.

Ist die Bewegung nun fähig, sich durchzusetzen und das Volk in immer größeren Kreisen zu ergreifen, woran wir keinen Augenblick zweifeln, so kann ihr Resultat kein anderes sein, als die theoretische und praktische Befreiung der Teutschen im Sinne unserer Zeit. Was sich das Teutschthum träumt, was sich die „Christlichen" vorspiegeln, was wirklich Patriotisches und Dogmatisches in den einzelnen Theilnehmern lebt und kocht, — Alles dies wird von der unerbittlichen Flamme der Philosophie geläutert und von dem Zeitgeist in die klaren Zwecke der humanen Freiheit verwandelt werden.

Können die „Christen" ein neues Dogma machen? Nein! Warum nicht? Weil es niemand interessirt.

Können die „Teutschen" etwas spezifisch Teutsches machen? Nein! Warum nicht? Weil ihre Philosophie und Bildung, weil mit Einem Wort die Freiheit, die sie ja doch nur wollen, unter welcher Form es auch sei, kein Monopol des teutschen Namens, sondern etwas Allgemeines ist.

Das aber ist allerdings ächt teutsch bei der ganzen Angelegenheit, daß man bei dem Prinzip und bei der Reinigung des Herzens beginnt, daß man die Freiheit zur Gemüthsbewegung und zur speziellen Erfahrung des ganzen Volks macht, bevor man zur politischen Reform gelangt.

Auch vom Christenthum kann die Bewegung nur das Wahre, den eigentlichen Sinn und Zweck, nicht das Unwesen einnehmen. Nimmt man das Christenthum in seiner dogmatischen, abstrakten,

himmlischen Form, so wird es eine unerreichbare Unmöglichkeit: vom Himmel und seiner Seligkeit macht niemand die Probe. Das himmlische Christenthum und die Freiheit nach dem Tode ist die Fahne der Reaktion. Nimmt man sich dagegen vor, das Christenthum zu realisiren, d. h. sein wahres Wesen, den Menschen, zu realisiren, so wird es die Fahne der Freiheit. Das dogmatische Christenthum ist Reaktion, das praktische Christenthum ist Freiheit und Humanismus.

Das Volk steht der Praxis des Christenthums, „alle Menschen sollen gleich und Brüder sein," viel näher, als den Theorieen von den himmlischen Dingen, die auch für den einfachen Verstand selbst, ohne alle Unterstützung der Naturwissenschaft, zum wenigsten problematisch sind.

Die Realisirung der Religion, die mit dem sozialen Idealismus des Christenthums, der Liebe, Ernst macht, ist daher ein gewaltiger Strich durch die Rechnung der Reaktion. Vergebens hat sie mit der Religion gebuhlt, vergebens hat sie nach der Aechtung der Philosophie an das Christenthum appellirt; sie ist im Begriff in letzter Instanz ihren Prozeß zu verlieren. Die Religion selbst, das Herz mit seinen feurigsten Wünschen wendet sich gegen sie; und je voller sich die Kirchen der „wiederhergestellten, d. h. der verwirklichten Religion" drängen, desto unmöglicher werden die alten wüsten Träume der „geistlichen und weltlichen Herren." Das teutsche Volk braucht weiter nichts, als diesen Aufschwung für die Realisirung der Religion allgemein zu machen, um alles Pfaffenthum und alle Despotie mit einem Schlage los zu sein.

Diese Bedeutung muß jeder Mann von Einsicht der Bewegung zugestehen. Die protestantischen und katholischen Priester, welche daran herummäkeln, weil sie von ihrem Kohl und ihrem theologischen Sauerteig gar nichts darin entdecken, die Zöpfe, welche an der Begeisterung die Gelehrsamkeit und an der Befreiung des Herzens den Staub ihrer Hörsäle vermissen, denen die Freiheit nicht positiv genug ist, weil sie nur den freien Menschen, nicht den Pfaffen ponirt, — diese unverbesserlichen Feinde der Menschheit, die es vorhersehen, daß sie auch hier wieder nur die

Motten sein werden, die in das neue Licht fliegen, nicht die Gäste bei dem Fest, zu dem es leuchtet, — haben bei dieser Gelegenheit nur die Einsicht, daß sie keine Aussichten haben.

Der liberale protestantische Geistliche und Professor bedenkt vor allen Dingen seine Pfründe und seine Stellung. Die Freisten selbst werden immer dümmer, je mehr sie werden, so Dräsecke und Großmann und nun gar wenn einer an einer Universität berühmt wird! er ist für immer mit seinem Kohl identifizirt. Eben so traurig steht es mit den liberalen Katholiken, wie Wessenberg und Kuenzer. Sie erschrecken vor den Sektirern; der eine bleibt bei der „Kirche;" der andere will die Pfaffen durch die versammelten Pfaffen reformiren. Diese „aufgeklärten würdigen Männer" wollen keine Freiheit von den Pfaffen, höchstens etwas freiere Pfaffen.

Die Zeit dieser Halbheiten, der Ruhm, in einer absurden Stellung ein leidlich vernünftiger Mensch zu sein, der Liberalismus der jetzigen Theologen, nicht mehr die Menschen, sondern nur ihre Schriften vernichten zu lassen, die Ehre, Alles mögliche zu wissen, nur nicht, wo uns der Schuh drückt, nur nicht, wo uns die Kehle zugeschnürt wird, nur nicht, wo die Welt verwüstet, die Menschheit verderbt wird — der Ruhm und die Ehre dieser „Weisen" geht rasch zu Ende.

Es handelt sich jetzt nicht mehr um die verborgenen Tiefen der Weisheit, sie sind hervorzuheben; es handelt sich nicht mehr um gelehrte und geniale Prozeduren in Kunst und Theorie, sie sind zu verwandeln in gescheidte und geniale Thaten für's Volk. Dieser Vorgang ist da. Er ist sehr unerwartet und in einer ganz neuen Schicht der Gesellschaft zum Vorschein gekommen. Es gehörte dazu weniger Hochmuth, als die Schriftgelehrten und Pharisäer besitzen, und mehr Zusammenhang mit dem Volke selbst, zugleich aber die Erfüllung des eignen Herzens mit dem gründlich befreienden Pulse unserer Zeit. Ehre den Männern, welche die neue Reformation unternehmen und ausführen. Es gehört viel mehr Charakter, viel mehr Takt, viel mehr Verstand dazu, als unsere Schulfüchse hinter dem Ofen sich träumen lassen.

Aber nicht nur die Philister, die Pedanten, die herrschsüchtigen Theologen und die gemeinen Pfaffen treten der Bewegung entgegen; viel schlimmer ist die Politik der römisch-östreichisch-bairisch-französisch-preußischen Konservateurs. Diese ganze ungeheure Conspiration der gegenwärtigen Legitimität, vor der die Freiheit in Europa ängstlich, wie ein verlöschendes Licht flakkert, bis, wie es scheint, sie sich entschließen, mit Einem Hauch ihres reaktionären Odems die arme Seele der alten Welt auszublasen, diese Politik ist der Hauptfeind. Aber wie der teutsche Philister die ganze Welt der Despotie als Atlas-Michel trägt, so ist seine Befreiung die Entfesselung Europa's. Dies Bewußtsein ist mächtiger, als das Religionsbekenntniß. Rede sich daher niemand ein, den Baden und Preußen etwa noch nicht aus dem Traume gerissen hätte, — die protestantischen Regierungen müßten wenigstens die Teutsch-Katholiken begünstigen, weil sie Protestanten sind. In dieser Region gibt es keine Protestanten. Alle Machthaber sind von der unglücklichen Doktrin erfüllt, daß Obskurantismus und Katholizismus in ihrem Interesse, geistige Freiheit gegen ihr Interesse sei; und wenn sie sich's recht überlegen, so wünschen sie die Reformation so gut als die Revolution dorthin, wo der Pfeffer wächst. Sie lieben an der Reformation nur die Beschränktheit des starren Bekenntnisses an alle mögliche Unvernunft zu glauben, sie lieben diese unter die Bank gesteckte Vernunft, wie Luther sich klassisch ausdrückt; aber sie hassen an der Reformation den Geist, der in alle Wahrheit leitet und die Menschen befreit.

Auch wäre es der Tod der Bewegung, wenn sie z. B. in dem jetzigen Preußen legitim würde. Dahin ist es gekommen. Preußen braucht sich eines Aufschwungs nur ernstlich anzunehmen, um ihm sofort alle Herzen zu entfremden und nichts ist in und außer Preußen so populär, als die Opposition gegen das reaktionäre preußische System. Die populäre Bewegung ist das Einzige, wodurch der Haß von Preußen genommen, ihr Sieg das Einzige, wodurch Preußen wieder zu einer ruhmvollen Rolle gelangen könnte, ruhmvoll grade jetzt, wo das Bedürfniß, dieses gigantische Netz der Reaktion, von dem Europa übersponnen ist, zu zerreißen, fühlbarer, als je geworden ist.

Aber warum schlägt man die Bewegung nicht mit Gewalt nieder? Man will der protestantischen öffentlichen Meinung, die natürlich für den Teutschkatholizismus ist, nicht in's Gesicht schlagen; man will aber auch die Katholiken nicht beleidigen, darum thut man nichts für die Reformation. Nur Würtemberg macht, wie gewöhnlich, eine rühmliche Ausnahme. Baden dagegen scheut den Haß der Freiheit nicht, weil es sich schon für eminent frei hält. Die ursprüngliche Begünstigung, welche die Teutschkatholiken von Preußen erfuhren, entsprang aus einem leicht erklärlichen Irrthum über die Sache. Man hielt Ronge für einen beschränkten Kopf und die ganze Bewegung höchstens für eine protestantisch-bornirte Glaubenssache, wie die Nüanze Czersky, dachte also, sie würde eine passende Ableitung von der Politik und zugleich eine Genugthuung gegen Rom und Baiern sein, welche bei Gelegenheit des Erzbischofs von Köln dem offiziellen Protestantismus so übel mitgespielt. Noch ganz vor kurzem hat Preußen sich in diesem Sinne über die Zumuthung der Unterdrückung ausgesprochen, um die freie Welt zu gewinnen. Aber wie rasch sieht es sich enttäuscht und die Welt aufgeklärt! Mit der liberalen Linken überreicht es diese hübsche Note und mit der reaktionären Rechten „zieht es die Zügel straffer" und leitet Prozesse und polizeiliche Verfolgungen gegen Ronge und Wislizenus ein.

Nur Baiern und Oestreich sind ungenirte Unterdrücker der neuen Reformation, wie sie es von der alten auch waren. Sie machen keinen Anspruch mehr auf die Sympathieen freier und vernünftiger Menschen und schwelgen in dem wunderbaren Gelingen der Reaktion. Sie spielen va banque! sie halten den endlichen Sieg der Philosophie und Bildung für eine Chimäre, den der Freiheit aber für den Weltuntergang, gegen den man sich wenigstens bis auf den letzten Augenblick wehren müsse.

Diese verzweifelte Maxime steckt in Preußen, Baden und Sachsen nur einzelnen Individuen im Kopf, sie kann unmöglich Staatsmaxime werden, weil sie der Geschichte und dem Volksbewußtsein, das durch sie erzeugt ist, zuwiderliefe. Die religiöse Freiheit, und wäre sie noch so gründlich, muß sich in Teutschland durchsetzen, weil alle Bedingungen dazu gegeben sind.

Wie weit es aber, selbst in einem Lande wie Baden, Einzelne in der Maxime der ungenirten Unterdrückung bringen können, davon gibt uns die Verfolgung des Mannheimer Journals durch den Spanier Uria-Sarachaga, der es ganz im Interesse der Jesuiten zensirte, ein Beispiel.

Herr von Struve, der Redakteur, ist Jurist und macht mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit alle Chikanen der Gerichts- und Verwaltungsprozeduren durch. Der Zensor ist eben so beharrlich im Streichen, namentlich der ganzen Teutsch-Katholischen Bewegung, die er ohne weiteres zur Angelegenheit einer „Sekte" herabsetzt, und der Berichte gegen Luzern, der Nachrichten aus Leipzig und Königsberg, die gegen die Jesuitenpartei sprechen. Struve's Buch, die Aktenstücke dieser Zensur, enthält lediglich in den gestrichenen, von Struve rothgedruckten Artikeln, eine fortlaufende Geschichte der Teutsch-Katholischen Bewegung vom Juli dieses Jahres an.

Welch' ein Zustand! und welch ein Schauspiel, einen loyalen, freien Mann, wie Struve, unter einem solchen Joch zu finden; und das ganze Verfahren läuft noch dazu, wie Struve klar nachweis't, gegen das geltende Gesetz Badens. Dies Verfahren ist nur darum möglich, weil der teutsche Bund dies kleine Land unter seine Politik zwingt und in Preßsachen rechtlich ungültige Befehle des Fürsten zur Beseitigung von Gesetz und Verfassung ausgewirkt hat.

In Frankreich und England ist die Praxis freier, als das Gesetz, in Teutschland finden wir in diesem Fall die Gesetze frei und die Praxis despotisch. Es folgt daraus, daß wir Struve's Beispiel nachahmen und die Presse, wie das Staatsleben auch in der Wirklichkeit befreien.

Durch das Zusammenrücken der Korrespondenzen über dieselbe Angelegenheit, die Struve in seinen Aktenstücken vornimmt, entsteht ein treuer Spiegel der Perfidie, welche die Reformbewegung begleitet, so wie des Aufschwungs, den diese nimmt, sobald man sich überzeugt hatte, daß sie kein Produkt der preußischen Kabinetspolitik, sondern der preußischen Opposition ist.

Folgen wir ein wenig dem Struve'schen rothen Faden! Am 7ten Juli feiert man in Heidelberg die Befreiung Steigers und erklärt sich bei großer Theilnahme des Volks für einen geistigen Kampf gegen die Jesuiten, deren Eindringen an allen Orten die Bürger beunruhigt. Warum streicht der Zensor diese Mittheilung? Man dachte sich damals in Heidelberg diesen Kampf noch in der alten unbestimmten Weise; und doch hatte er in Preußen schon seine bestimmte Form und Gestalt durch die Gründung freier Gemeinden angenommen. Erst später wurde dann auch in Baden dieser Schritt gethan. Der Zensor korrigirt überall für „Teutsch-Katholiken" „Sekte" oder „Dissidenten" offenbar in dem Gefühl, daß es sehr übel wäre, wenn es sich hier um mehr, als eine theologische Kaprize, wenn es sich um die ganze Freiheit handelte.

Die preußische Regierung ist eben so fein, als der badische Uria. Hatte man den heiligen Rock gewähren lassen, so begünstigte man noch entschiedener die Berliner Konferenzen der hierarchischen Orthodoxen. Stahl in Berlin hat die Unverschämtheitheit, „nur für jetzt von Zucht- und Beschimpfungsmittel gegen die Ungläubigen abzurathen, erst wenn die Mehrzahl in den Gemeinden an das Evangelium glaube, könne man dazu schreiten." Man protestirt in Masse gegen diese liebliche Aussicht, jeder der noch heile Daumen hat, denkt an die Daumschrauben. Dann verbietet das preußische Ministerium, den Teutschkatholiken den Mitgebrauch der protestantischen Kirchen zu gestatten. Nun erscheinen die Proteste der Provinzen und Behörden, vornämlich Schlesien wendet sich gegen die pfäffischen Umtriebe in Berlin, eine Erklärung erscheint, eine Art Glaubensbekenntniß zum Schutz und Trutz, „möge sich das Pfaffenthum in der Robe oder in der Uniform zeigen." Die Menschen drängen sich zur Unterschrift. Eine ganz neue und unerwartete Opposition!

Eben so wie den Plänen des Herrn Stahl erging es dem Ministerialreskript. Die schlesischen und ostpreußischen Gemeinden weigern sich zu gehorchen. Die Behörden berathen sich. In Breslau bringt der Präsident des Konsistoriums, Gr. von Stolberg, in Vorschlag: „die Landwehrbataillone einzuziehen und mit

denselben die ungehorsamen Orte zu besetzen." Als man mit Recht dagegen einwendete, eine solche exzentrische Maßregel werde die Gemüther noch mehr erbittern und Oel in's Feuer gießen, ließ er sich in seinem Glaubenseifer also vernehmen: „das wäre eine schlechte Behörde, die ihren Befehlen nicht auch Gehorsam zu verschaffen wisse." Zum Glück ist sein Vorschlag nicht zur Ausführung gekommen, obgleich aus mehren Provinzialstädten gemeldet wurde, „daß es ihnen an Macht gebräche, die Gemeinden mit Ernst zur Befolgung des ministeriellen Gebotes anzuhalten." Eben so in Danzig. Das Ministerialreskript wurde durch Kabinetsordre aufgehoben.

Welch ein Faktum, welch' eine Lehre! Wagt es frei zu sein, und ihr seid es, d. h. wagt es, eure freien Gesetze für verbindlich und eure despotische Praxis für ungültig zu erklären; und ihr seid so viel, als ihr schon vor 30 Jahren hättet sein können, wenn ihr nicht damals euch selbst und eure Freunde, wozu ich auch den Staatskanzler Hardenberg und den Minister Humboldt rechne, feig im Stich gelassen hättet. — Die Zeiten haben sich gebessert. Man hat so viel Gedächtniß, daß das Landrecht und die Geschichte den Preußen Religions-Freiheit garantiren und man wird sich allmählig auch noch auf andere Garanticen, die in der Gesetzsammlung enthalten sind, besinnen.

Höchst bebeutend ist die Nachricht von Ronge's Besuch in Ost- und Westpreußen und über die Reinigung der dortigen Gemeinden von den Meßgewändern und von dem übrigen Kram der unklaren Ezersky'schen Richtung. An Dowiat, der später von Marienwerder nach Danzig gezogen wurde, gewann Ronge einen fähigen Kopf für die gereinigte Reform. Der Teutsch-Katholizismus dringt auch nach Süd-Teutschland. Am 3ten August meldet schon das Frankfurter Journal: „der Lawine gleich, die klein und unscheinbar begonnen und am Ende mit unaufhaltsamer Gewalt Alles auf ihrer Bahn mit sich fortreißt, breitet sich der Teutsch-Katholizismus immer mehr aus." Der Zensor des Mannheimer Journals streicht die Lawine des Frankfurter; aber mit verstärkter Gewalt gießt der Autor sie ihm und der ganzen Re-

aktion in seinem Buche über den Kopf, die Geschichte sekundirt, und die Reform breitet sich auch über Baden aus; selbst die liberalen Pfaffen mit ihrer projektirten, nicht einmal erreichbaren Kirchenversammlung können sie nicht aufhalten.

Die Stolzenfelser Versammlung, kurz vorher die Hallische Rede des Königs von Preußen! Der König „zieht die Zügel straffer", die Versammlung der protestantischen Freunde werden verboten, neue Prozesse gegen hervorstechende Personen werden eingeleitet. Struve's Buch bringt gegen das Ende folgende Korrespodenz aus Königsberg: „Die Stimmung der Gemüther in hiesiger Stadt und Umgegend wird immer bedenklicher. Zu dem politischen und religiösen, allenthalben verbreiteten Zündstoffe tritt die Noth des Landes, die vorjährige und die diesjährige Mißerndte hinzu. Die Zusammenkünfte im Böttchershöfchen sind verboten, die Gesellschaft der protestantischen Freunde ist aufgelößt. Auf der Presse lastet der Druck der Zensur. Alle Sicherheitsventile sind verstopft. Wir sehen einer trüben, verhängnißvollen Zukunft entgegen. Der Landmann verkauft Hab' und Gut, bringt das Gelößte durch und sucht Heil in der Auswanderung. An den geistigen, der Regierung misliebigen Bestrebungen, nimmt nicht nur der Bürger- sondern auch der Gelehrten- und Staatsdienerstand lebhaften Antheil. Daß unter diesen Umständen die nächste Zukunft uns mit großen Gefahren bedroht, ist hier allgemein verbreitete Ansicht."

Auch dies hat die Zensur unterdrückt. Ist darum die Sache weniger bekannt, und wenn sie weniger bekannt wäre, könnte man sagen, daß sie darum weniger bedeutend wäre? Würde die Krankheit Preußens, welche man die zurückgetretene Freiheit nennen könnte, durch vollständige Ignorirung zu kuriren sein? Nimmermehr! Sie ist nur zu kuriren durch den Ausbruch der Freiheit aus allen Poren, und von diesem großen Heilungsprozeß ist die religiöse Bewegung der Anfang.

Struve's Buch ist nicht blos ein religiös-politisches, es ist auch ein juristisches Phänomen. Der Fall, daß Juristen mit Geist, Talent und Beharrlichkeit ihre Sachkenntniß für die Freiheit ausbeuten, wie dies der Prokurator Leu, der Stadtgerichtsrath Simon und hier von Struve thut, ist eine ganz neue, sehr

wichtige Begebenheit. Nichts unterjocht die Menschen mehr, als die heutige Jurisprudenz, aus dem einfachen Grunde, weil die ganze positive Gesetzgebung im Interesse der willkürlichen Herrschaft, die man zu teutsch Despotismus nennt, zu Stande gekommen ist. Das Studium und die Praxis der Juristerei verdummen auf gleiche Weise und bringen noch nebenbei den Bettelstolz auf dieses Nichts von Freiheit, auf diesen Mangel alles wahren Rechts hervor.

Um so ehrenwerther ist es von Struve, daß er die freien Momente, in denen sich die absoluten Gesetzgeber vom Liberalismus haben überaschen lassen, hervorhebt und benutzt. Nicht auf alle Gesetze, nur auf sehr wenige kann man sich berufen und diese wenige ins Treffen zu führen, ist so ziemlich dem Hochverrathe gleich. Wenige haben dies bisher gewagt. Aber Struve geht noch weiter, er kritisirt mit den guten Gesetzen die schlechten „Befehle" und „Beschlüsse," und hat, wie sich das von selbst versteht, darüber eine Unzahl Prozesse zu bestehen, d. h. man beruft sich hier von diesem freien auf die unfreien Juristen, seine Kollegen und es wäre sehr zu verwundern, wenn er ungestraft davon käme. Die Sache ist diese: (vergl. Struve Actenst. S. 93) Struve berichtet aus Mannheim vom 1. August: „Der in der Buchhandlung von J. Bensheimer hierselbst erschienne und vorgestern mit polizeilichem Beschlag belegte „Briefwechsel zwischen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten, herausgegeben von Gust. von Struve" ist gestern auch mit gerichtlichem Beschlage belegt worden. Als Grund für die gerichtliche Beschlagnahme wurde angeführt:"

„S. 194 der vorliegenden Denkschrift sei die Behauptung aufgestellt, daß die Karlsbader Beschlüsse das Verbrechen des Hochverrathes begründeten; da die großh. badische Regierung die damit gemeinten provisorischen Verfügungen der hohen Bundesversammlung bekannt gemacht habe, und noch an deren Befolgung festhalte, so sei jene Aeußerung als ein auch der badischen Regierung gemachter Vorwurf der Theilnahme an einem Verbrechen, folglich als eine Beleidigung dieser anzusehen. Deshalb und da die erste Hälfte der S. 193, der 2. Satz

der 3. Seite und den Schluß des 5. Briefes (S. 12. 13.) eine mehr oder minder direkte Aufregung zum Ungehorsam gegen die bestehenden Gesetze resp. die sie vollziehende Staatsgewalt enthalte, werde die polizeilich verfügte Beschlagnahme richterlich bestätigt."

„Die inkriminirten Stellen lauten wörtlich wie folgt: S. 194. daß die Karlsbader und Wiener Beschlüsse das Verbrechen des Hochverrathes begründen, habe ich bereits in früheren Briefen nachgewiesen."

„Es handelt sich also hier nicht von einer Schimpfrede, sondern von einer juristischen Deduktion. Es fragt sich daher, ob die Thatsache, auf welcher sie beruht, wahr, und die Schlußfolgerungen, welche daraus abgeleitet wurden, richtig sind. Ist dieses der Fall, so müssen sich alle dabei betheiligten Personen diese Anschuldigung gefallen lassen, weil sie wahr ist. Die Thatsachen beruhen auf Notorität, die Form der Darstellung ist nicht angegriffen worden. Wären daher auch die aus denselben abgeleiteten Schlußfolgerungen irrig, so könnte dieser bloße Verstoß gegen die Logik nicht einem Verstoß gegen das Strafgesetz gleich geachtet werden. Einer Regierung hat aber von Struve das Verbrechen des Hochverraths nirgends vorgeworfen, weil er als Jurist weiß, daß eine moralische Person ein Verbrechen nicht begehen könne. Die betheiligten Diplomaten aber müßten nach unserem Preßgesetz selbst klagend auftreten, wenn sie den sie treffenden Vorwurf von sich abwälzen wollten."

„Die weiter angegriffenen Stellen lauten wörtlich, wie folgt: S. 193. Diejenige Ordnung der Dinge, welche sich gründet auf Unrecht und Unfreiheit, erkenne ich nicht an. Landständische Verfassung, Preßfreiheit, Religionsfreiheit und Handelsfreiheit sind im politischen Leben, was im Familienleben Hab und Gut, Frau und Kind sind. Unsere Regierungen sollen uns herausgeben, was sie uns widerrechtlich entrissen, dann wird jeder Ehrenmann geneigt sein, das begangene Unrecht zu vergessen. Allein so lange sie auf ihrem Unrecht beharren, kann und darf kein Frieden sein zwischen dem deutschen Volk und den deutschen Regierungen. Dieser Friede wäre erkauft mit unserer Schande, diese Ruhe gründete sich auf unsere Herabwürdigung, diese Ordnung wäre die Folge der Un-

kehrung aller Begriffe und aller Gefühle, von welchen der strebende Mann nicht abweichen soll, so lange seine Pulse schlagen."

„Der zweite Satz der dritten Seite sagt: Glaubst du, die teutsche Nation werde noch lange die Fesseln tragen, welche die Karlsbader und Wiener Beschlüsse ihr anlegten?"

„Endlich der Schluß des 3. Briefes (S. 12. 13.) lautet folgendermaßen: Ich möchte daher doch den teutschen Diplomaten rathen, nicht allzufest auf die vielgerühmte Geduld der Teutschen zu pochen. Was dieselben seit dem Karlsbader Kongreß als Krankheitszeichen zu beklagen belieben, dürften doch vielleicht Zeichen der Ungeduld sein. Die der freien Entwickelung der Nation entgegengesetzten Schranken sind als solche erkannt worden. So lange die Zahl der bei diesen Schranken angelangten Vorläufer gering war, mochte man sie wohl zerstreuen. Allein allmählig rücken die Massen nach. Mit jedem Tage vermehrt sich das Drängen. Die Nation will ihren Entwickelungsgang gehen, und überzeugt sie sich, daß dieses nicht anders möglich ist, als vermittelst gewaltsamer Zertrümmerung der ihr entgegengestellten Hemmnisse, so gerathen diese in große Gefahr, durch die Kräfte der Massen beseitigt zu werden."

„Ob die inkriminirten Stellen etwas Verbrecherisches enthalten, so schließt Struve, oder ob nicht vielmehr eine wohlgemeinte, aus genauer Kenntniß der Nation abgeleitete Warnung — diese Frage wird vor unseren Gerichten öffentlich verhandelt werden."

Man hat die öffentliche Verhandlung streitig gemacht; aber diese Frage, die Hauptfrage der teutschen Gegenwart, ist in Jedermanns Munde, es gibt kein Mittel mehr gegen sie, und eben so allgemein bekannt ist die Antwort. Das Gericht, so berichtet uns der 2. Theil des Struvischen Aktenstückes, der uns noch vor dem Drucke dieses Artikels zu Gesicht kommt, hat Struve freigesprochen. Das geheime Gericht, die verborgene Regierung, die verfälschte Presse breiten eine dichte Nebelwolke über Teutschland; und dennoch bleibt die wirkliche Lage der Dinge kein Geheimniß. Der Druck dieser Finsterniß selbst ist ein Feuersignal der Freiheit. Wozu wäre die Unterdrückung nöthig, wenn nicht alle Köpfe zu freien Gedanken, alle Herzen zu großen Sym-

pathieen sich erhöben? Warum zensiren die Nordamerikaner ihre Zeitungen nicht? Weil es überflüssig ist.

Die Staatskunst ist eine Steuermannskunst. In Teutschland brauchen die Piloten den Nebel, um die Klippen zu vermeiden. Welch ein Widersinn! Die Opposition ist die Klippe. Sie existirt im Nebel so gut, als im hellen Sonnenlicht, und während die Regierung sich nur mit ihrer Polizeilaterne aufklärt, hat das Publikum im Nebel selbst sehen gelernt. Eine Signalsprache, statt der deutlichen Rede der freien Presse, eine allgemeine Freimaurerei, statt der öffentlichen Meinung ist eingeführt, die Worte sind zurückgetreten in das Herz der freien Männer, seitdem die Sache selbst nicht mehr gesagt, sondern nur verwünscht und besiegt werden darf. Die Unterdrückung erzeugt von selbst den Gegenstoß.

Diese Wahrheit spricht sich in allen Erscheinungen der letzten Zeit aus. Die Journale werden verstümmelt; man lieset zwischen den Zeilen. Die Wuth gegen die Freiheit wird zur Zerstörung; man publizirt wie Struve, die Zeitungen als Bücher über 20 Bogen. Die Schriftsteller werden verwiesen, prozessirt, eingesperrt; es treten immer neue, immer kühnere, immer glücklichere auf. Die Philosophie wird verboten; sie verdichtet sich zur Religion. Die Bücher werden verfolgt; lebendige Personen treten auf die Bühne. Diese versammeln das Volk, sie werden entsetzt, verklagt, und zum Schweigen verurtheilt; das Volk versammelt sich ohne sie und jeder aus dem Volk ist ein Redner. Auch dagegen gibt es ein Mittel: die öffentlichen Redner werden bestraft; aber die Freiheitskrankheit ist unverwüstlich: die Menschen denken, dichten, schreiben, reden, — existiren. Endlich scheinen die Einzelnen überwältigt, dieser Redakteur, dieser Literat, dieser Redner, dieser Lichtfreund, dieser Prediger; da treten die Behörden, die Massen, Alle treten auf, die Lebehochs bleiben aus, das Leben und Lebenlassen ist vorüber, Pereats ertönen, die Hähne knacken, Tirailleurs und Pelotons geben Feuer, hier stürzen die verhungerten Meuterer, dort die friedlichen Spaziergänger; der Rothstift des Zensors hat sich in Büchsenkugeln verwandelt, die ausgestrichenen Gedanken in ausgestrichene Menschen; und die Ruhe herrscht in Teutschland. Die Ruhe? —

Welch eine Entwickelung! und in wie kurzer Zeit! Ist dies das alte Teutschland? Ist diese geknechtete, beschossene, zu Paaren getriebene, grollende Masse das alte philosophische, geistesfreie Teutschland? Es wetteifert im Verbannen mit Spanien, im militärischen Zuschlagen mit der französischen Reaktion, im Geistesdruck mit den italienischen Pfaffen; aber es stehen Männer auf, wo man nur Lumpe zu finden dachte, Helden, wo arme Sünder, Priester werden Befreier, Soldaten denken und reden, Beamte führen das Wort der Opposition. Schon ist es überflüssig zu befehlen, daß die Journale nicht für das große Publikum geschrieben werden sollen; das große Publikum weiß ohne Journale und trotz der schlechten Journale, was es will, und die Journale würden äußerst interessant sein, wenn sie nur so viel berichten dürften, als das große Publikum denkt und will.

Sowohl die religiöse, als die politische Stimmung (und wir haben gesehen, daß beide dieselbe Bewegung sind), die sich aus den Schriften, Reden, Versammlungen, Kammerdebatten und Regierungsmaßregeln ergibt, beweißt das allgemeine und tiefgefühlte Bedürfniß — nach Freiheit.

Die Ausbreitung der Bewegung ist nicht mehr zu läugnen, die Massen sind in sie verwickelt, ja die Majorität ist ihr gewiß, sobald sie ein gewisses, philiströses Maß nicht überschreitet. Nun wird es aber auch zum Gewährenlassen dieser Mittelmäßigkeit nicht kommen; die Gegensätze sind unversöhnlich. Jede Konzession wäre nur ein Versuch der Reaktion, die Bewegung um ihre Früchte zu betrügen. Nichts ist gewonnen, was nicht ohne Widerrede von der allgewaltigen Begeisterung und Uebereinstimmung ganzer Bevölkerungen erobert wird. Die Geistesfreiheit wird genommen, gewährt wird sie nicht: die Preßfreiheit kann nur thatsächlich existiren; wenn die ganze Masse des Volks sie nicht mehr entbehren kann, so wird sie sein allen Gesetzen zum Trotz, wie jetzt alle guten Gesetze sie vergebens dekretirt haben: die politische Freiheit ist ganz in demselben Falle.

Es ist daher nur ein Heil für Preußen und für Teutschland, der vollständige Sieg der jetzigen Bewegung über die Reaktion. Was die Protestanten so lange, als einen Ausruf der

Verzweiflung zu sagen pflegen: „es ist um katholisch zu werden!“ das wäre jetzt vielleicht ein guter Wurf der That, nur mit der geringen Veränderung daß sie sagten: „es ist um teutsch-katholisch zu werden.“ Der protestantische Name ist so herunter, daß an ihm nichts mehr zu verlieren, die protestantische Wirklichkeit so in die leere Geistesfreiheit verrannt, daß mit ihr nichts mehr zu gewinnen ist. Doch es kann noch nicht erkannt werden, wie die Sache sich wenden wird.

Wenn der Dichter recht hat, welcher uns ruft:

„Frei sein ist nichts, frei werden ist der Himmel!“

so ist Teutschland jetzt glücklich. Es kommt nur darauf an, sein Glück nicht durch Erschlaffung zu verscherzen.

Zürich den 15. November 1845.

Nachträgliches (über Gervinus „Mission der Teutsch-Katholiken.“)

Als ich meine Bemerkung über die „gegenwärtige teutsche Bewegung“ niederschrieb, war mir das Buch des Herrn Professor Gervinus: „die Mission der Teutsch-Katholiken“ noch nicht zu Gesicht gekommen. Ich hole hier Einiges nach. Nicht, daß die Lektüre meine Ansicht geändert, nein, sie hat sie nur bestätigt. Gervinus ist im Ganzen für die Sache, und wenn er, so aufgeklärt er sonst ist, noch in der Form einer etwas zurückgebliebenen Bildung redet, von der „Mission der Teutsch-Katholiken,“ als wenn die allerhöchste Majestät diese Leute herabgesendet, von der „Einheit Teutschlands,“ ja, sogar von „unserm Adel,“ als existirte noch die ganze Herrlichkeit des heiligen römischen Reichs; so ist er vielleicht grade mit all seinen Illusionen, Beschränktheiten und Unklarheiten, die ihn oft in Einem Zuge die entgegengesetztesten Wendungen nehmen lassen, einem großen Theil des gebildeten Publikums bequem. Die nackte Wahrheit verletzt, die Sache selbst ist oft eine Unmöglichkeit. Der Dämmer also hat seine Verdienste, er schreckt nicht, im Gegentheil er gewinnt, er hält hin; und wenn dann die Sonne der Wirklichkeit aufgeht, so sind die Augenlider zum wenigsten geöffnet. Dies Verdienst hat Gervinus Darstellung. Und seine Mängel sind lehrreich. Einen

großen Theil seiner Ausführung nimmt der Skrupel und die Beseitigung des Skrupels ein, ob es nicht in dieser wichtigen Sache an einer großen Persönlichkeit fehle. Offenbar sind ihm die Prediger, die am Wege aufstehn, alle Welt mit sich fortreißen und ein großes Problem der Zeit ohne lange Qual auf's Geschickteste lösen, ein Räthsel gewesen. Man muß ihn nicht wenig loben, daß er sich die Sache am Ende noch richtig zurecht legt und die Macht der Zeitbildung anerkennt, vermöge der die Masse bei der ersten leichten Anregung, wie die durch Ronge war, sich selbst bestimmte. Einmal im Zuge, geht er nun weiter, und findet, die Zeit der großen Männer sei überhaupt vorüber, „die Völker träten an die Stelle der Einzelnen, und diese müßten froh sein, wenn sie die mächtig schreitende Welt nur begleiten könnten. Die instinktive Kundgebung des Volkslebens, grade dieser Antrieb des Zeit- und Volksgeistes könne Macht, Ausdauer und Sieg dieser Bewegung verheißen. Vielleicht, daß später, wenn der Trieb des Ganzen erst klar sei, einem „großen Manne" wieder die Stätte bereitet würde." Es ist gewiß, die ganz neue Erscheinung, daß große Volksmassen Eine Richtung und mit Energie einschlagen, frappirt jeden, auch den Gelehrten, der seinen primitiven „großen Mann," seinen Herrn, welcher ihn und alle andere beruft, im Kopfe hat. Darum denkt Gervinus ernstlich über dies Phänomen nach; aber nachdem er die Wahrheit richtig entdeckt hat, schließt er wieder damit: „Angesehne Katholiken möchten hinzutreten, damit man ihrem Vorgange sich anschließen könnte, und es würde ein großer Fürst sein, der diese Bewegung in seine Hand nähme;" als wenn die Bewegung nicht ihren Charakter, allgemeine Volksbildung und deren Bedürfniß zu sein, verlöre, wenn man sich durch das Ansehn der Uebertretenden und nicht durch den Drang des Herzens und die Einsicht selbst bestimmen ließe! als wenn die Freiheit der Gemeinden nicht augenblicklich verloren ginge, so wie ein Gewaltiger sich entschlösse, seine Hand darnach auszustrecken!

So fällt Gervinus aus seiner richtigen Erkenntniß wieder heraus und appellirt schließlich an den König. Ein König, der sich der Freiheit annähme, hörte auf König zu sein, und würde

ein Demokrat. Ein Fürst kann diese Bewegung nur gewähren lassen, so lang' es sich um die Einsicht der Menschen, und nicht leiten, wo es sich um die Konstituirung der Gemeinden handelt, denn diese hängt wieder von der Bildung ihrer Mitglieder ab. Die Freiheit hat keine andere Hoffnung, als plötzlich alle Herzen zu gewinnen und ihre Gegner von allem Volk verlassen zu finden.

Aus demselben Grunde, weil ihm der große Mann und der König fehlt, und er sich selbst und seiner eignen Ausführung nicht traut, hält Gervinus auch die Bewegung zuletzt noch wieder für gefährdet. „Wie die Reformation in Oestreich und in Frankreich unterdrückt worden sei, so könne auch diese Sache verloren gehn." Als es der Autor sich klar gemacht hatte, daß die Bildung unserer Zeit die religiöse Reaktion auch nur zur Reformation zurück völlig unmöglich mache, mußte er noch einen Schritt weiter thun und sich sagen, daß auch die Machthaber und sogar die äußersten Reaktionäre von dieser Bildung in Besitz genommen sind, daß sie den eignen Charakter haben (etwas Aehnliches weis't er selbst an Lavater und Zinzendorf nach), nur mit dieser Bildung selbst für die seltsamen Gelüste und Wünsche einer Rückkehr zu arbeiten. Ginge also auch die Manifestation der Bildung unserer Zeit, die in den Teutschkatholiken vorliegt, verloren, die Bildung selbst ist ohne allen Zweifel im Voraus gerettet. Und die Unterdrückung dieser Manifestation würde die Zeitbildung nur zu einem neuen, noch allgemeineren und durchgreifenderen Ausbruch zwingen. Durch die Unterdrückung der Philosophie hat man die religiöse Manifestation der Bildung nothwendig gemacht; durch die Unterdrückung der religiösen Freiheit würde man ohne weiteres Revolution machen, und nicht etwa eine Emeute oder einen gewagten Bürgerkrieg; nein, es ist niemand da, der gegen die Konsequenzen einer schlechthin allgemeinen Volksbildung zu Felde ziehen könnte. Zwingt also nur diesen einfachen Geist unserer Zeit, der seine Allmacht ohne weiteres kennt, in eine Kompression, von einiger Tollheit exerzirt, zusammen; und er wird nicht drei Tage brauchen, um eine Explosion zu machen, die Alles mit Einem Schlage an seinen richtigen Platz rückt, die Obskuranten, wie die Aufgeklärten, die Unterdrücker, wie die Unterdrückten.

Im Grunde weiß Gervinus auch dies. Er kennt den ungeheuren Unterschied unserer Zeit und die viel tieferen Wurzeln unserer Ueberzeugungen gegen die aus den Zeiten der Reformation und der Religionskriege. „Lessing und Herder seien die eigentlichen Reformatoren. Die Göthe und Schiller, die Voß und Jean Paul, die Winkelmann und Wieland, die Forster und Lichtenberg hätten sich aller Schranken des positiven Christenthums entledigt; und sie beherrschten den teutschen Geist. Ihre Bildung sei jetzt die allgemeine Ausbreitung des aufgeklärten Denkens; daher sei eine Erscheinung, wie die der Teutsch-Katholiken möglich geworden." Gewiß! und darum ist eben der Wunsch und die Ausführung der Reaktion — eine Unmöglichkeit. Wem es Vergnügen macht, auf solchen Wahnsinn sein Schicksal zu bauen, den kann man bedauern, fürchten kann man ihn nicht. Wer sich unwiderruflich dafür entschieden hat, für den kann man zittern, von ihm hoffen kann man nichts.

Gervinus ist also ein etwas konfuser Kopf, den die jungen teutschkatholischen Prediger, die vom Handwerk des Papstthums und vom Fischfange Petri aufgestanden sind, in dieser Sache bei weitem übersehen. Warum? Weil Gervinus zwar die Literatur kennt, aber keine Zeit hatte bei seiner ausgedehnten Lektüre, im Göthe und Schiller zwischen den Zeilen und im Hegel auf dem Grunde des Gedruckten zu lesen. Die Philosophen kennt er überhaupt nicht. Es fehlt ihm daher der Zusammenhang seiner eignen Gedanken, er widerspricht hinten dem, was er vorne lehrt; und eben so fehlt ihm der Zusammenhang der neusten religiösen Bewegung mit den ewigen Prinzipien, die grade unsere Zeit so rein an's Licht heraufgezogen. Dies letztere wollen wir erst nach fünf oder sechs Jahren näher erörtern; das erstere ist aber eben so lehrreich, und selbst Gervinus würde nicht dabei verlieren, wenn er es beherzigte.

Der merkwürdigste aller Widersprüche in Gervinus Buch ist dieser: „daß die Gründung einer neuen Kirche unter den Voraussetzungen unserer Theologen in unsern Zeiten nicht mehr möglich ist, daß dagegen das Ziel einer Vereinigung der bestehenden

Kirchen unter unseren geschichtlichen Voraussetzungen keineswegs unerreichbar scheint."

Die Beschränktheit der Theologen, die eine neue Position, d. h. eine Konfession und ein Dogma bei den Teutschkatholischen vermissen, die Unmöglichkeit einer neuen Konfession, weil eben die Bildung über die Schranken des positiven Christenthums hinaus sei, weis't Gervinus nach, und dennoch soll das große Ziel, das die Bewegung angeregt, sein — „die Vereinigung der Konfessionen." Es ist nicht leicht möglich, gedankenloser zu schreiben, und Gervinus ist unter den Universitätsprofessoren noch einer der denkendsten! Wenn die Konfessionen existiren, so können sie sich nicht vereinigen; wenn sie aber in der allgemeinen Bildung aufgelös't sind, wenn die Menschen sich überhaupt nicht mehr durch Bekenntnisse binden, sondern je nach ihrer Bildung dies oder das glauben oder überhaupt nicht mehr glauben, sondern denken und von sich aus entscheiden; wie können sich dann alle Konfessionen vereinigen? Die Auflösung aller Konfessionen ist eine Vereinigung der Menschen in der Vernunft und Bildung, aber nicht im Glauben. Die Vereinigung in der Bildung ist keine Verpflichtung auf bestimmte Sätze, sondern auf eine bestimmte Sitte und eine gänzlich freigelassene, nur vom Lernen abhängige Ansicht.

Eine neue Kirche und eine Vereinigung der bestehenden Kirchen in Eine, das wäre immer dasselbe, es wäre eine Kirche und wäre eine Konfession.

Hätte Gervinus, und in seinem Fall sind Unzählige, sich klar gemacht, daß Bildung nichts anders ist, als eine fortdauernde Verwandlung des Glaubens in Erkenntniß, daß also nur eine Zeit, welche die wirkliche, freigelassene Bildung ausschließt und die Herrschaft der Pfaffen über die rohen Massen dekretirt, einen Glauben oder eine Konfession brauchen kann, daß aber Kirche nichts anders heißt, als die Beherrschung des Geistes durch die Priester, die sich auch darum die „Geistlichen" zu nennen Ursache hatten; so würde er selbst weder auf eine Vereinigung der Konfessionen, noch auf eine gemeinsame Kirche antragen. Denn Gervinus will wirklich die freigelassene Bildung, wie nur Einer.

Die neuen Reformatoren, die Gervinus nennt, die großen humanen Autoren des 18. Jahrhunderts, unter denen er die Philosophen nicht mitzählt, ohne Zweifel, weil sie ihm zu theologisch sind, — diese weltlichen Männer weltlicher Bildung (denn selbst Herder zieht als Schriftsteller den Pfaffen so viel als möglich aus) sind das die Stifter einer gemeinsamen teutschen Kirche? Nun, und wenn das nicht, was sind sie? Sie sind Stifter einer allgemeinen Humanität und Bildung, in der sich keine neue Kirche, sondern eine viel höhere Form der geistigen Bewegung, die vollkommene theoretische Zügellosigkeit etablirt, welche allerdings nichts anders ist, als daß jeder sehen und zeigen darf was er sieht und zu beweisen vermag, welche aber auch weiter nichts, als die allgemeine geistige Arbeit und die humanisirte Sitte braucht, um alle höheren Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. Keine Predigt übertrifft die Werke des Geistes, der Kunst und Poesie, die in diesem ganz neuen Elemente mit weltbewegender Kraft aufschießen und gedeihen, kein Kultus erreicht die freie Kunst, die an seine Stelle tritt.

Im allgemeinen hat sich nun Gervinus von unserer Litera-
tur und Bildung hinreißen lassen, ein freier Mann zu sein, im speziellen Fall aber wird er des Zopfes aller der Redensarten, welche in Kirche, Konfession, Glauben, Protestantismus, Vorsehung, höhere Weltordnung u. s. w. liegen, nicht Herr. Er will „das Ewige im Menschen" durch die Priester „an eine höhere Ordnung knüpfen." Das Ewige im Menschen ist die Vernunft, die höchste Ordnung die vernünftige. Alle Anknüpfung an eine übervernünftige Ordnung kann nur Unordnung, Gemeinheit, Despotie und Betrug erzeugen. Gervinus steht tief unter der Freiheit, die Göthe und Schiller erreicht hatten; jene waren Menschen, er ist ein Philister.

Wie ihn „die Vereinigung der bestehenden Kirchen", so beschäftigt ihn auch „die Trennung des Staats von Kirche und Schule." Es ist ganz derselbe Mangel des Denkens wie oben, der ihn dies seltsame Problem nur aussprechen läßt.

Ist die Kirche eine Herrschaft über die Geister durch die Priester, so ist es klar, daß der Streit mit der Herrschaft des

Staats entsteht. Ist aber der Staat die konstituirte Gesellschaft in jedem Sinn, so kann der Streit mit der, wie der Blick des Auges, — zügellosen Gedankenwelt, die sich eben aus der hierarchischen Konstitution befreit hat, gar nicht entstehn, obgleich die Gedanken, in denen sich die Menschen vereinigen, fortdauernd die Konstitution der Gesellschaft alteriren. Der Staat konstituirt sich auch in Schulen und Bildungsanstalten; aber die Wissenschaft und das Reich der Gedanken schafft und gestaltet der Einzelne ganz nach freiem Entschluß und Vermögen. Im Reich des Geistes herrscht die völlig freigelassene Kraft und selbst der Uebergriff bricht sich an dem unmittelbaren Widerstande dieses elastischen Mediums. Der Gedanke, welcher der Kirche und der Kirchenherrschaft zum Grunde liegt, geht nicht verloren; er wird nur auf die richtige Weise in's Werk gerichtet. Dieser Gedanke ist die Herrschaft der Welt, gegründet im theoretischen Geiste, als freier geistiger Macht. Der Versuch einer Konstituirung des theoretischen Geistes in der Hierarchie des geistlichen Staates hat die Unmöglichkeit, diese Regim zu konstituiren, gezeigt. Es können nur die Einrichtungen getroffen werden, welche die Ueberlieferung der gewonnenen geistigen Güter sichern und die Theilnahme Aller an ihnen einleiten: die Eroberungen selbst sind immer hierin Thaten der einzelnen Köpfe. Die Päpste der freien Geisteswelt kreiren sich selbst, und es ist jeden Augenblick jedem andern erlaubt, sie zu stürzen. Jeder Staat, der sich vor dieser Anarchie fürchtet, ist eine Tyrannei und kein wahrer Staat. Jede staatliche Kreirung der geistigen Größen erzeugt keine Köpfe, sondern Zöpfe; Beispiele sind die Universitätsprofessoren unserer Zeit, Gervinus nicht ausgenommen. Der Hauptzopf ist die Rede, die sich nach den Verhältnissen, nicht nach dem Prinzip und der Einsicht einrichtet, ein Vorwurf, der sogar fast allen Männern des Prinzips, den großen Philosophen, die an unsern Universitäten gelehrt haben und immer ängstlich nach dem despotischen Regiment hinüberschielten, gemacht werden muß.

Um recht deutlich zu zeigen, wie sehr der Dämon der lügen- und lückenhaften Bildung des teutschen Zopfes den Professor Gervinus in Besitz hat, führe ich nur folgende Stelle an: „das gei-

stige und das geistliche (der Zopf nöthigt ihn dieses „geistliche" Ungethüm zwischen das „geistige" und „politische" Reich einzuschieben, obgleich er, wie wir schon gesehen haben selber im Grunde nichts davon hält) also „das geistige und das geistliche, ja, auch das politische Reich in Teutschland ist auf allen Seiten angefallen von den gefährlichsten Feinden." Offenbar liebäugelt er hier auch sogleich mit dem „politischen Reich in Teutschland", obgleich er selbst einmal in dem Musterstaat des teutschen Reichs, in Hannover, ein Haar gefunden und für einige Zeit ein Staatskritiker geworden war. Er nennt nun einige „Feinde", unter anderen den Pietismus, den Ultramontanismus, den Jesuitismus und seine Wirthschaft in Belgien und Luzern. Dann aber kommen die Hauptfeinde. Er fährt fort: „Innerlich recht im Kerne unserer eignen Bildung liegt Naturalismus und Deismus, von Philosophie, von Natur- und Geschichtskunde, von den mächtigsten Waffen des Geistes unterstützt und gefördert: und wie edel diese Bildung sich in ihrem gesunden Zustande darstellt, so widerlich greift, wie ein Wurmfraß, der von da ausgeht, der Atheismus um sich, und ein ätzender Menschenhaß, und die Negative und Verflüchtigung alles Religionsgefühls in eine herzlose Spekulation; und man schickt sich in diesem Lager zu einem propagandistischen Feldzuge an, der die ganze Masse des untersten Volkes, wie kommunistisch zu materiellem Besitz, so philosophisch zu geistiger Gleichbildung mit den höheren Ständen heranziehen soll, indem er jede Aussicht auf ein anderes Leben, jeden Trost und Hoffnung der Armen und Mühseligen untergräbt, um sie zu zwingen, auch an diesem Leben zu verzweiflen, und niederzuwerfen, was besteht, damit ein besseres aufgebaut werde. Man hat den Fanatismus des dürren Verstandes schon einmal in furchtbarer Wirksamkeit gesehen, mitten in den Schrecknissen einer Revolution", — — genug der abgedroschenen Kapuzinade! Ja man hat ihn gesehn den "Fanatismus des dürren Verstandes" in dem System von Robespierre, der die Atheisten, Cloots u. s. w. köpfen ließ und zum „Trost der Armen uud Mühseligen" Gott und Unsterblichkeit dekretirte, und später in dem Systeme der „höheren Stände, welche sich so dürr ver-

ständig fanatisirten", daß die Terroristenköpfe wie ein Mohnfeld abgemäht wurden. Die Gott- und Unsterblichkeitsgläubigen und die Geldmänner waren so fanatisch, als es die Atheisten und Kommunisten, wenn sie ans Regiment gekommen wären, nur immer hätten sein können.

Warum verklagt also Gervinus nicht ebenso gut seine Glaubensgenossen, die berühmten Rousseauschen Terroristen? Oder soll „der Fanatismus des dürren Verstandes" diese Männer etwa wirklich bezeichnen? Dann hat Gervinus nur das Eine übersehn, daß er selbst an derselben „Dürre" leidet. Nicht die Spekulation ist „herzlos", welche die Heloten der Civilisation zu Menschen machen will, nicht der Verstand ist „dürr", welcher die niedern Stände zu gleicher Bildung, wie die höheren, wenn auch nicht zu der gleichen professoralen Bewußtlosigkeit, wie sie hier Gervinus heroleiert, erziehn will, sondern die Spekulation ist herzlos, wie die des Sklavenhändlers, die dem Status quo der Unterdrückung und der Unwissenheit, worin die große Mehrheit der Menschen schmachtet, das Wort redet und der Verstand ist ganz verdorrt, der in Einem Athem anklagt und verdammt die Konsequenzen des Pfaffenthums oder der Herrschaft durch die Rohheit und die Konsequenzen der Bildung oder der theoretischen Zügellosigkeit, die sich in allen ihren Verirrungen selbst korrigirt und weder Atheisten, noch Kommunisten, noch Egoisten, noch Separatisten, noch Renomisten, noch Philister, und wären sie so groß, als Gervinus, fürchtet.

Was ist von einem gebildeten Menschen zu fürchten, wenn er wie Göthe und Hegel, Spinoza und Cloots ein Pantheist oder Atheist wäre? Gewiß nicht das Geringste. Was ist von einem rohen Menschen, von einem Sklaven, der die Kette bricht, zu fürchten? Alles, vor allem aber die Rache, und wenn er an alle Götter aller Mythologieen des Erdballs glaubte.

Es wäre Gervinus zu verzeihen, alle die konfusen Gedanken, die ihn das Böse und das gute Prinzip in Einen Hexenkessel der Verdammniß werfen lassen, für sich hinter seinem Ofen zu haben; wenn er aber die Welt belehren und eine große Angelegenheit ins Klare setzen will, so muß er vorher sich selbst klar sein. Nicht diese empirische Professoren-Figur, die in Heidelberg

für das teutsche Reich, für das geistliche Reich und für das geistige Reich zugleich fürchtet, nur ein freier Mensch, aber der auch ohne Schwierigkeit kann das große Räthsel einer gebildeten Zeit lösen, die sich frei konstituiren und darum in dem „geistesfreien" Teutschland die glückliche geistige Zügellosigkeit nicht aufgeben aber die politische oder gesellige Freiheit dazu erobern will.

Wie groß sind die kleinen Führer des Teutschkatholizismus gegen den großen Professor in Heidelberg! Ronge's Verdienst ist jetzt das aufgestellte Ei des Kolumbus. Doch thun wir Gervinus nicht Unrecht Immer klingt die Wahrheit wieder durch. In dem großen Unheil der Angriffe von Pfaffen auf der Einen, von Ungläubigen auf der andern Seite nennt er die teutschkatholische Bewegung „einzige Position, die schon jetzt ihre auffallenden Wunder gewirkt hat." Eine Position, wovon? Eine Position der Bildung und der Begeisterung des Volks für den Inhalt dieser Bildung, die Freiheit. —

Er kann es nicht anders meinen, denn er hat es im Anfang ausdrücklich gesagt.

Er nannte das Positive die Sitte des Christenthums und wollte die Duldung aller Doktrinen zum Prinzip machen. Gervinus wird also auch die wissentschaftliche Welterklärung, und die Verzichtung auf den Trost des ewigen Lebens dulden; er wird die Doktrin von der Ausbreitung der Bildung über Alle, er wird die Doktrin von der absoluten Aufhebung des Helotenthums der niedern Stände dulden; am Ende wird er sie nicht nur dulden, weil er es gesagt hat, sondern weil er diese schrecklichen Lehren schon aus den Evangelien kennt, wenn er nicht etwa auch die zu sehr als Literarhistoriker und ohne auf die Wahrheit zu achten, gelesen hat.

Die Duldung aller Doktrinen ist der unbefangene Ausdruck für die Anarchie des theoretischen Geistes. Nur freilich duldet die Duldung lieber „die zurückgebliebenen Doktrinen," als die Neuerungen, wie wir denn so eben gesehen haben, daß Gervinus alle Konfessionen zu dulden Lust hätte, aber nur nicht die Pietisten, die Jesuiten und die Atheisten, weil er selbst zu diesen drei Bekenntnissen der Gegenwart sich nicht bekennt.

Das Wahre ist, daß man praktisch und de facto alle Doktrinen dulden wird, so lange sie nicht selbst gegen die Ordnung der Freiheit sich zu konstituiren versuchen; daß man aber theoretisch gegen jede fremde Doktrin zu Felde ziehen und durch die Bildung vornämlich „die zurückgebliebenen Doktrinen" aufheben wird.

Dies Geschäft übt jetzt der Teutschkatholizismus, und das Gefühl der Befreiung, der Jubel über den Einklang des neuen Ausdrucks der Zeit „mit den innersten Gedanken jedes aufgeklärten Menschen" — das ist die religiöse Herzenserfüllung, die gegen den einsamen Spekulanten und Naturforscher so vortheilhaft absticht, — vortheilhaft warum? Weil die Welt in der „Uebereinstimmung der aufgeklärten Menschen" die Erfahrung macht von der Rettung des höchsten Gutes: „Vernunft, Verstand und Wissenschaft" aus den frechen Händen der Tyrannei, die nach ihm ausgestreckt waren. Nein! diese Welt, deren Patriarchen Lessing, Göthe, Kant, Hegel und Schiller sind, wird nicht untergehen, das Volk stehet auf, sie zu vertheidigen und das ganze Volk, „so weit die teutsche Zunge klingt." Darin, daß spezifisch unsere Bildung und Aufklärung mit ihren Konsequenzen in dieser Bewegung vertheidigt wird, liegt auch die Rechtfertigung des „teutsch" in ihrem Namen; und sobald wir den Sieg der angefangenen Befreiung gefeiert haben, wollen wir es offen bekennen, daß nun der teutsche Name wieder zu Ehren gebracht ist, eher aber nicht.

Zürich den 23. November 1845.

(Fugenstopfer 6).

Ein Diplomat an einen andern.

Zum letztenmal nenne ich Sie meinen Kollegen. Ich werde von meinem Posten zurücktreten und als Demagoge für meine Sünden büßen. Sie wissen es, Herr Kollege, daß mich meine Funktion schon lange Zeit gedrückt hat. Ich bin nicht dazu gemacht, ein Volksbetrüger zu sein, und ich habe gegen keine

Betrügerei größeren Abscheu, als gegen die legitime. Ein Fuchs ist mir als Fuchs weniger verhaßt, als wenn er sich mit fremdem Pelz wie ein legitimes Vieh geberdet. Wenn ich mich mitunter aus mir selbst hinausversetze und mit fremden Augen ansehe, so erschrecke ich vor mir und begreife nicht, wie ich mich durch falschen Ehrgeiz und äußere Vortheile zu einer Rolle habe verleiten lassen, die meiner innersten Natur widerstrebt. Nur der Umstand, daß die Gewohnheit unsere Schurkereien legitimirt hat und die Welt sie verehrungsvoll als Wohlthaten hinnimmt, konnte mich über mich und mein Verhältniß so lange Zeit verblenden. Aufrichtig, Herr Kollege, sind wir nicht der Mehrzahl nach die größten Schurken der Welt? Sind wir nicht Heuchler, Lügner, Betrüger durch und durch? Ist uns irgend ein Mittel zu raffinirt, wenn es gilt, einen sogenannten politischen Zweck zu erreichen? Ist uns irgend ein Recht heilig, wenn es unserer Kabinetspolitik im Wege steht? Haben wir vor unserem wie vor einem fremden Volk auch nur den mindesten Respekt, wo wir auf die Untergrabung seiner Freiheit hinarbeiten können? Gibt es irgend Etwas in der Welt, wozu die Diplomatie nicht fähig gewesen wäre? Herr Kollege, mich ekelt vor ihr. Und mein Ekel stammt nicht bloß daher, daß sie durch und durch schlecht ist, sondern hauptsächlich, daher, daß sie durch und durch unmännlich ist. Dieses feige, geheime Spiel von Intrigue, Spionerie, Kriecherei, und dann vor der Welt diese kecke, feierliche Heuchelei, diese nichtswürdige Würde, diese lächelnde Erhabenheit — ist das eine Rolle für einen Mann? Und dann diese gähnende Faullenzerei, diese raffinirte Liederlichkeit und diese schamlose Vergeudung der Gelder des Volks, das man verrathen hilft! Pfui, Herr Kollege, mich ekelt vor mir selbst, trotz meinen blitzenden Orden, meiner goldgestickten Uniform und meiner glänzenden Equipage. Zu Diplomaten unserer Art sollte man nur Kastraten nehmen oder — Maitressen.

Unter den Lichtpunkten, die ich in der Zukunft erblicke, erfreut und tröstet mich keiner so sehr, als die einstige Abschaffung der Diplomatie. Ja, Herr Kollege, diese Abschaffung ist so sicher, als sie möglich ist. Um es dahin zu bringen, brau-

chen die Völker nur freier zu werden. Ich sehe in der Zukunft an der Stelle der geheimen Diplomatie öffentliche Völkerparlamente, welche die einzelnen Völker in gleicher Weise mit ihren Gesandten beschicken, wie die Wahlbezirke eines Staats ihre Deputirten in die Landtagsversammlungen senden. Denken Sie sich, um den Anfang zu machen, Teutschland, Frankreich und England, alle drei verbündet und mit gleicher Freiheit ausgestattet. Was wird diese Völker hindern, ein Völkerparlament für ihre auswärtigen Angelegenheiten und zwar mit Ausschluß aller sonstigen Zwischenverhandlungen zu errichten? In diesem Parlament würden sie vor aller Welt die Angelegenheiten aller Welt besprechen und durch ihren Einfluß bestimmen können. In diesem Parlament würden sie ihre Grenzabsperrungen mildern, die Abschaffung ihrer stehenden Heere beschließen, die gegenseitige Gültigkeit ihrer Münzen einführen, ihre Gesetzgebungen und Zustände allmählig egalisiren, kurz ihre Haupt-Interessen und zwar solche Interessen, an welchen die jetzige, feindselige Vereinzelung gar nicht zu denken wagt, reguliren und sichern können. Und zwar ganz offen vor aller Welt, unter der Theilnahme wie der Kritik aller Welt, denn die Macht einer solchen Volksvereinigung würde so wenig Geheimnisse nöthig, als die Oeffentlichkeit zu scheuen haben. Vor einem solchen Parlament zöge der Nestor der durchtriebenen Diplomatie beschämt die Mütze ab und der Herrscher aller Knuten würde vor ihm erzittern.

Dies nur einige Andeutungen. Man braucht nicht sanguinisch zu sein, um die Verwirklichung eines Projekts vorauszusehen, das durch das Entwickelungsgesetz der Nationen geboten, dem politischen Leben der Welt eine andre Gestalt geben und tausendfachen Segen für die betheiligten Völker im Schooße tragen würde.

Leben Sie wohl. Halten Sie es in Ihrer Stelle noch länger aus, so besitzen Sie ein zäheres Gewissen, als ich.

VII.

Die Teutschen in Rußland.

(Mittheilungen eines Teutschen aus Petersburg.)

Einst wurde die europäische Menschheit aus einem Schlafe, in welchen sie durch die Entnervung der römischen Sklaverei versunken war, durch die Völkerwanderung geweckt und das stockende, verpestete Blut der alten europäischen Welt durch den Impfstoff der geöffneten Adern Germaniens aufgefrischt. Jene kriegerische Völkerwanderung ist mit großen Lettern in das Buch der Geschichte eingeschrieben, wie Alles vorzugsweise, was in alten Zeiten die Welt mit Furcht und Schrecken erfüllt hat. Dagegen gibt es eine stille, geräuschlose Geschichte, welche entweder den öffentlichen Annalen ganz fremd bleibt, oder nur zur Kunde weniger kommt, die den geheimsten Inhalt der Weltgedanken lesen. So still und unbemerkt setzt sich auch in der neuern und neusten Geschichte eine Völkerwanderung fort, welche allmählig bis zu einem gewissen Punkte fortschreitet und dann plötzlich eine welthistorische Krise bewirkt. Diese Völkerwanderung gibt drei Welttheilen in höhern Grade zurück, was einst Europa von Asien her erhalten: Lebenskraft. Die Auswanderung und Kolonisation ist die gemeinte, ebenfalls nicht immer friedliche Völkerwanderung. Die verschiedenen Völker Europas strömen fortwährend von ihrem Ueberflusse an Menschen in fremde Welttheile und Völker aus, und man kann am besten aus der Art dieser Auswanderung den Charakter jeder großen europäischen Nation beurtheilen. England und Frankreich, bewaffnet mit ihrer nationalen Macht, ziehen kriegerisch den Kindern ihres nationalen Bodens voran, in fremden Welttheilen mit gewaffneter Hand ihnen die Stelle eines neuen Vaterlandes zu

sichern. Dann, wie es Pflicht eines ächten Vaterlandes ist, behalten sie das Tochterland fortwährend unter ihrem starken Schutz, und sichern ihm dieselben Rechte und Freiheiten und damit dieselbe Nationalität, welche das Vaterland zu eigen hat. Nur so rechtfertigt sich die nationale Besonderheit, indem sie durch Thatkraft und individuelle Würdigkeit sich geltend macht. Ohne diese ist Nationalitat eine Absurdität. Ganz anders als mit der englischen und französischen ist es mit der Auswanderung und Kolonisation des teutschen Volkes, wie mit dessen Lebensäußerungen überhaupt. Schutz- und hülflos in jeder Beziehung hat der Teutsche von jeher den heimathlichen Boden verlassen, weil er kein Vaterland hat, das Willens oder im Stande wäre, ihm in fremdem Lande Schutz zu leisten. Wie könnte das ein Land, welches durch seine Verfassung in sich zu schwach ist, um nur selbst gegen den äußeren Feind stark und sicher zu sein? Dessen Verfassung andere Völker klug benützt haben, um es zum Spielball ihrer Willkühr und Uebermacht zu machen? — das nur vorhanden zu sein scheint, um sich zuerst von einheimischen und dann von auswärtigen Feinden ausbeuten und unterjochen zu lassen?

Gleichwohl scheint das alte Teutschland, dieser aller Leiden ungeachtet unverwelkliche Greis, die Bestimmung zu haben, den Keim oder die Frucht der Zivilisation der Neuzeit in den mehrsten andern Völkern entweder zu säen, oder mit eigenthümlicher Sorgfalt zu pflegen. Wir wollen nicht von dem sprechen, was in alten vergessenen Zeiten England und Frankreich in Industrie, Kunst und Wissenschaft von Teutschland empfangen, bis sie, begünstigt durch ihr gutes Schicksal, an nationaler Uebermacht das teutsche Volk überflügelt haben. Wir wollen uns halten an einen neuen Staat, welcher im Begriffe ist, alle anderen an materieller Macht zu verdunkeln, und vielleicht, wenn nicht glückliche Sterne am Himmel der Geschichte tagen, einem großen Theil des übrigen Europa unheilvolle Gesetze vorzuschreiben. Dieser Staat ist Rußland. Indem wir auf die Wirksamkeit des teutschen Geistes in Rußland hindeuten, fühlen wir indeß mehr Beschämung, als Stolz. Die universelle Bestimmung jenes Geistes kann uns nach keiner Seite hin mit der erniedrigenden Weise versöhnen, in wel-

cher er ihr gefolgt ist. Er konnte und kann sie weit besser, als Herr, denn als Sklave verfolgen. Aber nicht mit Bewußtsein, sondern nur willenlos hat er dem Geist der Geschichte gedient. Nur als Werkzeug fremder Macht spielt er seine Rolle und der kosmopolitische Dienst, den der eine Teutsche im Auslande der Menschheit leistet, wird in der Regel hundertfach durch die Niederträchtigkeit aufgewogen, welche Andere draußen so wenig verleugnen, als daheim. Wir werden uns hiervon speziell in Rußland überzeugen.

Es ist ein historisches Faktum, daß Peter der Große und Catharina II. die Kultur Rußlands durch Teutsche gründeten. Angelockt durch günstige Aussichten auf schnellen und reichlichen Erwerb sind Tausende von Teutschen nach Rußland ausgewandert, haben dem russischen Czaar seine Prachtresidenzen bauen, die Industrie seines Volkes gründen, den äußeren Glanz und Luxus herstellen geholfen, welche gegenwärtig auf den ersten Anblick jeden Fremden blenden und in Erstaunen setzen. Teutsche Handwerker sind die Lehrer der Russen in allen Handwerken gewesen und sind es noch heute überall, wo der Russe nicht weit genug vorgeschritten ist, um sein eigener Lehrer zu sein. Gegenwärtig aber ist das industrielle Gebäude dieses Staates ziemlich fertig, und wo er noch nicht den übrigen europäischen Staaten gleichkommt, strebt er ihnen eifrig nach. Wenn nun dieser Staat mehr auf dem Wege der Industrie als der Agrikultur in so kurzer Zeit bei einer so über die Maßen ruchlosen Verwaltung eine solche nationale Macht gewinnen konnte, wie werden erst die materiellen Fortschritte desselben sich beschleunigen, wenn die neusten großen Vehikel der Industrie und des Handels, Chausseen und Eisenbahnen das Innere dieses Kolosses aufgeschlossen und in Thätigkeit werden gesetzt haben? Es steht eben so fest, daß Rußland auf seiner jetzigen Stufe industrieller Kultur im Ganzen der Teutschen nicht mehr bedarf, sondern mit eigenen Kräften und durch eigene Geschicklichkeit weiter streben kann, als es feststehet, daß dasselbe durch Hülfe der ihm jetzt überflüssig gewordenen Teutschen auf diese Stufe des mechanischen Fortschrittes gebracht ist. Es fragt sich nun, was also dafür jetzt die Teutschen in Rußland zu

hoffen haben und wie überhaupt ihre jetzigen sozialen und politischen Verhältnisse dort beschaffen sind.

Nichts kann trauriger, herzzerreißender sein für ein Gemüth, welches nicht völlig an seinem Vaterlande verzweifelt und nicht zur Ablegung aller nationalen Empfindungen durch die nationalen Erbärmlichkeiten gebracht ist, als die Söhne und Töchter einer großen Nation so in der Pestluft eines Barbarenstaates entehrt, unterjocht, demoralisirt und aller eigenen Nationalität entäußert zu sehen, wie die Teutschen es heutzutage in Rußland sind. Furchtbar ist der Beweis für das politische Elend Teutschlands, daß der gemüthvolle sentimentale Teutsche im Stande ist, für sein heimathliches Elend sogar ein russisches einzutauschen, nur gelockt durch die trügerische Hoffnung auf materiellen Gewinn und mitten in dieser russischen Pestluft des Vaterlandes nicht mit einer theilnehmenden, liebenden Empfindung, sondern nur mit Hohn und Spott gedenkend. So also ist der Teutsche an Sklaverei und rechtlose Zustände gewöhnt, so hat ihn die einheimische Polizeierziehung heruntergebracht, daß ihm selbst Rußland in dieser Beziehung nichts Ungewöhnliches und Abschreckendes mehr darzubieten vermag! —

Die sozialen Verhältnisse der teutschen Eingewanderten in Rußland sind folgende. Mit demüthiger Freundlichkeit und umsichtiger Vorsicht kommt der teutsche Patriot in dem Czaarenreich an und sucht bescheiden nach einer Gelegenheit, sein Geschäft, seine Kunst, seine Wissenschaft oder sein Talent zu kultiviren. In der Regel wird es ihm nicht schwer, wie bettelarm er auch ankomme, wenigstens das tägliche Brod zu finden. Mit diesem Anfange zufrieden, beginnt er gelehrig die Schule der russischen List und Intriguen, des russischen Lugs und Truges. Er lernt den Geist und die Verhältnisse des Landes kennen und fügt sich darein wie ein Eingeborener. Dann hat er aufgehört, irgend einen Zweck zu haben, als den ausschließlichen Lebenszweck jedes Russen, nämlich reich zu werden. Dieser Zweck gelingt ihm aus mehreren Ursachen selten oder nie in dem Grade wie den Russen. Zuerst weil er die russische Klugheit und feinste Kenntniß des Geistes und der Verhältnisse des Landes nicht leicht erreicht,

sondern weil er als Fremder so wohl vom Gouvernement als vom Volk in Nachtheil gestellt wird. Denn der Russe haßt oder verachtet keine fremde Nation so wie die teutsche. Der Engländer und Franzose gibt ihm das Bild eines freien Mannes, welches ihm Freude macht, der Teutsche das eines ausländischen Sklaven, welcher gekommen ist, ihm seine Künste der List abzulernen. Endlich wird der Teutsche deßhalb selten reich, weil er als Ausländer sich hervorthun will durch das Gepränge des Luxus und der Eitelkeit, während der Russe die Oekonomie wie ein Kunststück übt. Gleichwohl gelingt es manchem Teutschen, es allmählig dahin zu bringen, daß er sich die Genüsse des Wohllebens verschaffen kann. Er borgt Geld, assoziirt sich, konterbandirt, kreditirt so lange, bis er in's Niveau des allgemeinen Tons gekommen ist, daß er nämlich genug gewinnt, um sich den Schein des Reichthums durch ungebührlichen äußerlichen Glanz geben zu können. Da ist denn kein Schneider, Schuster, vollends aber kein Fabrikant oder Kaufmann, der nicht eine elegante eigene Equipage hätte und dessen Frau nicht so gut wie die Frau des ehrbaren russischen Kaufmanns seidene, und fast nur seidene Kleider trüge. Geht es aber schon etwas besser, ist das Geschäft gut, dann fühlt sich der Teutsche so reich, wie ein russischer Millionär, und spielt vollends den großen Herrn ganz wie ein russischer Adlicher, der bei allem seinem Hochmuthe der unterwürfigste Sklave bleibt. Jetzt gibt er Bälle und Gesellschaften, die Tausende kosten, jetzt trinkt er Champagner und schließt sich Zirkeln an, welche ein großartiges Theater versteckter Intriguen bilden. Dort sucht er es den Russen wenigstens an Sittenlosigkeit gleich zu thun, wenn er es ihm nicht an Reichthum gleich thun kann. In jenen Zirkeln findet wie bei den vornehmen Russen eine Art ehelichen Kommunismus statt; die Männer helfen sich gegenseitig mit ihren Frauen aus, der Mann ist seiner Frau überdrüssig und die Frau, wenn sie nicht so glücklich ist, durch ihre Reize erobern zu können, kauft sich einen Cicisbeo für Geld. Wenn aber Einer oder der Andere nicht gesonnen ist, seine liebe Ehehälfte prostituirt zu wissen, so ist es sicher nur seine Einbildung, in welcher sie treu und ehrlich wäre. Denn

diese in Rußland eingeschulten, gewandten, schlauen Dienerinnen der Venus teutschen Blutes besitzen eine Kunst der Täuschung, welche auf das wunderbarste mit dem Schein der teutschen Gutmüthigkeit und Reinheit die tiefste Verworfenheit verschleiert. Ist der Ehemann zu geizig, um nach Wunsch für die Geschmeide des Weibchens Sorge zu tragen, helfen Schmeicheleien und Bitten nichts, so helfen andere Mittel. Man hat gute Bekannte oder Freundinnen, die einen Putzladen unterhalten, in welchem alte und junge Herren gern verkehren. Mit diesen Herren wird ohne Interesse eine kleine Liebschaft angeknüpft, und ohne zu wissen, wie, überkommt aus dem Putzladen die holde Dame einen schönen Seidenstoff zu einem Kleide und was sonst ihre Eitelkeit begehrt.

Uebrigens wird außerdem ganz Rußland reichlich versehen mit Töchtern der Venus von Profession, welche von Petersburg bis in's Innere von Sibirien den Ruhm teutscher Schönheit und Sitte tragen. Besonders die Städte Ostpreußens, Königsberg, Danzig, Memel und die preußische Residenz, welche letztere unter hochgestellten Lehrern eine so berühmte Pflegerin der weiblichen Sitte geworden, sind die Pflanzschulen dieser unglücklichen Prostituirten, welche zum großen Theil von scheußlichen, aber unglücklichen Rabenmüttern an russische Kupplerinnen verkauft werden, um so lieber, weil die teutsche Ehre der Mutter auf diese Art daheim unangefochten bleibt. Die gute Tochter, heißt es, ist so glücklich gewesen, in Rußland eine Kondition zu erhalten. O armes Teutschland! Bewahrtest du wenigstens im eignen Schooße deine Schande, wie das englische Volk! Es ist authentisch und ich berufe mich auf Jeden, der Rußland kennt, daß die Engländer in Rußland kein öffentliches Mädchen ihres Namens dort dulden, sondern unbedingt durch die Gesandtschaft expediren lassen. Erkennt, ihr Teutschen, die ihr fortwährend eure Nationalität besingt, an diesem Zuge eine Nation, welche Nationalehre besitzt und zu vertreten weiß!

Ueberhaupt ist das Verhältniß der in Rußland angesiedelten Teutschen im Vergleich zu Engländern und Franzosen folgendes. Der Teutsche geht nach Rußland, um sein Vaterland, das er nicht liebt und in dem gegenwärtigen Zustande der Volksver-

niedrigung nicht wahrhaft lieben kann, zu verlassen, ohne den Wunsch, es jemals wiederzusehen. Frage man irgend einen Teutschen aus Rußland, welcher Teutschland bereist, nur um zu reisen, und man wird ihn sagen hören, daß er Rußland Teutschland vorziehe. Es sei in Teutschland nicht so großartig, nicht so viel Geld und Lustbarkeit, hört man allgemein sagen. Da der Zustand der Sklaverei keine besondere Verschiedenheiten fühlbar macht, so läßt man den Zustand der Lustbarkeiten, des Glanzes u. s. w. den Ausschlag geben und dabei steht Teutschland natürlich im Nachtheil. Der Engländer und Franzose hingegen geht nach Rußland in der Regel nur um einer Geldspekulation willen, und bleibt so lange, bis er seinen Zweck erreicht hat, in der festen Absicht, bald möglichst das Land wieder zu verlassen. Aus diesem Grunde ist er sparsam und sittlich, setzt seine heimischen Gewohnheiten fort, so viel er kann, und verläugnet nicht seine Nationalität. Die Engländer sind in Rußland so isolirt und abgeschlossen wie in England, die Franzosen in Rußland bei kluger Mäßigung so freimüthig und stolz wie in Frankreich. Ein Horace Vernet, der dem russischen Kaiser Schlachtstücke malt und dafür Hunderttausende bezahlt erhält, sitzt in Unterhosen und eine Pfeife rauchend in Gegenwart des Kaisers, der ihn zu besuchen pflegt, in seinem Atelier, ohne sich im mindesten zu geniren. — Die französischen Akteurs spielen im Privatleben die Rollen vornehmer Herren und russische Damen machen ihnen den Hof. Herr Bressant ist der Liebling der haute volée und darf unter den vornehmen Schönheiten nur wählen. Die Akteurs des teutschen Theaters hingegen sind arme Schlucker, schlecht bezahlt, verachtet, und während große Summen für das französische Theater verschwendet werden, ist das teutsche so gehalten, daß es mit jenem nicht rivalisiren kann. Denn der Hof und der Adel setzen keinen Fuß in das teutsche Theater, wenn nicht einmal aus besonderer Gnade und Rücksicht auf eine hohe Person.

Der Teutsche ist in Rußland in allen Ständen dem Russen untergeordnet, während Regierung und Volk, Engländer und Franzosen in jeder Beziehung nach ihrer Nationalität anerkennen und achten. Im russischen Volke ist das Wort

Njemetz, Teutſcher, ein Schimpfwort und gleichbedeutend mit Hund! Ein tröſtlicher Beweis der Achtung, welche fremde Nationen den Teutſchen widerfahren laſſen und die Vertreter Teutſchlands dort ſo herrlich zu nähren wiſſen.

Wenn dies empörende Verhältniß der teutſchen Nation den anderen Nationen Europa's gegenüber ſchon überhaupt in der Verfaſſung Teutſchlands begründet liegt, welche es noch vierundbreißigmal tiefer als Rußland ſtellt in der Achtung der Völker, ein Verhältniß, welches faſt alltäglich ausländiſche Journale uns vergeblich höhnend vor Augen halten und ſpottend in's Ohr ſchreien, wenn dieſer politiſche Grund, ſage ich, nicht ausreichte, den Teutſchen ſogar dem Ruſſen gegenüber zu demüthigen, ſo würde die ſervile, ſogar dem Ruſſen verächtliche Geſinnung des Teutſchen dieſes Erfolges nicht verfehlen. Was thun nämlich die Teutſchen in Rußland nicht um den Ruſſen zu ſchmeicheln und ein entehrendes Wohlwollen von ihnen zu erbetteln? Sie erheben mit emphatiſchem Lobe die große ruſſiſche Nation und alle Verhältniſſe des Landes, entſchuldigen die ſchreiendſten Verworfenheiten mit leichtſinnigem Witze und ſtellen ſodann der ruſſiſchen Größe die Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit ihres Vaterlandes mit verrätheriſcher Verhöhnung und Verwünſchung gegenüber. Man kann mit Beſtimmtheit ſagen, daß faſt alle Teutſche in Rußland, wenigſtens ſolche, denen es gut geht, Ruſſomanen ſind. Schreiber dieſes hat eingeborne Teutſche gekannt, welche bei jeder Gelegenheit mit einer Art politiſcher Berſerkerwutch das angedeutete Thema behandelten, ungefragt, ohne Veranlaſſung, nur einer zur Gewohnheit gewordenen Niederträchtigkeit huldigend. Was bleibt dem ruhigen, klugen Ruſſen ſolchen Teutſchen gegenüber übrig, als ſie zu verachten? Der Ruſſe ſelbſt denkt und ſpricht nicht als Verräther von ſeinem Vaterlande, denn er hat noch politiſche Scham, ſondern ſchweigt, ſeine politiſche Stellung wohl kennend, mit Klugheit ſtill, ohne weder Lob noch Tadel über Rußland zu äußern. Er weiß, daß nur Der das Recht hat, die Sünden ſeines Volks zu tadeln der den Muth hat, an ihrer Austilgung zu arbeiten, daß aber Der eine doppelte Schande ſich auflabet, der die Sünden tadelt und dabei ſelbſt begeht.

Und wären diese Teutschen, welche bei den Russen ihr Vaterland so rühmlich repräsentiren etwa nur eine Art Pöbel, der in Rußland zu Wohlhabenheit und materiellem Behagen gelangt ist? Mit nichten! Die Herren würden sich höchlich über diese Bezeichnung entrüsten. Auch sind in der That alle Klassen und Stände der Gesellschaft in Rußland von Teutschen repräsentirt, den Bauernstand nicht ausgenommen. Es gibt ja viele Bauernkolonien in Rußland, im Norden in der Nähe von Petersburg so wohl als in den südlichen Provinzen. Vom Bauern bis hinauf zum Gesandten sind sich aber diese Teutschen alle gleich an serviler und gemeiner Gesinnung. In der That, hier wird es durch die Vertreter der teutschen Gelehrten klar, was für ein Ding diese alte klassische teutsche Kunst und Wissenschaft sei, groß gezogen auf den Ruinen des Mittelalters, in den Treibhäusern der modernen teutschen Barbarei, eine Wissenschaft, welche die klassische Ruhe und der hehre Stolz alter von Freiheit lebender Völker wie eine Maskentoilette um die traurigen Blößen teutscher Sklaverei hängt. Hier, in Rußland und durch Rußland wird es klar, daß diese Wissenschaft eben zu nichts gut ist, als eine Lücke auszufüllen in dem Register des despotischen Staatsschema's, demselben Zwecke, demselben Nutzen dienend wie chinesische Dörfer, auf eine Tapete gemalt. Aber die gepriesene Wissenschaft wurde und wird ja bekanntlch mit großem Eifer von einer Menschenklasse betrieben, welche sie meisterhaft benutzt, der höchsten und äußersten moralischen Verworfenheit die Weihe der Minerva zu geben: von den Jesuiten nämlich. Nun ist die russische Regierung zu ihrer großen Ehre nicht so tief gesunken, daß sie, wie so manche andere, Jesuiten in ihren Staaten duldete; allein ohne dieß findet sie Männer genug, und zwar teutsche, welche die Wissenschaft sehr gut nach jesuitischer Weise zu Gunsten russischer Staatsmaximen und Zwecke zu gebrauchen wissen. Sind doch sogar die höchsten russischen Staatsbeamten zum großen Theil Teutsche, sind doch alle Lehranstalten und Schulen mit teutschen Lehrern und Gelehrten angefüllt. Ja, die berühmteste teutsche Philosophenschule, die in neuster Zeit die Livree der preußischen Staatspolizei hat zieren müssen, die hegelsche ermangelt nicht auch in Rußland

durch teutsche Auswürflinge der Wissenschaft repräsentirt zu sein. Wird sie dort wirken, was sie in Teutschlaud gewirkt hat? Sie besteigt den Katheder als Bettlerin; wird sie ihn als Herrscherin verlassen? Wir zweifeln sehr daran, denn sie hat sich so wenig gefährlich gemacht, daß sie liberaler geduldet wird, als in Preußen. O es ist ein nobles Metier, diese wissenschaftliche Bettelei! Der Russe selbst hält sich zu gut dazu und ergreift, wenn er Talent und Kopf besitzt, ein Reis des grünen Lebensbaumes, das er mit größter Sorgfalt und Geschicklichkeit pflanzt und pflegt, bis er sich daraus eine lebendige große Baumschule gezogen hat, die ihn wenigstens mit goldner Frucht bereichert: dem Teutschen überläßt er gerne, selbst in seiner Heimath, die graue Theorie, das ewige Erbtheil des uralten teutschen Ruhmes. Wie kann es aber anders sein, wenn die russische Regierung und Politik dreist ihre Rubel im Herzen Teutschlands auf den gelehrten Tisch altteutschthümelnder Premiergelehrten legen und sich ihren Grimm zur treibenden Kraft eines klassischen, philorussischen Journales erkaufen darf? Wie kann es anders sein, wenn die preußische Staatszeitung sich (ohne Wissen?) entschließen muß, in Rußland russische Staatszeitung zu heißen und ein Journal der freien Reichsstadt Frankfurt in der Sprache der Diplomatie den russischen Advokaten macht?

Leider wissen wir nur zu gut, daß dem erdrückten nationalen Ehrgefühle eines Volkes nicht sofort durch den Hebel moralischer Kraft aufzuhelfen ist. Mag ein Volk im Zustande seiner nationalen Schwäche und Entwürdigung auch besäet sein mit den Bienen der Satyre, welche es mit ihren Stacheln prickeln: es kann lange dauern, bis sich eine Reaktion des Ehrgefühls zeigt, wenn alle Stacheln nur in Schande stechen und nie den Punkt der Ehre treffen. Ja materielle, unsittliche Motive können den Willen und die That eines solchen Volkes noch eher in Bewegung setzen. Bedürfen die Teutschen solcher Motive, so mögen sie sich dann auf ihr Vaterland damit beschränken und dort suchen, was sie draußen auch in dieser Beziehung nicht mehr finden. Darum sei es ihnen warnend gesagt, daß Niemand sich einbilden möge, in Rußland winke dem Teutschen ein materielles Glück.

Gehe er lieber in amerikanische Wüsten. Der unglückliche Teutsche, welcher daheim in der großen Vaterlandsküche mit ihren zahlreichen Köchen an Unterhalt und Leben verzweifelt, nur nicht nach Rußland gehe er! In Rußland ist für den kein Geld zu gewinnen, der nicht einen ansehnlichen Einsatz mitbringt. Russische Kaufleute, russische Fabrikanten machen sehr selten Banquerott, teutsche aber alle Augenblicke. Der Russe ist heutzutage in allen Zweigen der Industrie so gewitzigt und erfahren, daß Ausländer mit ihm die Konkurrenz nicht aushalten können. Dies noch ganz besonders deshalb, weil alle Einrichtungen, welche der Teutsche trifft, komplizirter und kostspieliger sind, als die des Russen. Der Russe arbeitet unermüdlich selbst, seine Gehülfen, Kommis ꝛc. sind ihm ergeben und kosten ihn wenig, weil sie nach russischer Sitte leben. Der Teutsche hingegen, wenn sein Geschäft blüht, muß sich in der Regel mit teutschen Gehülfen umgeben, welche anders leben und mehr kosten, als russische. Auch geht er gemeinlich den Vergnügungen nach, welche unter Seinesgleichen Mode sind. So bringt er es selten zu Dem, was er suchte, und endet oft genug als Bettler.

Ganz anders ist es mit den Engländern. Sie kommen nach Rußland, um, wie überall, ausgerüstet mit Geld nach großem Maßstabe die Industrie und den Handel sich dienstbar zu machen. Es ist ein Engländer, Bärs, wenn ich nicht irre, welcher ein ungeheures Eisenwerk in Petersburg besitzt und alle Dampfboote, welche nicht der Krone gehören: ein Monopol, welches er nicht dem russischen Gouvernement, sondern sich selbst verdankt. Die größten Banquierhäuser sind englische, Herrn Stieglitz ausgenommen; allein der ewige Jude ist auch kein Teutscher, wenn er gleich Gans heißt. Es gab ja so eine jüdische Gans; allein teutsche Dummheit wird weder in einer jüdischen Gans noch in einem jüdischen Esel stecken.

In politischer Hinsicht ist das zunächst sehr hervorzuheben, daß der teutsche Ausgewanderte selbst ohne nationalen Charakter ankömmt, gleichsam wie ein Vagabunde, und nicht daran denkt, sich als einen Teutschen geltend zu machen, weil er weiß, daß man für diese Prätension ihn nur auslachen würde. Daher be-

ſtrebt er ſich, ſo ſchnell als möglich die franzöſiſche und ruſſiſche Sprache zu erlernen, um dadurch nicht Anſtoß zu erregen, daß er nichts als Teutſch zu ſprechen verſteht. Dies freilich verdient an und für ſich keinen Tadel und iſt ſogar nothwendig; allein der Teutſche in Rußland, ſobald er ruſſiſch und franzöſiſch ſprechen gelernt hat, verläugnet auch dann ſeine Mutterſprache, wenn er gar nicht dazu gezwungen iſt, grade wie zur Zeit Friedrichs des Großen und auch wohl noch jetzt die Hefe teutſcher Hofbedienung ſich ſchämten und ſchämen Teutſch zu ſprechen. Sehr viel aber trägt in Rußland zu der verächtlichen Stellung der Teutſchen das Geſandtſchaftenperſonal, oder die chargés d'affaires gewiſſer Höfe bei. Ich will nicht ſprechen von der eben ſo lächerlichen als nutz=loſen Repräſentation Krähwinkeliger Herrſchaften; leider ſind die Repräſentationen nicht bloß lächerlich, ſondern zugleich ſehr koſt=ſpielige Penſionäre des armen teutſchen Volks an dem luxuriöſen ruſſiſchen Tiſche Die Stellung des Verfaſſers dieſer Zeilen hat ihn zu oft mit dieſen Herren zuſammengebracht, als daß er nicht ein beſonderes Augenmerk auf ſie hätte richten ſollen. Um in Petersburg kleine grands seigneurs darzuſtellen, kommen ſie mit ihrem wenn auch für ſie wie für ihr Vaterland viel zu gro=ßen Gehalte in der Regel nicht aus. In dieſer Lage niſtet ſich dann der eine und der andere bei einem vornehmen und reichen Ruſſen, einem Herrn Nesselrode etc. ein, und heirathet deſſen Nichte, Tochter, oder macht ſonſt ein Geſchäftchen, um ſeinen Wechſel durch Gunſt einer Dame zu montiren. Auf ſolche Weiſe muß natürlich der Repräſentant teutſcher Nationen wohl ruſſiſche Sympathieen gewinnen und im Drange eigener Noth und Geſchäfte die patriotiſche Politik vergeſſen, wenn er etwa eine ſollte gehabt haben. Aber gar von ſolchen Geſandſchaften, welche teutſche Staaten repräſentiren, die ſich Staaten erſten Ranges nennen und europäiſche Bedeutung anſprechen, iſt es noch weit unverantwort=licher, wenn ſie nur zum Luxus in Petersburg etablirt ſind und ſich um das Wohl ihrer reſpektiven Landsleute nicht bloß gar nicht kümmern, ſondern in vorkommenden Fällen auch zu ihrer Vertre=tung nichts thun, ſo daß teutſche „Unterthanen" oft gezwungen ſind, zur Vertretung ihres Rechts Rath und Beiſtand beim Ge=

sandten des englischen Volks zu suchen. So, liebe Teutsche, steht es um eure Nation! So seid ihr in der Welt geachtet und vertreten! Wahrlich, der Verfasser dieser Zeilen hat seinen Patriotismus und Liberalismus nicht aus politischer Lyrik gesogen, und er ist überzeugt, daß alle politische und liberale Schriftsteller nicht im Stande sind, eine solche Gewalt über ihn auszuüben, als seine Schule des Liberalismus: sie ist das Reisen! Ueber die Gränzen müßt ihr gehen, um zu sehen und zu hören, wie es um euch steht, wenn ihr es daheim noch immer nicht begriffen haben solltet. Ist doch eben das teutsche Philisterthum, dessen befangene Welt die häusliche Scholle und nächste Kneipe ist, die teutsche Erbsünde, welche fort und fort den Mistboden für die Misere dieser Nation abgibt, und muß ihr doch stets aus der Fremde die Belehrung wie die Verjüngung kommen. Wenn aber die Belehrung noch immer nicht ausreicht und die Verjüngung wieder hinzutreten muß, wenn es unmöglich ist, daß das teutsche Blut aus sich selbst Ehre und wirklichen Nationalgeist, den Geist und Stolz eines freien Volks erzeuge; und erst durch Auflösung des teutschen Staatsgerippes, durch fremde Macht und Beimischung fremden Blutes der teutsche Nationalkörper zu einem regen politischen Leben erwachen kann, so wünsche ich, daß dies fremde Blut wenigstens kein russisches sein möge. —

(Fugenstopfer 7.)

Ein Teutscher in der Schweiz an seine Landsleute.

Es ist für den Teutschen eine mißliche Sache, sich in die Schweizer Angelegenheiten zu mischen, wenn er sich in der Schweiz aufhalten muß. Die zum Theil sehr wohl begründete, von der anderen Seite aber auch oft zur Kleinlichkeit und Ungerechtigkeit führende Eifersucht der Schweizer auf ausschließlich eigene Betreibung ihrer politischen Wirthschaft ist, trotz ihrer demokratischen Freiheit so groß, daß sie den Fremden, insbesondere den Teutschen, nicht bloß hassen, wenn er ihnen opponirt, sondern ihm auch mit-

unter keinen Dank dafür wissen, wenn er ihnen hilft. Er kann eine Zeit lang die Zuneigung einer Partei gewinnen, ist aber nie sicher davor, aufgegeben zu werden, wenn es aus irgend einem Grunde dienlich erscheint, ihn zu opfern. Er ist fremd und diese Qualität stellt ihn stets zur Disposition. Sogar die Erlangung des Bürgerrechts schützt ihn nicht vor der Gefahr, isolirt und angefeindet zu werden, sobald er die Partei, welcher er sich angeschlossen hat, einige Selbstständigkeit fühlen läßt und deren Gesichtskreis über das von ihr gewählte Ziel hinaus zu erweitern sucht. Es sollte daher keinem Teutschen einfallen, in der Schweiz eine politische Rolle spielen zu wollen, wie er es etwa in Nordamerika könnte. Er verleidet nur sich und seinen Landsleuten die Existenz, ohne solche Opfer durch eine bedeutende politische Wirkung auszugleichen. Höchstens nach langjährigem Aufenthalt, wenn er sich als völlig „nationalisirt" betrachten kann, mag er die Hoffnung hegen, mit Erfolg sich unmittelbar an der schweizerischen Politik zu betheiligen. Die Schweiz theilt mit allen kleinen Ländern, welche lang für sich existirt haben, jene sogenannte „nationale" Eifersucht, welche vor allen Dingen darnach fragt, wo man an das Licht der Welt hervorgekrochen sei.

In Vorstehendem ist die Richtschnur ausgesprochen, welche ich und einige Freunde uns in Bezug auf unser Verhalten in der Schweiz gezogen haben. Wir werden uns in der Praxis neutral halten hinsichtlich einer Politik, für welche uns der nöthige Boden fehlt. Wir werden weder den Schweizern zu opponiren, noch zu dienen suchen und wollen uns eben so wenig Undank als Haß verdienen. Noch weniger werden wir uns irgend als Werkzeug gebrauchen lassen; nur einer Idee und deren Allgemeinheit, nicht Personen und Parteizwecken werden wir Werkzeug sein. Mögen die Schweizer ihre inneren Händel allein ausfechten; sie werden auch ohne die Teutschen fertig, und können sie das nicht, so hätten ihnen auch die Teutschen nicht dazu verholfen.

Aber indem ich es von der Hand weise, den Schweizern zu dienen, gebe ich es nicht auf, in der Schweiz der demokratischen Freiheit zu dienen. Sie ist mein Bekenntniß und dem werde ich dienen, wo ich kann, mag ich in der Schweiz oder in Kant-

schatka wohnen. In diesem Sinn ist es also aufzunehmen, wenn ich mich mit der Schweiz beschäftige, und zugleich ist es im Sinn der Gerechtigkeit, wenn ich dies Land dem Auslande und insbesondere meinen Landsleuten gegenüber in Schutz nehme. Das Ausland thut der Schweiz Unrecht, schreiendes Unrecht, und diesem Unrecht entgegenzutreten fühle ich mich um so mehr gedrungen, da es der Republik angethan wird. Würde diese Republik angegriffen und meine Landsleute gäben sich zu Henkern ihrer Freiheit her, ich würde es mir zur Ehre anrechnen, die Waffen gegen meine eigenen Landsleute tragen zu dürfen.

Ehe ich zu weiteren Bemerkungen übergehe, lasse ich euch einen Blick in das geheime Treiben der ausländischen, insbesondere der teutschen Diplomatie in der schweizerischen Republik gegen deren Eigenschaft als Hort und Heerd der Freiheit thun. Ihr werdet daraus zunächst erkennen, wie man es anzufangen weiß, um diesem Land die Qualität eines politischen Delinquenten zuzueignen; wie man sich scheinbare Berechtigungen zur Kontrolirung und Bevormundung dieses Volks künstlich zu schaffen versteht; welche Begriffe von Recht und Moralität Diejenigen haben, welche in der Schweiz die Quelle des Unrechts und der politischen Immoralität verstopfen zu müssen glauben. Um euch diese Einsicht zu gewähren, beschränke ich mich einstweilen auf Mittheilung einiger Stellen aus einem Artikel des in Zürich erscheinenden „schweizerischen Republikaners" (vom 7. November 1845). Der Artikel ist überschrieben: „Unabweislicher Nachtrag zu dem „Bericht der Polizeidirektion an den Staatsrath von Neuenburg über die geheime teutsche Propaganda und die Klubbs des jungen Teutschlands in der Schweiz; gedruckt auf Befehl der Regierung". Er stellt der preußisch-neuenburgischen Regierung die Frage: „warum hat die Neuenburger Behörde bei ihrer Berichterstattung nicht auf den früheren Bestand eines jungen Teutschlands und der Handwerkervereine in der Schweiz zurückgegriffen? Sie hat darüber geschwiegen, sie hatte Grund dazu; wir werden um so weniger schweigen." Sodann fährt er fort:

„Die Neuenburgerbehörde glaubte wohl, man habe die Vorgänge in den Dreißigerjahren und die darüber vorliegenden Akten-

tenstücke vergessen; wir wollen ihr zeigen, daß sie sich darin getäuscht hat. — Das fremde Klubbwesen in der Schweiz, und besonders auch das teutsche, hat bekanntlich seinen Anfang in der ersten Hälfte der Dreißigerjahre genommen. Aber Niemand hätte damals geglaubt, daß gewisse Ereignisse zu derartigen staunenerregenden Entdeckungen führen würden, wie es nachher geschehen ist. Die Schweiz wurde damals mit einem Hagel von Noten überschüttet, aber bald nachher mußte enthüllt werden, welch heillosses Spiel mit unserem Vaterlande von der fremden Diplomatie getrieben werden sollte. Daß damals schon die französische Regierung mit den andern nach der gleichen Pfeife tanzte, erwies sich durch den Konseilhandel. Wir verweisen auf die Schrift Dr. Kellers: „Die entlarvten Diplomaten, oder Bericht und Antrag der von der Tagsatzung niedergesetzten Kommission, betreffend die Angelegenheit „Konseil" und das diesfällige Benehmen der französischen Gesandtschaft," und entheben derselben nur folgende Stelle: „Wie groß war aber das Erstaunen, als wenige Tage später (nach Erlaß der französischen Note) durch die ganze Schweiz sich die Kunde verbreitete, der Konseil sei im Kanton Bern verhaftet, und es ergebe sich aus seinen Aussagen und Papieren, daß er von französischen Behörden selbst absichtlich in die Schweiz gesendet worden sei, um die Flüchtlinge als Spion und Provokateur zu versuchen; jenes so gebieterische Begehren seiner Expulsion sei nur darauf berechnet gewesen, dem Verdacht seiner Eigenschaft als Spion zu begegnen und ihm das Zutrauen der Flüchtlinge zu erwerben; und er habe noch seit Erlaß desselben bei der französischen Gesandtschaft in Bern, die ihn ausgeschrieben hatte, wiederholte Audienzen gehabt und einen Paß und Geld empfangen ꝛc." Aber nicht nur die französische, sondern auch die teutsche und speziell die preußische Diplomatie sollte entlarvt werden; und das ist es, was wir besonders den Neuenburgerbehörden, dem „Konstitutionel Neuchatelois" und ihren Freunden in Zürich ins Gedächtniß rufen möchten. Diese Entlarvung wurde herbeigeführt durch ein Ereigniß, auf das der damalige preußische Gesandte wohl nicht gerechnet hatte,

und welches ihm auch nur zu große Schwierigkeiten verursachte, sich und seine Macht ohne Schlappe aus der Geschichte herauszuziehen. Wir meinen den Mord Lessings,*) der sich in der Schweiz als vorgeblicher politischer Flüchtling aufhielt, in der Wirklichkeit aber nichts mehr und nichts weniger war, als ein Spion und Agent provocateur, der einen preußischen Ministerialpaß hatte, und Korrespondenzen über die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz daneben nach Preußen lieferte, bei all' dem aber nichts desto weniger an den teutschen Handwerkervereinen den thätigsten Antheil hatte, und in der Berliner Zeitung mit Steckbriefen verfolgt wurde. Wir lassen aus den aktenmäßigen Berichten darüber einige Stellen folgen, sowohl um das, was wir über die Stellung Lessings ausgesprochen haben, zu beweisen, als auch um das damalige Benehmen der preußischen Regierung gegen die Schweiz unsern Lesern wieder ins Gedächtniß

---

*) Dieser Mensch wurde bekanntlich in der Nähe von Zürich ermordet und zwar auf eine Weise, welche die Wuth der Mörder über seine Verrätherrolle gräßlich genug aussprach. Es soll damals eine Art Vehme unter den politischen Flüchtlingen bestanden haben. Solche geheime und schreckliche Mittel sind bei der Stellung der politischen Flüchtlinge gegenüber der Diplomatie eher zu erklären, als zu rechtfertigen. Man vergleiche u. A. Dasjenige, was Mazzini über die Spione der österreichischen Diplomatie veröffentlicht hat, welche durch ein solches Subjekt dessen beste Freunde mit Geld und Verführung ins Garn locken ließ, um sie dann abzuschlachten. Der Rheinische Beobachter hat nicht gesäumt, davon Notiz zu nehmen, ohne zu ahnen, daß die Schweiz ein preußisches Seitenstück aufzuweisen habe. Die Diplomatie ist überall gleich schlecht und sie findet überall ruchlose Subjekte, welche ihr dienen. Statt einer Vehme schlage ich als Mittel, diesen Subjekten das Handwerk zu verleiden, eine offene Gegenpolizei unter den politischen Flüchtlingen vor. Mögen sich dieselben die Namen und das Signalement aller verdächtigen Menschen der Art unter einander mittheilen und sie, wo sie sich blicken lassen, sofort demaskiren und an den Pranger stellen. Wer sich nicht in Geheimbündlerei einläßt, der kann zwar mit Börne den Vorschlag machen, das Geld für Spione ihm selbst zukommen zu lassen, da er genaueren Bericht über sich abstatten werde, als solche Subjekte; aber auch dem Offensten muß es darum zu thun sein, das geheime Treiben der Reaktion aufzudecken und deren Werkzeuge bei jeder Gelegenheit zu brandmarken, mag er von denselben für seine Person etwas zu fürchten haben oder nicht.

zurück zu rufen. Diese Stellen sind folgenden Schriften entnommen: „Der Mord verübt an Ludwig Lessing aus Freienwalde in Preußen, oder aktenmäßige geschichtliche Darstellung ꝛc.," und: „Aktenmäßige Darstellung der über die Ermordung des Studenten L. Lessing aus Freienwalde in Preußen bei dem Kriminalgerichte des Kantons Zürich geführten Untersuchung, von Dr. J. Schauberg."

Der erstern Schrift entheben wir folgende Stelle: „Lessing habe unter den Handwerkern seiner Nation die meisten Verbindungen gehabt, auch dieselben am eifrigsten zu der letzten Versammlung im Steinhölzli angetrieben. Freilich habe er sich nicht als Redner hören lassen, auch das letzte Mal nicht persönlich beigewohnt, wohl aber ein Programm verfaßt, das so toll gewesen sei, daß die Vorsteher der Versammlung dasselbe weder verlesen noch befolgt haben. Es sei dem Polizeidirektor gelungen, dieses Programm in Original zu erhalten ꝛc." Den Steckbrief betreffend: „Lessing sei zuweilen zu Herrn Ehrenberg gekommen, um die Berlinerzeitung zu lesen. Es habe ihn nämlich interessirt, ob er politisch verfolgt werde. Wirklich habe er einen Steckbrief gegen sich entdeckt." — Seine Korrespondenzen betreffend: „Der preußische Gesandte habe dem Verhörrichter drei Briefe mitgetheilt, die ähnlichen, nämlich rein politischen Inhalts mit einem früher im Bericht erwähnten ohne Unterschrift gewesen seien, und wo sich unter Anderem ein umständlicher Bericht über jeden einzelnen der in Bern lebenden Flüchtlinge, über die Maaßregel der Bernerregierung ꝛc. finden. Laut einer Erklärung des Gesandten habe Lessing diese Briefe an seinen Oheim, einen preußischen Staatsbeamten (?), geschrieben." Ueber diese Korrespondenz entheben wir der andern oben erwähnten Schrift noch einige Stellen aus dem „Bericht des Kantonalverhöramtes an die Staatsanwaltschaft." Nachdem nämlich von den wirklich erhaltenen Briefen gesprochen worden, heißt es ferner: „In Betreff der Uebrigen dagegen wurde ich später berichtet, daß Herr von Rochow solche zurückgezogen ꝛc." Und nachdem der Verhörrichter seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß jene Briefe von Lessing herrühren, und daß er ein Spion gewesen und zugleich Mitglied von politischen Verbindungen,

bedauert er, daß „über die Art und Weise, wie solches geschehen, nichts Spezielleres habe aufgenommen werden dürfen.“ Daß er aber einen Paß gehabt habe, geht aus den Akten nicht weniger hervor: „Lessing habe im März 1834 einen Paß nach Karlsruhe erhalten, weil kein Grund vorhanden gewesen sei, ihm denselben zu verweigern.“ Und dennoch Steckbriefe als auf einen politisch Verfolgten, und dennoch Suchen nach Steckbriefen! — Ebenso räthselhaft und verdächtig, besonders für das Benehmen des preußischen Gesandten, sind zwei anonyme Briefe über die Ermordung Lessings, deren einen der preußische Gesandte erhalten haben wollte, und deren anderer, gleichen Inhalts, mit Postzeichen „Lausanne“ an das Verhöramt gekommen war, von welchen der Verhörrichter in seinem Berichte sagt: „Daß wohl der anonyme Brief mit den Antworten des hiesigen Polizeiministeriums in Berlin in etwelchem Zusammenhang stehen möchte.“ Nicht weniger aktenmäßig erwiesen ist, daß jener Jude Aldinger, der ebenfalls als politischer Flüchtling in der Schweiz sich unter verschiedenen Namen (u. a. Baron v. Eyb) aufgehalten, und der wegen des Lessing'schen Mordes in Untersuchung gestanden war, ungeachtet seiner Eigenschaft als Flüchtling, dennoch einen Paß, und zwar gerade unter dem Namen Baron v. Eyb, von einer deutschen Regierung hatte, und immer so viel Geld, daß gerade dies den übrigen Flüchtlingen verdächtig vorkam.

Durch all' dies glauben wir nachgewiesen zu haben, daß es gerade dem preußischen Fürstenthum Neuenburg am wenigsten angestanden, solchen Halloh über seine Entdeckungen aufzuschlagen; wenn es nicht in gerechten Verdacht kommen sollte, dazu angestellt zu sein, von vorn wieder jenes verruchte Spiel der Diplomatie anzuzetteln; wir glauben auch unsere Aussage gerechtfertigt zu sehen, daß die beiden Berichte der der Neuenburgerbehörde und der Bluntschli'sche, gegenseitig sich in ihren Zwecken unterstützen und hinwiederum beleuchten. Wir rufen zugleich dieser ganzen Partei zu, sie dürfe sich nicht beklagen, wenn sie von ihren Gegnern die Partei des Auslandes genannt wird, und dies zwar im verächtlichsten Sinne. Möge es die Diplomatie und unsere Partei des Aus-

landes treiben wie sie wollen, sie haben bereits eingesehen und mögen ferner einsehen, daß man sich nicht mehr von ihnen zum Narren halten läßt; und sollte die Schweiz, deren wahrhaft nationale Partei gleichbedeutend ist mit der radikalen und liberalen, durch List und Gewalt jemals dem Untergange entgegengeführt werden, so müßte unsere letzte Hoffnung die sein, daß ihr Untergang ein ehrenvoller sein möge.

Von diesen Mittheilungen mögt ihr, teutsche Landsleute, eure Schlüsse ziehen auf die Stellung eurer Diplomatie zur Schweiz und auf die Rechtmäßigkeit der Schritte, welche gegen diese Republik bei jeder Gelegenheit gethan werden. Was nun speziell die fremden Flüchtlinge und die Propaganda in der Schweiz, die bündlerische wie die literarische, betrifft, so frage man sich, ob es die ausländische Reaktion sei, welche dagegen aufzutreten ein Recht habe? Wer anders ruft sie hervor, als die Reaktion? Warum hat die Schweiz keine politische Flüchtlinge und Propaganda im Ausland zu überwachen? Warum hat die Schweiz keine fremde Bücher zu verbieten und abzusperren? Besäße Preußen, Oesterreich u. s. w. diejenige Freiheit, welche es besitzen muß und soll, welche aber die Reaktion ihm vorenthält, so brauchte es sich weder um Flüchtlinge, noch um fremde Bücher zu kümmern, weil es jene nicht kennen und diese nicht fürchten würde. Also auch den Flüchtlingen, den Bündlern u. s. w. gegenüber ist es primo loco das Unrecht, welches gegen die Bestrebungen des Rechts zu Felde zieht, ist es die Reaktion, welche die Freiheit bekämpft. Wählt das Recht und die Freiheit verkehrte oder sträfliche Mittel, so mögen sie freilich die Folgen derselben tragen; aber selbst solche Mittel sind ursprünglich wieder auf die Rechnung der Reaktion zu schreiben. Die Schweiz, England u. s. w. beweisen es, daß nur diejenigen Staaten mit der auswärtigen Freiheitspropaganda zu schaffen haben, welche der Freiheit im Innern keinen Raum lassen, sich vernunft- und naturgemäß zu entwickeln, und in denjenigen Ländern geschieht immer am meisten Unrecht, welche in friedlichen Zeiten die meisten Flüchtlinge haben. Die Sache ist so einfach und klar, daß es nicht nöthig sein sollte, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Dennoch ist man es in

Teutschland selbst auf der „liberalen" Seite gewöhnt, die Schweiz als einen Heerd der Revolution und des Verbrechens zu verschreien. Eine solche Gedankenlosigkeit und Ungerechtigkeit grenzt wirklich an Blödsinn und Wahnwitz.

Dieser Blödsinn und Wahwitz hat sich aber am großartigsten da offenbart, wo es sich um rein schweizerische Angelegenheiten handelte. Besonders gilt das in Bezug auf die Folgen der Luzerner Jesuitenberufung.

Daß die Machinationen der Jesuiten und ihrer Freunde in der Schweiz bloß in Rom ihren Ursprung und ihre Unterstützung haben sollten, glaube wer mag. Die Pfaffen haben sich von je her als eine zu brauchbare Avantgarde des Despotismus bewährt, als daß an der Unterstützung ihrer großartigen Bestrebungen in der Gegenwart durch die politische Reaktion zu zweifeln wäre. Dieser Zweifel würde also auch dann verschwinden müssen, wenn nicht der offenbare Zusammenhang der Thatsachen ihn umstöße. Die Thatsachen wie die Kombinationen deuten hauptsächlich auf W i e n. Nach dem Hauptsitz jener despotisch-pfäffischen Politik braucht man nicht lang zu suchen. Dort ist es auch, wo man bei der Knechtung des schweizerischen Geistes durch den Jesuitismus und bei der Spaltung, die hierdurch in die Bevölkerung der Schweiz gekommen, am meisten interessirt ist. Man hat es jetzt so weit gebracht, daß die Schweiz sich in zwei Parteien theilen läßt, in die der Jesuitengegner, welche die schweizerische, und in die der Jesuitenfreunde, welche die Partei des Auslands genannt werden kann. Ueberließe man diese Parteien sich selbst, so würde der Kampf bald wieder beginnen und auch bald zu Gunsten der Freiheit entschieden sein, denn die liberale (radikale) Partei ist bei weitem die stärkste. Aber man sieht sehr gut voraus, welche Bedeutung dieser Kampf haben würde. Er würde nicht bloß durch seine erregende Wirkung an sich die auswärtige Reaktionspolitik erschüttern, sondern auch durch den zu erwartenden Sieg der Liberalen ein bedenkliches Beispiel geben; was aber die Hauptsache ist und für die Zukunft die nachhaltigste Bedeutung haben müßte, er würde zu einer Befriedigung des von allen einsichtigen und freisinnigen Schweizern tief gefühlten Bedürfnisses einer U m=

gestaltung der Bundesverfassung führen. Durch eine allgemeine bindende Verfassung mit einer kräftigen Bundesregierung als Mittelpunkt würde man die verderbliche Kantonalzerstückelung aufheben und aus der Schweiz allmälig eine Einheit, eine wahre Republik machen. Die ausländische Politik würde sich dann nicht mehr hinter die, durch die Kantonalsouveraineté gestützten, bei jeder Gelegenheit genährten oder geschaffenen Sonderinteressen der Freiheitsfeinde stecken können; sie würde nicht mehr die Handhabe finden, um das Land in feindliche Stücke auseinander zu zerren; sie würde die Kräfte der Schweiz, nach Einem Plan und in Einem Interesse geleitet, sich gegenüberstehen sehn und die Republik, welche „in drei Sprachen" die Freiheit verkündet, würde der europäischen, namentlich aber der österreichischen, teutschen und italienischen Reaktion furchtbarer sein als ihre ganze innere Opposition.

Man sieht also, wie wichtig, es für jene Reaktion ist, die Schweiz zu korrumpiren und niederzuhalten. Daher alle jene Noten, womit wir vor einiger Zeit die Eidgenossenschaft haben überschütten sehen; daher die jüngst an's Licht gekommene geheime Verabredung zwischen Oesterreich und Frankreich, die Schweiz zu besetzen, wenn der Kampf der Freiheit dort wieder beginnen sollte. Man rechnet noch immer darauf, bereitwillige Henkersknechte genug zu finden, um einen solchen Akt der Gewalt ausführen zu können. Preußen ist die dritte Haupt-Macht, welche der Schweiz feindlich gegenüber steht. Aber die preußische Politik sucht den Schein der Betheiligung an den Schritten gegen die Schweiz möglichst zu vermeiden. Daher ist auch ihre Note über das Freischaarenwesen zuletzt gekommen. Man scheint für „Neuenburg und Valendis" gefürchtet zu haben, wo ein absoluter Monarch kein Bedenken trägt, Republikaner, und wo Republikaner kein Bedenken tragen, Unterthanen eines absoluten Monarchen zu sein.

Was bleibt unter diesen Umständen, in dieser von der auswärtigen Uebermacht rings bedrohten Stellung den freisinnigen Schweizern übrig? Sollen sie ohne Widerstand sich den Wurm der Zwietracht und des Verderbens an's Herz legen lassen und denselben ruhig sich einfressen sehen? Sollen sie, die Mittel der

Abhülfe in der Hand, das Uebel geduldig wachsen lassen, bis es nicht mehr zu heilen ist? Seht, ihr Ausländer, seht ihr Landsleute, das ist die empörende Lage, in welche das freieste Land des Kontinents durch den Despotismus, den eure Blindheit fortwährend unterstützt, gebracht worden ist. Für die Schweiz bleibt nur zweierlei übrig: entweder muß sie Bewegungen im Auslande abwarten, wodurch sie freie Hand bekommt, oder sie muß, auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und die auswärtigen Volks-Sympathieen für dieselbe sich verlassend, einen kühnen Streich versuchen und im Angesicht der angedrohten Intervention den Alp abschütteln, der sie drückt. Wird sie das thun? Wird sie das können? Es kommt allein darauf an, daß die Gerechtigkeit ihrer Sache im Auslande gehörig erkannt und moralisch unterstützt werde, damit dem Despotismus der Muth vergeht, dieselbe als ein Unrecht darzustellen und als solches anzugreifen.

Wie es mit diesem Unrecht steht, wird sich noch deutlicher zeigen, wenn man die Vorwände in's Auge faßt, unter welchen die Reaktion es zu bekämpfen sucht. Man sagt, an der Bundesverfassung dürfe nichts geändert werden, weil das Ausland sie garantirt habe. Welche Gewissenhaftigkeit! Der teutsche Bund hatte die hannöversche Verfassung garantirt. Da kommt eine hohe Hand und stößt sie um. Die Garantie war zu Ende. Oesterreich und Preußen haben den Völkern Preßfreiheit und Volksvertretung garantirt. Die Völker warten schon seit dreißig Jahre und klopfen beständig an, aber die Garantie meldet sich noch immer unpäßlich. So steht es mit den Garantieen für die Freiheit. Wo man aber eine Garantie für das Gegentheil vorkehren kann, da ist man sofort unangerufen bei der Hand. Es liegt ein empörender Hohn in dieser Garantie der schweizerischen Verfassung. Es ist, als wolle man einem Kranken die Fortdauer seiner Krankheit garantiren. Hier tritt aber noch die Steigerung hinzu, daß man dem Kranken zugleich Vorwürfe und Drohungen wegen der Krankheit macht, deren Fortdauer man ihm garantirt. Die Streitigkeiten in der Schweiz entspringen allein aus der Kantonal-Zerstückelung und den durch dieselbe sich einnistenden Sonderinteressen, das weiß man. Sobald sie sich aber

regen, fällt man über sie her und bedroht sie mit Intervention. Sagen dann die Schweizer, sie wollten die Ursachen der Streitigkeiten wegräumen, so erwiedert man, die Ursachen habe man garantirt, und droht noch ernstlicher mit Intervention. Ist das nicht das empörendste Spiel der Gewalt mit dem Recht, das man sich denken kann? Und dies Spiel, ihr teutschen „Liberalen," habt ihr so lange Zeit unterstützt und zur Fortsetzung dieses Spiels durfte man mit euren Fäusten drohen! Ich würde euch zurufen: schämt euch, wenn ihr euch nicht wegen eurer innern Sünden schon so viel zu schämen hättet, daß die auswärtigen noch gar nicht an die Reihe kommen können.

Der Fürst Metternich, welcher Oesterreich Verfassung und Preßfreiheit versprochen hat und dabei der Urheber der bekannten geheimen Aktenstücke ist, warf den Schweizern, als sie Gewalt gegen Luzern anwandten, Eidesbruch vor und ermahnte sie mit sehr ernster Moral. O ihr Schweizer, warum habt ihr, ehe ihr die Metternich'sche Note beantwortetet, nicht zuvor die neuere teutsche Geschichte studirt! Ihr hattet Stoff für eine Antwort, wie sie noch keinem Diplomaten gegeben worden ist.

Namentlich durch die heilige Allianz ist als System jene Gewaltspolitik in Schwung gekommen, welche fremde Völker, die selbstständig ihren Haushalt schlichten wollen, mit Bajoneten überfällt, wenn diese Völker — schwach sind. Das alte brutale Recht des Stärkern springt mit dem Völkerrecht wie mit dem Staatsrecht noch immer auf eine Weise um, wie sie früher nicht bekannt war. „Bekämpfung der Revolution," „Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge," „Beschützung der Wohlfahrt der Staaten" und dergleichen heuchlerische Phrasen sind es, wodurch man gegenwärtig die brutalsten und widerrechtlichsten Akte der Gewalt zu beschönigen weiß, wenn es gilt, die Ausübung fremden Rechts zu tödten, damit man das eigne Unrecht um so länger am Leben erhalten könne. Und wen trifft der Vorwurf am Meisten, der hierin liegt? Die Regierungen, welche solche Gewalthandlungen begehen, sind noch weniger zu verdammen, als die Völker, welche sich dazu gebrauchen lassen. Jene thierische, hetzhündische Bereitwilligkeit des größten Theiles der Soldateska Europa's, welche

sich, ohne nach dem Recht zu fragen, auf Alles hetzen läßt, was der Gewalt nicht genehm ist, sie ist der größte Schimpf, der noch auf den Völkern unserer Zeit lastet, und sie ist die alleinige Stütze alles Unrechts, alles Despotismus, alles Unglücks, worunter der Kontinent noch seufzt. Ohne sie würde man überall das alte Joch abwerfen sehen und in Europa wäre in wenig Jahren der Grund zu einem allgemeinen Völkerglück gelegt. Mögte man doch allgemein zu dieser Einsicht kommen, mögte man allgemein dies schmachvolle Verhältniß den Völkern zum Bewußtsein bringen und alle Bestrebungen dahin vereinigen, dem Despotismus das Schwert für immer aus der Faust zu winden, d. h. die stehenden Heere abzuschaffen oder wenigstens vorläufig zu dezimiren.

Dies, ihr Landsleute, bedenkt für euch wie für die Schweizer!

VIII.

Einige Anmerkungen zur Gegenwart.

(Geschrieben 1844 *).

Von

K. Nauwerk.

Man hat behauptet, die Teutschen seien vorzugsweise ein theologisches Volk. Ihre Geschichte rechtfertigt diesen Ausspruch. Das Volk, welches die Reformation zu Wege brachte, mußte sich seitdem noch eifriger, als vorher, den religiösen und kirchlichen Interessen hingeben. Die Teutschen haben sich so gründlich mit dem ewigen Leben und der jenseitigen Welt beschäftigt, wie kein anderes Volk, so gründlich, daß sie darüber das zeitliche Leben und die irdische Welt ungebührlich vernachlässigten. Hier liegt eine der Ursachen vor, aus welchen die vielen Unvollkommenheiten unserer politischen Zustände erklärt werden müssen. Wird es mit dieser Ursache immerfort beim Alten bleiben? Ich meine nicht **).

*) Manches in diesem Aufsatze findet auch noch auf die jetzige „Gegenwart" seine Anwendung, weßhalb derselbe hier zu der anderwärts unmöglich gewesenen Veröffentlichung gelangt. Anm. d H.

**) Die seitdem eingetretene teutsch-katholische Bewegung ist durchaus keine Widerlegung des Obigen, eben so wenig, wie die schon ältere Bestrebung der protestantischen Freunde. Alle diese Reformarbeiten sind nicht sowohl dogmatische und theologische, als kirchliche und gesellschaftliche. Das Breslauer Glaubensbekenntniß und das Leipziger Konzil thun dar, wie gleichgültig man gegen die haarscharfen dogmatischen Bestimmungen ist. Man will vor allen Dingen Gewissensfreiheit und Abwehr aller tyrannischen, vernunftwidrigen, gesellschaftsfeindlichen Dogmen und Einrichtungen. Daher steht die Reform der Kirchenverfassung im Vordergrunde; die Verhältnisse der Gemeindeglieder unter sich, zu den Geistlichen und zu andern Glaubensgenossen sollen den Grundsätzen der Humanität und Menschenliebe entsprechend geordnet werden. Namentlich ist das Streben nach demokratischer Gemeindeverfassung unverkennbar, und wird auch für das Politische nicht verloren sein. (1845.)

Die religiösen und kirchlichen Interessen haben mit dem Fortschritt der Zeit viel von ihrem Reize und Gewichte verloren; und was sie verloren, das ist den bürgerlich-staatlichen Interessen gewonnen worden. So unendlich vieles auch für die politische Bildung und noch mehr für die Thatkraft der Teutschen zu wünschen übrig ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß ihre Unwissenh.it, Zerfahrenheit und Schlaffheit in ihren nächsten öffentlichen Angelegenheiten sich auf gutem Wege zur Besserung befindet.

Schon ein Blick auf die gegenwärtige Lage Teutschlands und auf die nähere Vergangenheit rechtfertigt die Hoffnung, daß die Teutschen noch einmal ganz tüchtige und rührige Staatsbürger sein werden. Noch erfreulicher ist die Aussicht, daß sie gründliche Staatsbürger sein werden. Die Gründlichkeit ist ja sonst eine Grundeigenschaft des teutschen Charakters; sollte sie sich einst, wenn uns ein etwas großartigeres politisches Leben zu Theil wird, gerade auf diesem Gebiete verläugnen? Freilich ist es leider wahr, daß die Teutschen bisher eben so gründlich in der Theorie, als seicht in der Praxis gewesen sind. Aber es müßte ja Hopfen und Malz an ihnen verloren sein, wenn sie nicht endlich durch die tiefere Bildung gegen die zaghafte, oberflächliche Ausführung der Ideen einen Abscheu bekämen. Man könnte höchstens noch besorgen, daß sie aus der Scylla der theologischen Schwärmerei in die Charybdis der philosophischen Träumerei geriethen. Allem Anschein nach ist jedoch diese Gefahr schon jetzt ziemlich beseitigt. Die Teutschen haben einen solchen Vorrath an philosophischen Systemen, und hatten bisher so reichliche Gelegenheit, sich für stets neue Spekulationen zu begeistern, daß ihr Geschmack daran vor den derberen Bedürfnissen des politischen Lebens den Rückzug angetreten hat. Wir behaupten übrigens durchaus nicht, daß die philosophische Periode, welche Teutschland durchgemacht hat, ohne heilsame Einflüsse geblieben sei. Gerade die wissenschaftliche Unbefangenheit und die folgerichtige Kühnheit der philosophischen Forschung bürgt dafür, daß die bereits begonnene Uebertragung derselben auf viele staatsgesellschaftliche Lebensfragen immer vollständiger ausfallen wird. Die ächte Philosophie nimmt keinen Anstand, die Vorurtheile, also auch die

politischen, bei ihrem wahren Namen zu nennen; sie durchwühlt die gegebenen Zustände mit unhöflicher Gründlichkeit. Bedenkt man nun, daß jede wahre Idee auch bei einer Zeit anlangt, wo sie in's Leben tritt, so wird der Grundgedanke unseres Jahrhunderts auch in dieser Beziehung für Teutschland keine Ausnahme machen. Die teutsche Philosophie hat in der jenseitigen Welt gewaltig aufgeräumt; eben so wird die teutsche Politik lernen ihre Gedanken in der diesseitigen Welt mit Nachdruck zu verwirklichen.

Diese glänzenden Aussichten scheinen allerdings vor den wirklichen Zuständen des gegenwärtigen Teutschlands zu erbleichen. Bei aller Thatlosigkeit ist aber in der neuesten Zeit die geistige Entwickelung fortgeschritten. Sie geht in aller Stille vor sich; die Gedanken sammeln sich, bis sie so erstarken, daß kein Widerstand ihre Verkörperung mehr hindern kann. Auf die nächste Zukunft Teutschlands läßt sich aus der Vergleichung mit andern Ländern schließen; ist ja doch die Aehnlichkeit der anderen teutschen und insbesondere preußischen Geschichte mit denjenigen Zuständen, welche in Frankreich, England und andern Ländern großen Zeitepochen vorangingen, überraschend genug.

Die meisten Verhältnisse unseres öffentlichen Lebens sind so veraltet und hohl daß man mit Gewißheit eine Hauptentwickelung als bevorstehend annehmen kann. Es muß entweder besser oder schlechter mit uns werden; in beiden Fällen wird es besser werden. Der wahrscheinlichere Fall möchte sein, daß wir erst wieder zurückschreiten, um einen desto tüchtigeren Anlauf zu nehmen. Die Reaktion hat seit längerer Zeit im Vetosprechen solche Meisterschaft entwickelt, daß die natürlichen Folgen davon nicht ausbleiben können. Der Konservatismus, der alles retten will, wird nichts retten. Der Konservatismus, wie er sich namentlich in den preußischen Landtagsabschieden offenbart, kann sich unmöglich lange halten. Wenn so überaus bescheidene Wünsche, wie die Provinzialstände ausgesprochen hatten, abgeschlagen werden, so arbeitet die Regierung selbst darauf hin, in den Mitteln und Wegen ihrer Politik Banquerott zu machen. Ginge sie Hand in Hand mit den Provinzialständen, so wäre dies das einzige Mittel, das Bestehende einigermaßen zu erhalten. Aber vielleicht

will Preußens und Teutschlands Geschick es so, daß wir kümmerliche Halbheiten und unbefriedigende Vorläufigkeiten gar nicht erst durchmachen. Solche Reichsstände, welche nichts als erweiterte Provinzialstände wären, würden nicht die nöthigen Staatsverbesserungen bewirken. Denn diese Stände sind weit entfernt, die gesammte öffentliche Meinung und die ganze Bildung der Nation auszudrücken, trotz einiger liberaler Bestandtheile und Forderungen. *) Was die persönliche Ansicht des Königs betrifft, so liefen ab und an Gerüchte um, er sei geneigt oder, wie die Franzosen es ausdrücken, habe Velleitäten, schon jetzt die provinzialständischen Ausschüsse in Reichsstände zu verwandlen; aber die Minister hätten ihr Veto eingelegt. Dieser Angabe zufolge wäre die preußische Monarchie bereits eine beschränkte, nämlich eingeschränkt durch Minister und Rathgeber. Aus guten Gründen muß man aber bezweiflen, daß der König selbst in der Volksvertretungsfrage anders gesinnt sei, als seine Umgebung. Deshalb wird es mit Reichsständen keine Eile haben. Zwar möchte eine ziemlich ansehnliche Partei Preußen mit einem Oberhause beschenken; aber die Sache ist nicht recht ausführbar. Um den Preis eines wirklichen Unterhauses mögen diese Herren nicht zu ihrem Oberhause gelangen; sie sind klüger als andere Parteien, welche vielleicht unbesonnen genug wären, sich für ein schwaches Unterhaus auch ein Oberhaus gefallen zu lassen. Ich denke, wir können keins von beiden in dem üblichen Sinne gebrauchen, eben so wenig wie uns eine Pairs- und Deputirtenkammer von alltäglichem Schlage Heil bringen würde. Statt so ungenügender Einrichtungen ist eine Fortdauer und Verallgemeinerung des einmal begonnenen Gährungsprozesses in den Köpfen und Gemüthern bis auf Weiteres das sicherste Mittel zum Besserwerden. Zugleich kann man die beiden amtlichen Parteien sammt ihren Unterabtheilungen in ihrer wechselseitigen Aufreibung ruhig fortfahren lassen: nämlich die Büreaukratie, welche den Polizeistaat, und die Aristokratie, welche den Patrimonialstaat will. Diese bei-

*) Der im Jahr 1845 gemachte Fortschritt verdient aufrichtige Anerkennung.

den Parteien, welche die stärksten Stützen der Unfreiheit bilden, theils mit, theils ohne Frömmigkeit, christlich oder unchristlich, besitzen den bedeutendsten Einfluß und bekämpfen sich gegenseitig. Seit einigen Jahren hat sich indessen eine Zwischenpartei hervorgethan, welche sichtbar im Wachsen ist: die Partei des polizeilichen Patrimonialismus oder des patrimonialen Polizeisystems. Sie ist die gefährlichste Partei von allen, und muß doch willkommen geheißen werden; denn sie wird das Geschwür zur Reife bringen und ist als die unmittelbare Vorläuferin der besseren Zukunft zu betrachten.

Den Landtagsabschieden zufolge sollte man zwar glauben, daß es um unsere Gegenwart schon ganz vortrefflich stehe; aber die Landtagsabschiede haben ihren Bescheid noch zu erwarten. Die Geschichte wird ihnen den verdienten Abschied ertheilen, sie wird die verwickelten Formen und schwerfälligen Gerüste zerstören, in welche jetzt noch das Staatsleben eingekeilt ist, sie wird die schädliche Verwechselung der Zwecke und der Mittel aufheben, welche aus unseren öffentlichen Zuständen ein unerfreuliches Bild von Unfreiheit, Bevormundung an allen Ecken und Plackereien aller Art gemacht hat.

Die nächste Lösung des teutschen Rattenkönigs, welche nicht lange mehr ausbleiben kann, ist die freie Oeffentlichkeit, oder die Preßfreiheit, das allgewaltige Werkzeug für die Befriedigung aller übrigen Bedürfnisse des wirklich menschlichen Staates. Wo die Mittel und Formen der geistigen Entwickelung durch ängstliches Mißtrauen beschränkt und beschnitten sind, da wird nothwendig der Fortschritt selbst verkümmert und krankhaft. Tagtäglich wiederholen sich in Teutschland die Wirkungen der alten Erfahrung, daß es den Machthabern an Vertrauen zur Wahrheit mangelt, sei es aus Bequemlichkeitsliebe oder aus Gefühl der Schwäche. Würde nicht der Sieg der amtlichen Wahrheit um so glänzender sein, je mehr Feinde sie in redlichem Kampfe überwände?

Die neueste Geschichte Preußens ist für die Frage von der Freiheit des Geistes ebenso ungünstig ausgefallen, wie die ältere.

Die Presse soll nicht frei sein; ja sogar der Gebrauch der zensirten Presse soll nicht frei sein. Damit stimmt vollkommen überein, daß der in der Presse unfreie Geist auch in der mündlich vorgetragenen Wissenschaft nicht frei ist. Werfen wir einen Blick auf die Thatsachen.

In den Landtagsabschieden wird das Censursystem und die polizeiliche Behandlung der Geister mit größter Bestimmtheit als heilsam und nothwendig hingestellt, und damit werden die auf freie Presse gerichteten ständischen Wünsche abgefertigt. Zum Ueberfluß wird noch auf die Bundesgesetzgebung hingewiesen. Nun gehört zwar die Provinz Preußen gar nicht einmal zum teutschen Bunde; aber sie muß sich bei der für das ganze Reich nöthigen „Einheit" in der Behandlung der Preßangelegenheiten beruhigen. Folglich kommt die Provinz Preußen, so wie auch die Provinz Posen, doppelt zu Schaden. Sie hat alle Nachtheile, nicht im Bunde zu sein, und zugleich die noch größeren Nachtheile, darin zu sein. — Die Regierung kann übrigens selbst nicht glauben, daß der Zensur ihr letztes Wort bleiben werde. Ist nicht alle Ausdauer und Thatkraft im Osten und Westen verschwunden, so muß endlich das **aterum censeo, censuram esse delendam** durchdringen.

Zum Zensursystem hat ferner von jeher gehört, daß man nicht Freiheit hat, sich der unfreien Presse zu bedienen. Sehr oft werden neue Zeitschriften nicht genehmigt und bestehende unterdrückt; auch werden zensirte Bücher in Beschlag genommen. Ein recht sprechendes Beispiel, wie weit die Versagung von Zeitungskonzessionen geht, knüpft sich an die von vier Berliner Professoren der Hegelschen Schule beabsichtigte Zeitschrift. Diese Herren glaubten anfänglich, es würde mit der Konzession gar keine Schwierigkeit haben, weil sie Humboldt für die Sache interessirt hatten. Vielleicht würden sie günstigeren Erfolg gehabt haben, wenn sie irgend einen Polizeirath dafür interessirt hätten. Noch sicherer würden sie gegangen sein, wenn sie zu einem in Gnade stehenden unschädlichen Systeme der Philosophie geschworen hätten. Denn die Hegelsche Philosophie ist ketzerisch und verderblich, die Schellingsche dagegen rechtgläubig und heilsam.

Endlich hat sich bei mehreren Fällen ausgewiesen, daß wir noch immer keine Lehrfreiheit haben, weder in der Theologie noch in der Politik. Die Freiheit der Wissenschaft ist in Teutschland ein beliebtes Paradepferd der Schönredner. Wenn auch mitunter thatsächlich, so haben die Teutschen sie grundsätzlich noch nie gehabt, eben so wenig, wie die meisten andern Völker. Die freie Wissenschaft ist doch nur diejenige, welche ohne Rücksicht auf das Gegebene und das amtlich Festgesetzte oder Beliebte ihre Lehren entwickelt. Und wo wäre die zu finden? Damit wir sie nicht haben, arbeiten ja die meisten Männer der Wissenschaft selbst, weil ihnen die rechte Gesinnung und Festigkeit mangelt, den Staatsmännern und den Ueberwachern der Geister in die Hände. Also ist es ganz in der Ordnung, daß mißliebigen Jugendlehrern mit irgend einer Redensart, z. B. „subversive Tendenzen" Schweigen auferlegt wird. Für das Bestehen des vormundschaftlichen Staates ist Zensur und Lehrbeschränkung die erste Bedingung. Akademie der Wissenschaften, Universität, Gymnasium, Stadt- und Dorfschule — alles muß sich in gleicher Unmündigkeit der höheren Einsicht fügen.

Verweilen wir einen Augenblick bei den teutschen Universitäten. Ihre Verfassung ist eben so veraltet, wie die des Staates. Sie dulden in ihrem Schooße nur wenige Bestandtheile von Zukunftsgedanken. Der Geist bleibt da, wo er am meisten der Freiheit bedarf, rechtlos, vornehmlich in der Wissenschaft von dem Menschen und der Gesellschaft, also in der höchsten und nothwendigsten Wissenschaft. Lehrfreiheit ist in keiner einzigen unserer Fakultäten zu finden, selbst nicht in der medizinischen. Wenn gleich die christliche Medizin auf keine Hindernisse stößt, so könnte doch die Lehre vom menschlichen Körper leicht in ketzerische Behauptungen und Verwickelungen mit der Staatsgewalt gerathen. Die philosophische Fakultät bildet zwar die linke Seite der Universität, ist aber mit ihren etwaigen Oppositionsbestrebungen auf die peinlichste Vorsicht angewiesen. Dazu kommt, daß sie mehr ein Sammelplatz von allerlei gelehrten Fächern, die in den drei eigentlichen Zunftfakultäten keinen Platz finden, als ein Heerd der Wissenschaft ist. Sonst würde sie bereits die ganze Universi-

tät in philosophisches Fleisch und Blut verwandelt haben. Ihr schwächster Punkt sind die Staatswissenschaften, in welchen sie theils durch die Staatsgewalt, theils durch sich selbst zur Ohnmacht verdammt ist. Dasselbe gilt auch von der juristischen Fakultät, welche recht eigentlich die gelehrte Verfechterin des Bestehenden ist. Sie kennt kein fließendes Recht, sondern faßt nur ein starres und steinernes. Ihre Exegese und Dogmatik reicht der theologischen brüderlich die Hand. Sie darf nicht anders; aber, was viel schlimmer ist, sie will auch nicht anders. Was kann man endlich von der Rechten der Universität erwarten? Die theologische Fakultät wirft den Menschen vollends aus der Natur und der Vernunft hinaus; der Zweck der Gottesgelehrtheit ist, den Menschen sich selbst zu entfremden.

Daß die teutsche Universität der Reform bedarf, haben sogar ihre Gönner anerkannt. Aber sie sehen nicht, daß der Kern krank ist, und möchten an der Schale herum ausbessern. Mit Aenderungen in Form und Methode allein ist es nicht gethan, besonders nicht, wenn sich sogar hierin Ungeschicktheit zeigt. Die wahre Reform der Universität wird ihr Aufhören sein, welches freilich noch manche andere Bedingungen voraussetzt. Die Handwerkszünfte haben der Gewerbfreiheit weichen müssen; warum nicht auch die zünftige Gelehrsamkeit der freien Wissenschaft? Die Universität ist mechanisirt; die freie Wissenschaft wird sich selbst organisiren, so daß jeder Wissende lehren darf, ohne Bezahlung und Diplom. — —

— Haben die Teutschen keine freie Lehre, woher sollte ihnen die freie That kommen? Der teutsche Geist ist größtentheils pensionirt; zur Weltgeschichte steht das teutsche Volk in einer sehr entfernten Beziehung. Es erhebt sich selten zur Höhe der europäischen Thätigkeit und läßt sich in der Regel von den übrigen Völkern in's Schlepptau nehmen. Bei aller Bedächtigkeit, Ernsthaftigkeit und Vernünftigkeit sind die Teutschen in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten bisher sehr oberflächlich, leichtsinnig und schlottrich gewesen. Sie lassen gern die Dinge gehen, wie sie gehen; der Schlaf oder das Schlafwachen ist so süß. Wie verderblich aber der Leichtsinn, nichts zu thun, wirkt, haben wir be-

reits durch die bittersten Erfahrungen gelernt, hätten es wenigstens lernen können. Thut uns vielleicht noch eine gründliche Züchtigung Noth? Nun, fahren wir so fort, wird sie gewiß nicht ausbleiben. Wir lassen uns in alter Weise wieder von andern Völkern überholen; indem wir stillstehen, schreiten wir natürlich zurück. Während alte Fragen noch nicht gelöst, alte Bedürfnisse noch nicht erledigt sind, tauchen schon neue Fragen und Bedürfnisse auf, und die öffentlichen Zustände werden immer verwickelter und unheilbarer. Noch lange nicht sind wir mit den politischen Aufgaben fertig, und schon dringen die sozialen Aufgaben auf uns ein, deren Lösung bei unsern erst halbgeordneten Zuständen doppelt schwierig ist. Bilden wir uns nicht ein, daß es damit noch Zeit habe. Die Zeit wartet nicht auf die Trägen. Daß aber der Sozialismus die Zukunft der Staaten ist, wird täglich offenbarer.

Wir haben wirklich Eile, da wir gegen die Weltgeschichte stark im Rückstande sind. Rühren wir uns nicht, verbessern wir nicht unsere inneren Verhältnisse, so werden wir vor großen Ereignissen wieder, wie früher, zusammensinken. So wie wir jetzt noch sind, was soll aus uns werden, wenn die Fugen Europa's wieder zu krachen anfangen und wenn wieder um große Geschicke eiserne und feurige Würfel unter den Völkern fallen?

Man setze blos den oft besprochenen Fall: Ludwig Philipp's Tod. Derselbe kann die größten Verwickelungen nach sich ziehen, welche für die Zukunft Europa's von der ersten Bedeutung sein würden. Kein Land übt auf Europa so viel elektrische Wirkung aus, wie Frankreich. Wer aber könnte glauben, die französische Revolution sei abgeschlossen? Schlaue Diplomaten meinen zwar, Ludwig Philipp sei der eigentliche Napoleon, welcher den Schlund der Revolution verstopft habe. Nun ja, unter vielen Herrschern ragt der König der Franzosen durch sogenannte Klugheit hervor. Wir geben der „guten" Presse diesen ihren Gemeinplatz gern zu. Ludwig Philipp ist klug, sehr klug, so ausgezeichnet klug, — daß eine neue Revolution in Frankreich die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ludwig Philipp wird von derjenigen Klugheit, welche mit tausend Mitteln das Unkluge erstrebt, ein denkwürdiges Muster bleiben. Wozu nützen die glän-

zendsten Anstrengungen, wenn das Ziel in unserem Rücken liegt? Das bloße Talent ist Form und Rinde; die Hauptsache ist der Kern, der Inhalt des Strebens. Ludwig Philipp hat sich auf nichts als auf den status quo und den Rückschritt verstanden. Wie man säet, so wird man erndten. Die Ruhe und Ordnung in Frankreich ist gleißnerische Oberfläche. Die wahre Ruhe, die wahre Ordnung eines Staates wird nicht durch Klugheit und Selbstsucht, sondern durch Weisheit und Gerechtigkeit geschaffen. — Ludwig Philipps Tod ist, wie gesagt, nur ein herausgegriffener Fall aus hundert andern, welche gleichfalls das liebe Teutschland in eine ernste Probe werfen können. Der Befreiungskrieg allein ist noch kein Beweis, daß Teutschland unter allen Umständen seine Unabhängigkeit ungeschmälert bewahren werde. Damals hatte es ganz Europa auf seiner Seite; wie viel würde es für sich allein leisten?

Ein verjüngtes Teutschland, von selbstbewußten Staatsbürgern bevölkert, würde jedem Feinde, jeder Allianz widerstehen können, den sehr unwahrscheinlichen Fall vorausgesetzt, daß ein freies Teutschland so viel Feinde haben würde, wie das unfreie in der That hat. Gegenwärtig muß man die alte Erfahrung in Erinnerung bringen, daß bei der Unfreiheit im Innern auch die Freiheit nach außen in beständiger Gefahr schwebt; die nationale Unabhängigkeit bevormundeter Menschen bleibt von der Gnade der Völker ringsum abhängig.

(Fugenstopfer 8.)

Ein Bürger an einen * schen Minister.

Ich träumte einst von einer Eisenbahn, die sich durch den Ertrag der Knochen ihrer verunglückten Passagiere rentirte. Dieser seltsame und schauerliche Traum, Herr Minister, fällt mir immer wieder ein, so oft ich an Ihre Regierungsweise denke; denn Ihre Regierung erhält sich durch den Ruin der Seelen, welche sie beglücken sollte, wie jene Eisenbahn durch den Ruin der Leiber, welche sie befördern sollte.

Was würden Sie von Ihrem Kutscher sagen, wenn derselbe seine Aufgabe nicht darin suchte, Ihren Wagen voranzubringen, sondern darin, ihn zurückzuhalten? So sehr Sie sich über einen solchen Kutscher wundern würden, Herr Minister, so sehr wird man einst, wenn alle Regierungen Volksregierungen werden ge= worden sein, sich über die Politik jener sogenannten Staatsmän= ner wundern, deren ganzes Streben nur darauf gerichtet war, den Geist der Völker zu bannen und zum Stillstand zu bringen. Noch mehr aber sollte man sich darüber wundern, daß die Ursache dieser Erscheinung nicht Jedem sofort auf der Hand liegt. Ein teutscher Professor würde, um die Sache zu erklären, zehn Bände vollschreiben, und wenn man sie alle gelesen, wüßte man noch weniger, als zuvor. Es bedarf aber für den gesunden Menschen= verstand nur weniger Worte, um das Geheimniß aufzudecken. Der Egoismus Weniger, welche in den alten Einrichtungen die Stützen ihrer Macht und ihrer persönlichen Vortheile finden, setzt sich mit List und Gewalt dem Volksgeist entgegen, welcher ihn verdrängen will und muß, um Freiheit und Glück allgemein zu machen. Sehen Sie, Herr Minister, so erscheint die Sache dem schlichten Verstand des Bürgers. Mögen Sie mir nun noch so viel von der Nothwendigkeit eines mächtigen Czaarenthums zur Erhaltung des allgemeinen Wohls und von der Nothwendigkeit einer mächtigen Aristokratie zur Stützung des Czaarenthums und von der Nothwendigkeit eines mächtigen Beamtenthumes zur Aus= führung der weisen Absichten „der Krone" und von der Nothwen= digkeit eines mächtigen Pfaffenthums zur Kultivirung der „sittlichen" Demuth der „Unterthanen" und Andres der Art vorschwatzen: Sie täuschen mich dadurch nicht, ich weiß vielmehr, daß Sie selbst nicht an jene Nothwendigkeiten glauben, und daß einfach nichts weiter dahinter steckt, als der eingefleischte Egoismus des Pfaffen= thums, des Soldatenthums, des Beamtenthums, des Adelthums und über allen des Czaarenthums, welche gemeinschaftlich bei der jetzigen Lage der Dinge ihre Rechnung finden. Ich aber will, daß das Volk seine Rechnung finde, das ganze Volk, und wenn es die Vernunft und das Interesse des Volks fordern, daß Czaa= renthum und Adelthum u. s. w. aus der Welt verschwinden, so

müssen sie alle miteinander fort. Dagegen hilft kein Doziren und kein Raisonniren; was Vernunft und Recht fordern, das muß geschehen und das geschieht.

Da Sie nicht mit dem Volk, sondern gegen das Volk sind, da Sie nicht die Fortschrittsideen der Menschheit, sondern nur die Rückschrittsideen eines Egoismus, dessen Zeit vorüber ist, zur Führerin Ihrer Politik machen, so beschränkt sich Ihre ganze Staatskunst im Grunde auf bloßen Polizeidienst. Sie sind ein potenzirter Polizeidiener, weiter nichts. Dem Volksgeist nachspüren, zuspringen, wenn er sich irgend eine Oeffnung zu brechen beginnt, und die Oeffnung mit Gewalt wieder schließen lassen — das ist die niedere Aufgabe Ihrer hohen Stellung. Sie sind der Kerkermeister des Volksgeistes. Und Sie schämen sich nicht, sich einen Staatsmann nennen zu lassen? Ein wahrer Staatsmann spürt dem Volksgeist nicht nach, um ihn zurückzudrängen, sondern um ihn kennen zu lernen und ihm behülflich zu sein. Er ist der Geburtshelfer dieses Geistes, während Sie ihn im Mutterleibe zu morden suchen.

Sie kehren mitunter volksfreundliche Absichten vor und suchen die Leute glauben zu machen, Ihre Prinzipien seien im Grunde liberal, aber in der Praris lege die Staatsweisheit Ihnen die Nothwendigkeit des Reagirens auf, weil der ungehemmte Volksgeist in einen zu wilden Schritt verfallen und auf ungeordnete Bahnen gerathen könnte. Wir kennen das, Herr Minister. Wir wissen ein zweckmäßiges Reagiren, welches im Grunde nur ein Lenken sein darf, wohl zu schätzen, aber wir wissen auch, daß das Reagiren stets im Unrecht ist, so bald und so lang es lichtscheue oder gewaltsame Mittel anwendet. Welche Mittel wenden Sie an? Sie schließen dem Volk den Mund. Sie verbieten dem Volk die Gesellschaft. Sie lassen das Volk ausspioniren und belauern. Sie wehren dem Volk jede Lebensäußerung. Sie stehen beständig mit dem Kerkerschlüssel in der Hand denen gegenüber, die ein freies Wort zu sprechen wagen, und lassen sie von geheimen Tribunalen richten und verfolgen. Kurz, alle Ihre Mittel sind entweder lichtscheu oder gewaltsam. Und Sie bilden sich wohl gar etwas darauf ein, eine solche Rolle zu spielen und se-

hen darin eine Entwickelung von „Festigkeit," „Charakter" und gar von „Muth!" Kläglicher Ruhm! Stellen Sie einem Schulknaben ein Heer gehorsamer Diener auf der einen und ein Heer bewaffneter Beschützer auf der andern Seite zu Gebot und er wird Ihren Ruhm in wenigen Wochen verdunkeln. Sie entwickeln nur die Kraft und den Muth des Henkers, der mit einem einzigen Druck des Fingers das kräftigste Leben seines gefesselten Opfers vernichtet. Grade das, Herr Minister, scheint mir das Empörendste in Ihrer weitwirkenden Thätigkeit zu sein, daß so kläglich wenig dazu gehört. Lassen Sie sich etwa in einen regelrechten Kampf mit dem Geist ein, den Sie bekriegen? Sauberer Kampf! Aus Ihrem geheimen Büreau schicken Sie einen geheimen Befehl an einen geheimen Polizeidiener und in wenigen Stunden liegt der herrlichste Geist unschädlich gemacht hinter der Kerkermauer. Das ist Ihr Kampf. Die Polizeifaust ist Ihre Kraft und der Kerkergraus ist Ihr Geist. O, Sie machen sich in der That die Arbeit sehr leicht. Dem Stier der brutalen Gewalt ist es die größte Kleinigkeit, einen Menschen, und wäre er der ausgezeichnetste der Welt, auf seine Hörner zu nehmen und an eine Kerkerwand zu schleudern. Mögen die größten Geister der Zeit Ihnen gegenüber treten, Sie wissen Mittel, ihnen zu begegnen. Eine Untersuchung ist mit zwei Worten anbefohlen, ein Vorrath verfänglicher Gesetze ist stets bereit, ein ganzes Heer von polizeilichen und richterlichen Dienern ist sofort in Bewegung gesetzt, die Angeklagten werden rechts und links in Behandlung genommen, gepeinigt, gehetzt, trakassirt, Jahre lang auf die Folter gespannt und wo möglich zu Grunde gerichtet — und Sie? Sie haben nicht die mindeste Mühe davon und sitzen ruhig hinter Ihrem grünen Tisch. Sie kröchen aber trotz Ihrer „Festigkeit," Ihrem „Charakter" und Ihrem „Muthe" sofort unter den grünen Tisch, wenn dem Geist, den Sie hinter Kerkermauern bekämpfen, gestattet würde, Ihnen frei gegenüberzutreten.

Trotz der hassenswerthen und kläglichen Rolle, welche Sie spielen, halten Sie sich dennoch versichert, daß es nicht an Solchen fehlen werde, welche Ihnen sogenannte Anerkennung zollen. Das ist, Herr Minister, nur ein Beweis von der Erbärmlichkeit

Derer, welchen Sie gebieten. In unserem Lande ist noch nie ein Mann der Gewalt, mochte er so schlecht sein wie er immer wollte, von seinem Posten zurückgetreten, ohne daß ihm der Servilismus einen Panegyrikus nachgesandt hätte. Unsere Patrioten sind so sehr an „Pietät" gewöhnt, daß sie in ihrem Museum sogar einen Platz für jeden Stock übrig haben, mit welchem sie geprügelt worden. Aber, Herr Minister, wir haben auch noch ein anderes Museum. Darin wird man Sie produziren mit gebrandmarkter Stirne.

Sie fürchten nicht, Herr Minister, daß Ihre Zeit zu Ende gehen könnte? Sie verlassen sich auf ihre Diener und Soldaten; zugleich aber verlassen Sie sich auf uns, die Ihnen gegenüber stehen. Sie haben uns sagen hören, daß wir nur vom „gesetzlichen" Fortschritt Segen erwarten und nur solchem Fortschritt dienen wollen. Aber täuschen Sie sich darüber nicht, Herr Minister. Wir wollen Licht, deßhalb können wir keine lichtscheue Mittel wollen; wir wollen Recht, deßhalb scheuen wir die Gefahr, Unrecht thun zu müssen; wir wollen das Werk der Zeit vom Geist ausgeführt wissen, deßhalb müssen wir die brutale Gewalt verdammen; wir wollen Humanität, deßhalb wünschen wir unsere Hände nicht in Blut tauchen zu müssen. Also der sogenannte „gesetzliche Fortschritt" ist nur eine nothwendige Konsequenz unserer Prinzipien, sofern er nämlich noch — möglich ist. Aber glauben Sie, daß wir uns mit unseren Prinzipien durch Diejenigen die Hände binden lassen, welche sie verabscheuen? Wenn Sie uns das Licht wehren, das Recht abschneiden, den Geist fesseln, die Humanität zur Sünde machen, im „Gesetz" nur Mittel gegen den „gesetzlichen Fortschritt" schaffen, kurz um jede Bedingung solches Fortschritts vernichten, halten Sie uns dann auch noch für fähig, uns zu Narren unseres Prinzips machen zu lassen? Wir sind Feinde des Todtschlagens; glauben Sie aber, diese Feindschaft gehe so weit, daß wir, um die Möglichkeit des Todtschlages zu vermeiden, uns willig dem Dolch des Banditen preisgeben würden, so sind Sie in großem Irrthum, Herr Minister. Ehe wir uns von dem Banditen tödten lassen, tödten wir eher ihn selbst, und stellen Sie, Herr Minister,

sich durch Gewalthandlungen dem Banditen gleich, so behandeln wir Sie am Ende wie den Banditen.

Die erste Bedingung eines „gesetzlichen Fortschrittes" ist die, daß die gesetzlichen Mittel der politischen Wirksamkeit für das Volk wie für die Regierung entsprechend abgemessen, beiden garantirt und beiden gleich zugänglich seien. So lang Sie allein sprechen dürfen und das Volk nicht; so lang Sie Befehle geben dürfen ohne daß die Volksvertretung sie genehmigt; so lang Sie das Volk anklagen dürfen und das Volk Sie nicht; so lang Sie über die Sicherheit der Personen verfügen können und den Personen kein Schutzmittel gegen Sie zu Gebot steht; kurz so lang alle Gewalt bei der Regierung ist und dem Volk nur die Pflicht des Gehorsams gelassen wird, so lange kann von einem „gesetzlichen Fortschritt" gar keine Rede sein, denn unter solchen Umständen ist das Gesetz nur ein Ausdruck und eine Handhabe der bloßen Gewalt und die bloße Gewalt hat die Völker stets nur dahin geführt, sie abzuschütteln, sobald sie konnten. Der Gewalt setzten sie Gewalt entgegen, sobald sie dazu im Stande waren, und wenn sie, welche Rechte verletzte, nicht um die Mittel verlegen war, wie wollte sie verlangen, daß diejenigen darum verlegen sein sollten, welche Rechte vertheidigten? Daß sie noch darum verlegen sein sollten, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Anwendung solcher Mittel ein Uebel beseitigte, welches tausend Mal schlimmer war, als sie?

In unserm Lande, Herr Minister, sind die Mittel der sogenannten Gesetzlichkeit beinahe erschöpft. Alle Gründe für das Recht sind tausend und aber tausend Mal verhandelt worden — man ist taub gegen sie geblieben; alle Formen der Bitte und der Vorstellung sind tausend Mal verbraucht worden — man ist taub gegen sie geblieben; alles Vertrauen hat sich gemeldet und aller Patriotismus hat sein Herz ausgeschüttet — man ist taub gegen sie geblieben. Die Geleise des gewöhnlichen Weges der politischen Entwickelung sind bei uns ausgefahren bis an die Nabe und das Fuhrwerk sucht eine andere Straße. Aber wie gegen Worte taub, so ist man gegen Erscheinungen blind geblieben. Höhnisch oder

heuchlerisch ist der verstockte Egoismus der Gewalt über Alles weggeschritten und unter seiner Fußsohle stand stets geschrieben ein unerbittliches Nein! Die Zeit der Erkenntniß ist nun gekommen und das Vertrauen wird begraben werden, wenn Diejenigen, welche Anspruch darauf machen, es nicht verdienen wollen. An ihnen liegt es, die Männer des Volkes dahin zu bringen, daß sie die „gesetzlichen" Mittel in feindlicher Absicht anwenden, daß sie dieselben gänzlich zu erschöpfen suchen, um dem Volk den praktischen Beweis zu liefern, daß ihm keine Abhülfe gewährt werden soll. Was einer wohlgesinnten Regierung gegenüber bürgerliche Pflicht ist, Anwendung der „gesetzlichen" Mittel nämlich, das kann einer schlechtgesinnten gegenüber zu einem feindseligen Experiment werden. Wir werden so lange „gesetzlich" opponiren, Herr Minister, wie wir dazu im Stande sind und wenn sich dann das Volk vollständig überzeugt, daß es auf dem „gesetzlichen Wege" zu nichts gelangt, so wird es Ihnen klar sein, Herr Minister, wer es auf einen anderen treibt.

Sie sagen, wir wollten nichts Geringeres, als die Revolution! Ja, Herr Minister, wir wollen sie, wenn Sie sie wollen; wollen Sie sie nicht, so wollen wir sie noch weniger. Auch in Religionssachen sind wir, wie Sie sehen, noch loyal genug, Ihnen die Initiative zu lassen.

IX.

Einiges über die teutsche Tagespresse.

Von

K. Heinzen.

Die zensirte teutsche Presse hat nicht bloß nicht die Freiheit, sich von dem Krebs, der an ihr frißt, zu kuriren, sondern es fehlt ihr auch die Freiheit, ihre Krankheit zu untersuchen und die Gegenmittel zu prüfen. Denjenigen Blättern, die guten Willen haben, gegen den Strom der Reaktion anzukämpfen, wird es daher nur willkommen sein können, wenn man von einem uneingeengten Standpunkt aus ihren Zustand beleuchtet und ihnen von Zeit zu Zeit mit einem Stimulus zu Hülfe kommt. Ein Wecker in der Wüste zu sein, ist wahrlich nöthig, wo die Wüstenei so grausenhaft sich um die Schläfer lagert, daß sie höchstens noch an die Einrichtung der Schlafstelle, nicht aber an ein Erwachen zu denken wagen.

Persönliche Beobachtungen unterstützen die Beurtheilung. Ich beginne daher mit der Erwähnung des Eindrucks den die Preßverhältnisse des Auslandes auf mich gemacht haben, seitdem ich unzensirte Luft athme. Seit dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die Freiheit des Geistes in Belgien, zum Theil in Frankreich und namentlich in der Schweiz sich bethätigen zu sehen. Ich habe also einen Theil der Kur durchgemacht, welche die Reactionairs mitunter den Liberalen anempfehlen, um sich von der Krankheit des Liberalismus zu kuriren und einen erleuchtenden Tag von Damaskus zu erleben. Die Kur scheint aber nur bei denen anzuschlagen, die von vorn herein kurirt waren. Von dem Inhalt des belgischen, des französischen und des schweizerischen Geistes spreche ich nicht; aber der Unterschied in seiner Freiheit,

sich kundzugeben, im Vergleich mit den teutschen Preßzuständen hat mir im Ausland eine Verachtung der Zensursklaverei und Geduld meiner Landsleute eingegeben, die mich könnte vergessen lassen, daß ich zu ihnen gehöre. In Belgien gibt es Sudelblätter, in Frankreich gibt es Sudelblätter, in der Schweiz gibt es Sudelblätter wie überall; aber das niedrigste Sudelblatt dieser Länder steht höher und achtenswerther da, als das beste Blatt der teutschen Zensurpresse, denn die Sprache der Freiheit, auch auf der niedrigsten Stufe, kann durch nichts ersetzt werden und klingt selbst aus dem Ochsenhorn der Verwilderung schöner, als die Sprache der bevormundeten Kultur auf der Harmonika der Polizei. Halten wir uns an die Schweiz, wo die Bedingungen zur Aufrechthaltung einer würdigen Tagespresse die ungünstigsten sind, weil die Kleinheit der Verhältnisse, die Absperrung der Kantone, die unumgängliche Zerstückelung der Nationalpolitik in Lokalpolitik einen ununterbrochenen Kampf der kleinen Interessen, der Persönlichkeiten, der Privatleidenschaften u. s. w. unterhalten. Eine solche Presse, sollte man denken, müsse einen widerwärtigen Eindruck machen und ein Gegenmittel gegen die Liebe zur Preßfreiheit eingeben. Sie macht aber nur in so fern einen widerwärtigen Eindruck auf mich, als sie der Ausdruck von Zuständen ist, welche das Ausland, insbesondere das zensirte Ausland, mit Gewalt aufrecht erhält, um die Macht der schweizerischen Republik in sich selbst zu paralysiren und deren kontinentalen Beruf in lokalen Zänkereien untergehen zu lassen. Trotz jenen ungünstigen Verhältnissen will ich von dieser Presse mit all ihren Philisterhaftigkeiten, Kleinlichkeiten, Leidenschaften, Zänkereien und Kolbengefechten, wobei man namentlich ein nationales Privilegium gegen die teutschen Schützlinge geltend macht, lieber getödtet werden, als in der teutschen Presse mit ihrem erzwungenen Anstand, ihrer polizeilichen Gemessenheit, ihrer eingebläuten Schonung, ihrer zitternden Retizenzen, ihren niederträchtigen Heucheleien, ihren feigen Rücksichten, ihren ekelhaften Schmeicheleien eine gequälte Existenz hinschleppen. Mag der Geist sich verirren, mag er sich vergreifen, mag er vorn und hinten ausschlagen, wie er will: nichts kann er in seiner Freiheit thun, was einem vernünftigen

und freien Menschen den Wunsch eingeben könnte, ihn in irgend etwas gefesselt zu sehen. Seine freie Aeußerung, sein freies Auskämpfen, sein freies Platzen und Aufeinanderplatzen ist seiner Natur so nothwendig, daß er, man mögte sagen, nicht mehr existirt, wenn er eine andere Sprache redet, als diejenige, welche sich in der Freiheit ihm darbietet. Das Menschliche, nach allen Seiten hin, ist es, was er fordert und was man an ihm sucht. Die Sprache der teutschen Presse ist nicht mehr menschlich. So spricht kein Mensch und kein Volk; so spricht nur ein Geschöpf der Polizei und eine Versammlung belauerter Sklaven.

Daß die Freiheit die Wunden, welche sie schlägt, auch selbst heilt, ist eine Wahrheit, die sich in der Presse eben so bewährt, wie in andern Dingen. Ich gehe nicht darauf ein, Belege für diese Wahrheit im Auslande aufzusuchen, denn die teutsche Reaktion könnte sich einbilden, man gehöre noch zu Denen, welche sie durch Vernunftgründe zur Bewilligung von Rechten zu bewegen suchen. Ich spreche vielmehr die Ueberzeugung aus, daß den Teutschen trotz den bundestäglichen Versprechen nie, niemals eine wirkliche Preßfreiheit gewährt werden wird; an einem andern Ort soll es dargethan werden, das es bei der Eintheilung und Verfassung Teutschlands gradezu Unsinn ist, sich derartige Hoffnungen zu machen. Es wird aber hier der Ort sein, den Teutschen zu sagen, wo sie einstweilen ihre Preßfreiheit zu suchen haben. Im Auslande sucht sie und ihr werdet sie finden. Diejenigen Schriftsteller, welche geistige und pekuniare Mittel besitzen, um den Kampf gegen die teutsche Reaktion nachhaltig zu führen, müssen sich in's Ausland begeben; im Inlande reiben sie sich, wie man nach Erprobung der teutschen Justiz zugestehen muß, vergeblich auf in dem tückenvollen und endlosen Kampf mit Polizei und Inquisition. Landsleute, wollt ihr einen Rath befolgen, der durch vielseitige Erwägungen und Erfahrungen eingegeben ist, so sammelt Gelder, um die Kriegskosten zu bezahlen, welche der geistige Kampf der ausgewanderten Teutschen gegen die Unterdrückung der Freiheit erfordert. In jedem Ort von einiger Bedeutung sollten sich die Liberalen zusammenthun und eine Kasse zur Unterhaltung jenes Kampfes

bilden. Er ist der wirksamste, weil er der freieste ist, aber ohne Geld läßt er sich nicht fortsetzen. Ich will euch nicht von den tausend Schwierigkeiten unterhalten, die sich im Auslande den Schriftstellern entgegenstellen, deren Leben getheilt ist in die Sorge um die Existenz und die Sorge um die heimische Freiheit. Es ist nicht so leicht, wie es sich von Teutschland aus ansieht, die geisti= gen Truppen, die man zur Disposition hätte, vom Auslande her auf den rechten Kampfplatz zu bringen. Es gehört Geld dazu und daran fehlt es überall. Schafft uns die Mittel und wir geben euch das Wort, daß wir eueren Feinden das Handwerk der Unterdrückung bis in den Grund verleiden werden, und sollte es ihnen gelingen, uns bis über das Meer zu verfolgen. Wir werden nicht nachlassen, so lang noch ein Hauch in uns lebt, aber — ohne Kriegskosten ist unser Krieg gelähmt. Ihr bezahlt so manches Geld, das zur Schmiedung eurer Fesseln dient; habt ihr keins, die Fesseln zu zerbrechen? Der arme Irländer bringt seine Wochenrente auf, um den Kampf für seine Rechte im Gang zu halten; der reiche Teutsche sollte kein Schärflein für solchen Zweck übrig haben? Wahrlich, wahrlich ich sage euch, mit der Hälfte des Geldes, das ihr für die Kölner Dombaukomödieen bei= gesteuert habt, hättet ihr auf dem angegebenen Weg in zwei Jah= ren mehr ausrichten können, als ihr mit allen Petitionen und Ständekammern in einem halben Menschenalter erreicht. Laßt euch nicht irre machen durch Polizeimaßregeln und Kontrolen. Es gibt Mittel gegen jede Polizei des Despotismus, aber, noch= mals sei es gesagt, — schafft uns die Kriegskosten. Thut euch zusammen und sammelt Gelder; an jedem Tisch, der euere Flaschen trägt, laßt den Teller zirkuliren, bei jedem Fest das ihr feiert, laßt den Teller zirkuliren, bei jedem Grimm, den ihr verschlu= cken müßt, laßt den Teller zirkuliren. So mancher Liberale verschleudert Hunderte an unnütze Dinge; wüßte er, welche Waffe sein Geld in anderen Händen sein könnte, er würde ihm eine bessere Bestimmung geben. Die Reaktion gebietet tausendfach über die Millionen der Völker, und der Fortschritt bleibt ein — Bett= ler! Für jede Sache des Rückschritts, für die pfäffische wie für die despotische Propaganda fehlen die Mittel nirgends und man

hat dadurch Ungeheueres erreicht; die Freunde des Fortschritts dagegen sehen ruhig zu oder begnügen sich mit vereinzelten Demonstrationen und — verthun ihre Mittel höchstens für Fackelzüge und Toaste. Schämen wir uns endlich unserer Energielosigkeit und Blindheit. Wohlan, Landsleute, greift meinen Vorschlag auf, macht ihn zum eurigen, seid thätig, laßt nicht nach und ihr werdet den Erfolg spüren. Habt ihr noch irgend einen Antrieb nöthig, so blickt auf den jämmerlichen Zustand der Tagespresse, von der ich gesprochen, und tragt dazu bei, daß die verderblichen, demoralisirenden Wirkungen dieser niederträchtigen Zensursprache nachhaltig durch die Wirkungen einer freien Menschensprache aufgehoben werden.

Das Muster der teutschen Zensurpresse ist die preußische. Nirgends wird die Reaktion so mißtrauisch-gründlich und so systematisch-kleinlich betrieben, wie in Preußen. Dort werden Präkautionsmittel angewandt, an die anderwärts keine Seele denken würde; dort werden mittelst der büreaukratischen Maschinerie die polizeilichen Einspritzungen so allseitig und nachdrücklich applizirt, daß auch keine Arterie im ganzen Staatskörper damit verschont bleibt; dort wird wegen Kleinigkeiten, die man sich anderwärts schämen würde nur zu beachten, ein ganzes Heer von Beamten außer Athem gebracht. Auf dem preußischen Volksacker wächst kein Gräschen, das nicht bewacht, bevormundet, beschnitten würde. Nach den Begriffen der preußischen Staatsangst kann aus jedem Gräschen ein Freiheitsbaum emporwachsen. Bei dem Druck, den dies gouvernementale böse Gewissen namentlich auf die Presse ausübt, ist es allerdings eine harte Sache, eine Zeitung für eine freisinnige Haltung verantwortlich zu machen. Die Zensur, durch unermüdliche geheime Instruktionen bei jeder Gelegenheit eingeschüchtert und gehetzt, sorgt dafür, daß kein Blatt beim Publikum in den Geruch zu großer Freisinnigkeit komme; dennoch aber ist es sehr leicht, bei der Regierung in diesen Geruch zu kommen, und ist dies geschehen, so sieht der Verleger Tag und Nacht das Damoklesschwert über seiner Konzession hangen. Nirgends ist die Rechtssicherheit so gründlich untergraben, wie in den Verhältnissen der Tagespresse. Man frage die Verleger, ob ein Einziger trotz

der Zensur seiner Konzession noch sicher zu sein glaubt, wenn er das Mißfallen in höheren Regionen erregt hat. Die Freisinnigkeit, die Sympathie für das Volksrecht, muß förmlich als Sünde nach römischen Begriffen betrachtet und geübt werden. Eine völlige Umkehrung der innersten menschlichen Natur muß die Qualifikation für die preußische Zeitungspresse schaffen. Wer diese Miseren in der Nähe beobachtet, wer selbst diesen kleinen Krieg gegen die Zeitungspolizei mitgemacht hat, der weiß beinah in jedem Blatt die Spuren der tausend Niederlagen zu erkennen, welche die Zeitungen täglich unter der Zensurscheere erleiden, der sieht die Gespenster der gemordeten Gedanken zwischen allen Zeilen umherschleichen, welche die Exekution dem Drucker noch übrig gelassen hat. Aber nicht bloß dies. Das Empörendste ist, der Geistespolizei positive Konzessionen machen zu sehen. Es gibt Zeitungen, die, vielleicht unbewußt, ihr Ansichtensystem dem Zensurdruck förmlich akkommodiren und sich dahin bringen lassen, Prinzipien zu billigen oder gar zu vertreten, die sie bei freier Presse auf das Entschiedenste bekämpfen würden. Und in diesem Punkt gibt es keinen Anspruch auf Nachsicht und Rücksichten mehr. Wenn eine zensirte Zeitung auch nicht verantwortlich gemacht werden kann, dies und das zu sagen, so kann sie doch verantwortlich sein, dies und das zu verschweigen. Wenn nicht die Freiheit des Redens, so müssen sie um so mehr den Muth des Schweigens haben und dieser Muth hat kein einziges preußisches Blatt. Nach dem Tschechschen Attentat machte ein offiziöser Artikel aus Schlesien dem Volk den Vorwurf, daß es die Pietät nach obenhin verloren habe, und daß sich der witzelnde Tadel sogar bis in die höchsten Regionen hinaufwage. Daß dies vollkommen wahr ist, und daß im Volke, sobald es unbewacht sprechen darf, nicht der zehnte Mann mehr an der sklavischen Pietät laborirt, die früher jene gläubigen „Unterthanen" ausgezeichnet, davon kann man sich täglich in jeder Gesellschaft überzeugen und Niemand theilt diese Ueberzeugung mehr, als die Zeitungsleute. Dennoch brach gegen jenen Artikel sofort ein wahrer Sturm loyaler Empörung los, worin alle Zeitungen sich und das Volk mit Händen und Füßen gegen den Verdacht zu wehren suchten, daß sie nicht mehr das

erforderliche Quantum von Sklavengesinnung besitzen sollten. Jenes Benehmen war wahrhaft zum Erbrechen *). Dies Beispiel soll aber beweisen, wie es mit dem Muth des Schweigens in unserer Zeitungspresse bestellt ist. Konnte sie dem schlesischen Artikel nicht sagen, daß er in der Berichtung des Faktums, Dank dem Fortschritt, ganz Recht habe, und daß er nur Unrecht thue, die Ursache dieses Fortschritts auf Rechnung des Volks zu setzen und den Werth desselben zu verkennen, so konnte sie wenigstens schweigen und durch diese Antwort der Regierung eine Lehre geben. Ein anderes Beispiel aus der neuesten Zeit ist das Benehmen der Rheinischen Tagespresse bei Gelegenheit der Trommel- und Pulverfestivitäten am Rhein. Da waren alle Zeitungen voll Jubel und flossen über von den alten Ueberschwenglichkeiten der loyalen Erniedrigung, während doch, wie ich aus sicherer Quelle weiß, trotz den vielen Flintenschüssen und Aufzügen die Stimmung der Bevölkerung im Ganzen eine ziemlich ehrenwerthe war und die Mißstimmung hierüber in andern Regionen sich deutlich genug an den Tag gelegt hat. „Das Schweigen des Volks ist die Lehre der Könige", sagt Mirabeau. Die Zeitungen sollten doch wissen, daß sie mit zum Volk gehören und ihm mit gutem Beispiel voranzugehen haben.

Es kommen mir in meinem jetzigen Wohnort nur wenig preußische Zeitungen zu Gesicht und die meisten halte ich nur in den Zitaten anderer Blätter im Auge. Auf dem Züricher Museum, einem der reichhaltigsten, die es gibt, werden folgende preußische Blätter gehalten: die „preußische Allgemeine Zeitung" (wegen ihrer revolutionären Artikel über China), die Kölnische, die Aachener und der — Rheinische Beobachter. Da die „Kölnische

*) In neuerer Zeit wiederholte sich diese Komödie in der angstschwitzenden Vertheidigung der Zeitungen gegen den Vorwurf der „Literarischen Zeitung", daß sie die Minister nach ihrem Austritt aus dem Amt belobten und früher tadelten. Gegen den Vorwurf dieses Lobes, wie gegründet derselbe auch (natürlich in anderem Sinn, als dem der Lit. Zeit.) gewesen sein mag, vertheidigten sie sich weniger, als gegen den des Tadels, wie unmerklich der letztere auch applizirt sein mogte. Die „Oppositionspresse" verwahrt sich gegen die Ehre, Minister getadelt zu haben, an denen nichts zu loben war! Es ist schrecklich.

Zeitung" unter der neuen Redaktion hoffentlich einen anderen Weg einschlagen wird, so können die Sünden der früheren kurz abgefertigt werden. Der nationale Kompilator Andree war der Aufgabe eines so weitverbreiteten Blattes in keiner Weise gewachsen und seine „Gesinnung" war doch gar zu unschädlicher Natur. Er benutzte es hauptsächlich zu langweiligen Feldzügen gegen Alles, was nicht teutsch ist, und nahm es den stammverwandten „Gränznachbarn" sehr übel, daß sie, statt in den Pferch der teutschen Sklaverei zurückzukehren, sich vielmehr von diesem einladenden Zustand wegwenden. Unter seinen ausländischen Liebhabereien nahm der Dünger „Guano" eine hervorragende Stelle ein. Was nur im Reich des Guano vorging, das war in der Kölnischen Zeitung zu finden, und es fehlte nur, daß sie für die Insel Ischabon, wie für „Teutschland", „Frankreich" u. s. w. eine besondere Rubrik angelegt hätte; sie war mitunter ein förmliches Guanomagazin. Man hat Ursache genug, sich darüber zu wundern, daß eine Zeitungsredaktion sich so viel um auswärtigen Mist bekümmert, während im Innern noch gegen vierzig Augiasställe zu fegen sind. Bedurfte man nach den Guano-Berichten und Gerichten einer Abwechselung, so wurde ein Lob des Herrn Gutzkow und sonstiger halber oder zweideutiger Menschen aufgetischt. Nationale Sympathieen, Schutzzölle, Guano, Gutzkow — das waren die Lichtpunkte in den Spalten der Kölnischen Zeitung. Hoffentlich wird das jetzt anders. Zur Vorsorge muß man aber an die Kölnische Zeitung noch die Frage richten, was ihr denn eigentlich die Schweiz gethan, da ihr Korrespondent, wenn nicht im Interesse der Jesuiten, doch sicher im Interesse der Polizei und Reaktion den Geist der freien Schweizer stets auf die empörendste Weise gemißhandelt und denunzirt hat? Es ist überhaupt eine indignirende Erscheinung, daß fast alle teutsche Blätter sich zu geistigen Polizeidienern gegen die einzige beachtenswerthe Republik Europa's gebrauchen lassen. Gelänge es, diese Republik zu ruiniren, die Augen würden euch Verblendeten zu spät aufgehen. Man weiß nicht, ob man sich mehr über den Servilismus ärgern soll, der sich hierin, mitunter unbewußt, kund gibt, oder über die Bornirtheit, welche von der einen Seite gar keine Einsicht in die

wahre Lage der schweizerischen Dinge gewinnen kann und von der andern nicht erkennen will, daß es ein Verrath gegen die ganze Sache der Freiheit ist, wenn man einen Hauptheerd derselben mit Unrath und Steinen zudecken hilft. Ihr Wahnsinnigen solltet, wo ihr könnt, dem von der Diplomatie und der reaktionären Korruption aus allen Enden und Ecken bedrängten Geist der Schweizer zu Hülfe kommen, statt mit euren servilen Polizeifnitteln auf ihn loszuprügeln. Durch den Zwang und die Drohungen eurer Unterdrücker wird es zuwege gebracht, daß die Schweiz, statt eine einige, einzige und starke Republik zu werden und als solche die Vorzüge ihrer Verfassung zu bewähren, ein gährendes Durcheinander von zwei und zwanzig, in widerstrebende Interessen verwickelten Theilen bleibt, welche ihre Kraft unter sich in nutzlosen Streitigkeiten aufreiben. Diese eine Thatsache haltet fest und dann fragt euch, wie ihr mit gutem Gewissen eure Angriffe gegen die Schweiz statt gegen deren Feinde richten könnt? Sollten sich in Teutschland keine Söldlinge mehr finden, welche gelegentlich zur Knechtung der einzigen europäischen Republik ihre Knochen herleihen, so wären wahrhaftig die „liberalen" Zeitungsschreiber nicht Schuld daran.

Einen andern Vorwurf muß man der Kölnischen Zeitung daraus machen, daß sie es nicht wagt, sich von den Pfaffen zu emanzipiren. Sie mag sagen, was sie will, und sie mag von den „historisch-politischen Blättern", dieser teutschen Oberpolizeianstalt des Ultramontanismus, noch so sehr ausgeschimpft werden, dennoch ist sie in noch größerer Abhängigkeit von den Pfaffen, als von der Büreaukratie. Sie nehme sich ein Herz, trete gegen das ekelhafte Geschmeiß auf, unterstütze die Sache der „Neukatholiken" ꝛc., und sie wird erkennen, daß sie dadurch auf die Dauer nicht gegen, sondern für ihr Interesse arbeitet.

Ein Gleiches muß man der „Aachener Zeitung" sagen, die noch weniger, als die Kölnische, den Pfaffen ein Aergerniß zu geben wagt. Und doch läge für sie die Veranlassung noch weit näher, denn Aachen ist ein wahrer Pfaffensumpf, in welchem das arme Volk bis über die Ohren steckt; aus Aachen haben die Pfaffen einen wahren geistigen Kirchhof gemacht, dessen Leichenduft

man schon in der Atmosphäre zu spüren glaubt; in Aachen ist die Hauptmündung der verschlammten belgischen Pfaffenkloake, die dort in das Bette der preußischen Sklaverei einläuft und darin um so stiller und heimlicher ihre geistverpestenden Nebel ausdünstet. Hierin läge, sollt' ich meinen, Aufforderung genug, zur Anregung eines andern Geistes, zumal für ein Blatt, das, als einzige Zeitung des Orts, in Bezug auf seinen Lokal-Absatz kein großes Risiko hätte. Es ist eine Schande für die Rheinprovinz, daß nur ihre servilen Blätter den Muth haben, dem Alp des Pfaffenthums zu Leibe zu gehen, der mit erdrückender Last auf den besten und schönsten Theilen jenes Landstriches liegt. Zeige die Aachener Zeitung vor allen, daß sie diese schwarze Macht nicht für allmächtig hält. Ueberhaupt müßte die Aachener Zeitung ihre Glacéhandschuhe ausziehen, auch in andern Dingen weniger diplomatisiren und ein schärferes Prinzip hervortreten lassen, was trotz der Zensur sehr wohl anginge. Sie hat stets auf der liberalen Seite gestanden und ihr Streben verdient in mancher Beziehung alle Anerkennung, aber man merkt ihr gar zu wenig ein mit den neuen Bewegungen im Reich des Geistes korrespondirendes Hinaufrücken des Standpunktes an, und sie wirkt nicht, was sie könnte, so lang sie nicht strenger in der Gesinnungs-Kritik, nicht konsequenter in der Prinzipiendurchführung und nicht abgehärteter gegen die Einwirkungen der liberalen Sentimentalität und Belletristik ist. (Kürzlich hat sie sogar den Herrn Gutzkow hochgestellt, den sie früher auf das Schärfste tadelte, und dem Hofrath Dingelstedt hat sie ganze Spalten gewidmet. Woher solche Erscheinungen?)

Außer dem Vorwurf wegen Schonung der Pfaffenwirthschaft gibt es noch einen zweiten, in welchen sich die Kölnische und die Aachener Zeitung theilen, den Vorwurf nämlich, daß sie gar keine Notiz von ihrem Freund und Nachbar, dem amüsanten Bajazzo nehmen, der unter dem Namen „Rheinischer Beobachter" zu Köln am Rhein seine loyalen Kunststücke aufführt. Und doch verdiente dieser Mann schon in „belletristischer" Hinsicht einige Aufmerksamkeit, seitdem er am 15. Oktober 1845 eine so seltene Probe seiner poetischen Begabung abgelegt hat. Wie gesagt, man thut Unrecht,

sich mit diesem Manne nicht einzulassen. Alles hat seine Gränze, auch das Ignoriren. Ignorirt man doch nicht das System, welchem der „Beobachter" dient; warum denn das Hauptorgan dieses Systems? Ich rathe schon aus dem Grunde eine andere Haltung gegen den Beobachter anzunehmen, weil er die schönste Gelegenheit darbietet, auf den Sack zu schlagen, um den Esel zu treffen, was ja auch dann noch seine Wirkung thut, wenn der Sack selbst schon ein Esel ist. Ich will das Versäumniß der „Kölnischen" und „Aachener" Zeitung einiger Maßen nachholen.

Die preußische Politik, welche ihr System nicht aufgeben will, so lang sie nicht dazu gezwungen ist, hat endlich, nachdem die negativen Mittel gegen den widerstrebenden Geist des Volks sich als nicht ausreichend erwiesen, sich vorgespiegelt, dieser Geist könne durch positive Mittel, nämlich durch eine gouvernementale Presse, ihrem System geneigter gemacht werden. Sie glaubte auch, das Volk für ihr System erziehen zu können, nachdem es demselben bereits entwachsen war. Entschiedenheit und Offenheit aus guten Gründen überall vermeidend, wagte sie aber nicht, ihre Erziehungs-Presse mit deklarirtem Zwecke und entschieden offiziellem Charakter in's Leben zu rufen. Sie machte daher unter der Hand allerlei unglückliche Kunststücke mit der „preußischen Allgemeinen", der „Königsberger Allgemeinen", der „Literarischen Zeitung" und diesen Kämpen gesellte sich mehr oder weniger auf offizielle Veranlassung (Unterstützung?) auch der Herr Janus, die „Elberfelder", die „Barmer", eine Zeit lang sogar die katholische „Rhein- und Mosel-Zeitung" hinzu. Endlich trat als Haupterzieher der „Rheinische Beobachter" unter einem eignen Erziehungsprofessor auf den Kampfplatz *). So steht denn die preußische

*) Beiläufig gesagt: wenn es gelänge, die Königsberger Hardung'sche und die Kölnische Zeitung nach Art der Rheinischen zu beseitigen, so würde man die in Königsberg und Köln geschaffenen gouvernementalen Blätter als Ersatz in Bereitschaft haben und, da man keinem Illoyalen mehr eine Konzession verleihen würde, so wären die Königsberger und Kölner par tout genöthigt, sich an loyale Lektüre zu gewöhnen. Wäre eine solche Wenduug der Dinge nicht interessant? Es ist nicht überflüssig, auf derartige Eventualitäten hinzudeuten. Man muß seine Leute kennen.

Politik mit einem Zeitungsheere da, wie es keine Regierung der Welt besitzt. Und doch noch Opposition? Und doch noch Mangel an Sympathie? Und doch noch Abnahme der Loyalität? Es ist fabelhaft. Ich bedaure die armen „Unterthanen", welche den Unterhalt dieses stehenden Zeitungsheeres zu bestreiten haben und doch noch immer mehr Veranlassung geben müssen, es gegen sie auf die Beine zu bringen.

Wenn es von der einen Seite interessant war, die Windungen und Bemühungen zu beobachten, durch welche die preußische Politik heimlich Posto auf dem Felde der öffentlichen Meinung zu fassen suchte, in der Hoffnung, das Feldgeschrei, welches sie dort erheben zu lassen gedachte, von der Volksmeinung für das ihrige gehalten zu sehen, so war es von der anderen Seite noch interessanter, einen Ueberblick über die geistigen Kräfte zu erhalten, die ihr zu Gebot stehen. Und da muß man sich denn noch mehr über die Kühnheit wundern, mit welcher ein System, das zu seiner Vertretung in der Presse zum Theil nur den Auswurf des Literatenstandes auf seine Seite bringen konnte, in die Arena der öffentlichen Meinung tritt, als über die Erscheinung, daß dasselbe bei einer so wirksamen Unterstützung noch immer nicht an seinem Sieg verzweifelt. Ein solches Selbstvertrauen ist nur zu erklären, wenn man es mit demjenigen zusammenstellt, welches sich auf die Macht des Soldatenthums und des Beamtenthums gründet. Man scheint von diesen Stützen den Maßstab für die zu errichtenden Preßstützen genommen zu haben und durch die Gewohnheit des Disponirens zu der Täuschung gebracht worden zu sein, eine Regierung könne sich in der öffentlichen Meinung eben so leicht und mit demselben Erfolg eine Armee schaffen, wie auf dem Exerzierplatz. Und diese Täuschung war sehr groß. Man ist endlich in die Schule gerathen, wo die Probe auf die polizeilichen Exempel gemacht wird, und das preußische Exempel hat sich darin als total falsch erwiesen. Die gouvernementalen Blätter in Preußen laboriren sämmtlich an der Schwindsucht. Auf den „Rheinischen Beobachter" setze ich noch am meisten Vertrauen, denn er besitzt Rührigkeit; dennoch gönnte ich ihm einen Theil von den beneideten Annoncen der „Kölnischen Zeitung", damit

ihm der Aeger darüber weniger drückend würde, daß die armen „Unterthanen" ohne alle Gegenleistung den Sold für ihre Denunzianten aufbringen müssen.

Der „Rheinische Beobachter" also ist der Haupt-Mann in der stehenden Armee der gouvernementalen Presse. Was man nur an dienstbaren Geistern in den Gesandschaftsbüreaus und sonstigen innern und äußern Anstalten zur Verfügung hatte, das hat man sicher unter dem Kommando des Bonner Professors der Erziehung, der in Köln Kollegia liest, mit dessen allenfallsigen Konnaissanzen vereinigt. Und was ist zum Vorschein gekommen? Wenn ich in dem „Rheinischen Beobachter" auch nur eine Zeile gelesen habe, die mit einigem Geist und Beruf geschrieben war, so will ich Bercht heißen, abgetragener Professor aus Frankfurt a. M. Darin liegt wieder eine schöne Lehre. Es zeigt sich hier wieder, daß der wahre Geist sich nur dem Guten, Rechten und Zeitgemäßen dienstbar machen kann, und daß er sich nach seiner Naturnothwendigkeit dem Dienst des Schlechten, Unrechten und Veralteten entziehen muß. Er muß dieß namentlich dann, wenn das Unrecht nicht einmal den Muth der Entschiedenheit hat und in seiner Feigheit seine Kleinheit bewährt. Deßhalb konnte Oesterreich noch einen Herrn von Gentz und Rußland den Verfasser der Pentarchie finden*). Für Preußen, als solches, hätte keiner von beiden sich in die Bresche gestellt. Die täglich wachsende Weite der Bresche sieht jeder Mann von Geist zu klar voraus, so daß schon die Gewißheit der nahen Blamage ihn abhalten würde, sich preiszugeben. Das thun bloß noch verlorene Subjekte. Herr von Gentz konnte in Oesterreich wenigstens sagen: „mich und den Metternich hält es noch aus"; in Preußen hat das schlechte System so wenig Kredit und festen Halt mehr, daß nur blinde ungefleischte Büreaukraten und Sandjunker sich noch getrauen würden zu sagen: „uns und den N. N. hält es noch

*) Der Hauptverfasser dieses lehrreichen Buchs ist zwar, wie wir aus guter Quelle erfahren, der Minister Nesselrode, aber derselbe hat doch schriftstellerische Zuthaten genug dabei verbraucht, welche einen fähigen Kopf nöthig machten. Dieser mag der ostensible, in Teutschland errathene Verfasser sein.

aus". Nach dem Gesagten darf man den Schluß ziehen, daß das ganze Dienerheer des jesuitisch-romantischen Systems, welches der „Rheinische Beobachter" zu Ehren bringen soll, nicht einen einzigen Menschen von Geist aufzuweisen hat. Dennoch sprechen die Zeitungen so häufig von einem gewissen „geistvollen" Mann in Berlin.

Uebrigens halte ich trotz allem dem den „Rheinischen Beobachter" für eins der interessantesten Blätter Teutschlands. Er hat, was in der Presse selten ist, wenigstens einen gewissen Charakter (wenn auch nur den Charakter eines tapferen Unteroffiziers, der sich für seinen Herrn zu Tode prügeln läßt) und ist pikant (wenn auch nur dadurch, daß er eine gewisse Keckheit in der Skandalmacherei besitzt). Er ist in der That ein Mann, den man eine Zeit lang mit Interesse beobachten kann, und die Eigenschaft des Exemplars, der Kuriosität kann man ihm in keiner Hinsicht absprechen. Ich bin dem Beobachter mit aufopfernder Aufmerksamkeit gefolgt und glaube daher mit Recht auf seine Tugenden aufmerksam machen zu können. Höchst pikant ist zunächst der Dualismus der Servilität und der Frechheit, die er besitzt. Er gleicht einer Schildwache, die in diesem Augenblick zusammenfahrend vor dem Vorgesetzten das Gewehr präsentirt und im andern mit der Brutalität des polizeilichen Selbstvertrauens dem vorübergehenden Bürger die Pfeife aus dem Munde schlägt. Seine Brutalität, freilich mit etwas zu viel Denunzianteneifer versetzt, richtet er insbesondere gegen die liberalen Schriftsteller. Er scheint auf Ordre die berüchtigte geheime Denkschrift vom Jahr 1822 gelesen zu haben, worin das Projekt hervorgehoben wird, der liberalen Sache dadurch zu schaden, daß man sie in ihren „Organen indirekt" kritisiren läßt. So gibt sich denn der „Beobachter" an's Königlich preußische Kritisiren. Bald setzt er sich zu Berlin, bald zu Königsberg, bald zu Breslau in ein Kaffeehaus, „beobachtet" die liberalen „Organe", wie sie ausspucken und sich auf seiner Partei die Füße abwischen, und beginnt dann zu kritisiren. Das thut er denn auf eine Weise, welche nach der entgegengesetzten Seite hin von keiner Zensur würde gestattet werden. Er besitzt gegen die Liberalen ein wahres Schimpfprivilegium, während

seine Partei das Bewußtsein hat, daß sie einen wahren Blocksbergstanz würden aufführen müssen, wenn sie der Opposition eine gleiche Freiheit des Aufspielens einräumte. Soll man sich darüber ärgern? Bei Leibe nicht! Die Sache, welcher er dient, ist so faul und schwachbeinig, daß es alle Großmuth an die Seite setzen hieße, wollte man ihr nicht zum Trost wenigstens das Vergnügen des zensurfreien Verketzerns und Schimpfens gönnen. Freilich, wenn der „Beobachter" witzig wird, und seine satyrische Hetzpeitsche von Leder zieht, dann mögte man bei dieser Großmuth doch einiges Bedenken finden. Im Ernst gesprochen, die Bemühungen des „Beobachters", gegen die Liberalen den Witz oder die Satyre in's Feld zu führen, stören den ganzen erheiternden Eindruck, den er macht. Man empfindet Bedauern. Es ist nun einmal der schlechten Sache nicht gegeben, wirklich witzig zu sein, da erstens der wahre Witz Geist ist und der Geist die schlechte Sache verachtet, zweitens aber der Witz sich selbst vernichtet, sobald er sich verirrt und gegen eine gute Sache wendet. Das Lebenselement des Witzes ist Gerechtigkeit. Wenn man jene Flitzbogenpfeile des reaktionairen Aergers nach den Magazinen von Witz richten sieht, welche die liberale Partei zur Verfügung hat, so siegt fast das Mitleid über die politische Abneigung und man meint den Aermsten zu Hülfe eilen zu müssen. Nein, Herr Bercht, geben Sie das Witzigsein auf. Halten Sie sich rein an das polizeiliche Schimpfen *) und Denunziren, dabei fahren Sie besser und brauchen weniger Anstrengung. **Ne sutor** ꝛc.! Wollen Sie Pikanteres auftischen, so geben Sie uns von jener verfessenen, bürcaukratischen Hämorrhoidalbissigkeit, die mitunter von Berlin aus durch Ihre Spalten

*) Den Vorwurf wegen des Schimpfens pflegen die Reaktionaire mit einem gleichen zu erwiedern. Wer ein Recht habe, den Vorwurf zu machen, entscheidet sich sogleich, wenn man auf den Zweck sieht. Die als Schimpfen bezeichnete starke Sprache der Liberalen hat höchstens den Zweck, die Mißbilligung und Verachtung des Besprochenen durch Leute von Kopf und Gesinnung zu erregen; die schimpfenden Angriffe der Reaktionaire aber, auf deren Seite die Leute von Kopf und Gesinnung fehlen, wenden sich nur *entweder an die Aufmersamkeit der Polizei, oder an die fanatische Dummheit des Plebs*. Das ist der Unterschied.

läuft, um sich Bewegung zu machen. Der besondere Charakter dieser Bissigkeit ist ihre stumpfe Unschuld, denn die Büreaukraten treten in geistigen Dingen nur mit abgebrochenem Gebiß auf; bloß in polizeilichen Dingen beißen sie scharf. Einen nicht minder pikanten Eindruck macht es, wenn die Partei des „Beobachters" sich mitunter die Miene der Be achtung gegen Diejenigen gibt, welche ihr die Verachtung schon so lang einerweise über das ausgedörrte, lasterhafte Haupt gegossen haben. Solche verzweifelte Streitmittel kommen mir vor wie die Anstrengung eines erlegten Feindes, welcher mit dem Schaft des Speers, den er im Herzen sitzen hat, nach der Brust seines Siegers zu stoßen sucht. Doch diese Situation ist wieder eine unfreundliche, die den Nerven zu nah kommt. Wählen wir daher z. B. diejenige, wo der abgelegte Professor in der Livree der obligaten Entrüstung für die Allerhöchste Ehre auf die Bühne tritt, oder wo er von Paris aus dem nicht lesenden teutschen Publikum die drohende Nachricht verkünden läßt, daß man da draußen von seiner Existenz unterrichtet ist, oder wo dieser journalistische Bediente Vorlesungen über die Hebung der Tagespresse hält, oder wo sich die offizielle Einträukung, welche ihm von Berlin aus zufließt, hinter eine scheinbare Selbstständigkeit des Korrespondenten versteckt, oder wo er die Lücke, welche das hohe Vertrauen in seinen Berichten lassen muß, durch den Anschein absichtlichen Verschweigens zu bedecken sucht u. s. w. Doch wir dürfen nicht alle Geheimnisse verrathen. Bloß auf das von den reaktionairen Blättern der Schweiz erlernte, ursprünglich von Herrn Fr. Rohmer herrührende Kunststück muß noch hingewiesen werden, wonach man die Zahl seiner reaktionairen Freunde zu vergrößern und den Kampf gegen die Feinde zu vereinfachen sucht, indem man Jene unter den Kollektivnamen des Konservativismus (oder auch des Liberal-Konservativismus) und diese unter dem Namen des Radikalismus zusammenfaßt. Alles, was man sonst oppositionell ꝛc. nannte, will man jetzt radikal nennen. Hofft man etwa die „Radikalen" durch diese Zusammenfassung mit den „Liberalen" gegen die Letzteren zu hetzen und diese dadurch zu den „Liberal-Konservativen" hinüberzutreiben? Oder hofft man die „Liberalen" zu erschrecken, wenn man ihnen

den polizeiwidrigen Namen „Radikale" beilegt? Man kann der Verzweiflung gewisser Leute alle mögliche Kunstgriffe, Kleinlichkeiten und Dummheiten zutrauen. Im vorliegenden Fall ist zu hoffen, daß sie dazu beitragen, die Zahl der wirklich Radikalen zu vergrößern, Jener, welche bis in die Wurzel das schlechte System der Reaktion erkennen und zu vernichten suchen.

Ich habe mich bei der gouvernementalen preußischen Presse absichtlich etwas länger aufgehalten, weil, was man in ihr kritisirt und charakterisirt, mehr ist, als ein paar schlechte Zeitungen. Jetzt noch ein Wort über nicht preußische Blätter.

Unter ihnen steht billiger Weise oben an die „Augsburger Allgem." Dies Blatt bleibt konsequent, indem es sich nach wie vor die Ehre nicht nehmen läßt, das gemeinste öffentliche Organ Teutschlands zu sein. Man kann in der That keinen gelinderen Ausdruck wählen für die nichtswürdige Verrätherrolle, welche diese Zeitung gegen das Volk spielt, das sie unterhält. Gäbe sich diese journalistische Metze unverhohlen und ausschließlich der Reaktion hin, so würde man ihr Benehmen Tugend nennen können gegen ihre jetzige Aufführung. Daß sie neben den Funktionen einer Dienstmagd der reaktionairen Schlechtigkeit im Namen ihrer gerühmten Unparteilichkeit mit der Volkssache koquettirt, und dadurch das Urtheil so Vieler über ihre wahre Natur irreführt, das ist es hauptsächlich, was an ihr empört. Es empört dies um so mehr, da sie weiß, daß es ihr selbst, wenn sie den Willen dazu hätte, gar nicht einmal gestattet wäre, der Volkssache und der Reaktionssache mit gleichem Maß zu messen. Wer begreift das Gewissen der Redaktion dieses Blattes? Wer erklärt das psychologische Räthsel, daß die Redaktion eines Zeitblattes nicht bloß bei Berichtung von Thatsachen (das könnte immer verdienstlich sein), sondern im Raisonnement, in der Beurtheilung unbetheiligt, kalt, parteilos der Sache des Rechts und der Sache des Unrechtes mit einer und derselben Feder gleichzeitig dienen will? Das Räthsel ist nur zu lösen, indem man es zerstört, und man zerstört es, indem man erklärt, daß die Augsburger Zeitung an die Reaktion verkauft ist und nebenbei den Lohn für die Koquetterie mit dem Volk einstreicht. Mag sie direkt Geld beziehen oder mag sie sich

für die Duldung ihres Absatzes verkaufen, verkauft ist verkauft. Die Schande bleibt dieselbe. Man sagt, die Augsburger Zeitung gelte in Oesterreich für liberal und es geschehe daher im Interesse des Liberalismus, daß sie sich in jenem Lande, wo sie die meisten Leser hat, den Absatz durch Konzessionen sichert. Dieses Raisonnement ist lügenhaft. Oesterreich duldet keinen Liberalismus, welcher der Reaktion bedenklich werden könnte, und ist der Liberalismus der Augsburgerinn in Oesterreich nicht bedenklich, so hat auch jenes Raisonnement keinen Boden mehr. Sie könnte also höchstens dazu beitragen, die Oesterreicher über das, was Liberalismus ist, zu belügen. Würden dagegen die Oesterreicher durch ein Verbot von der Dienerinnn ihrer Despoten befreit, so würde der Liberalismus, der bis jetzt seine Befriedigung in ihr gefunden haben soll, getrieben werden, sich ein anderes Organ zu suchen, oder zu schaffen und hierbei könnte er in keinem Fall schlimmer fahren, als jetzt. Es gibt kein Blatt in der Welt, das der Reaktion so universelle Dienste leistete, als die Augsburger Zeitung. Ich lasse ihr die Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie bei Besprechung der Schweizer Angelegenheiten in neuerer Zeit sich gegen die liberale Sache mitunter ziemlich liberal und einsichtig verhalten hat, so daß die schweizerischen Reaktionsblätter sie wunderbarer Weise sogar „radikal" genannt haben. Ob diese Erscheinung zufällig war oder besondere Motive hatte, weiß ich nicht, genug, sie kann und soll nicht geleugnet werden. In den übrigen Gebieten der europäischen Bewegung aber legt sie ihre servile und polizeiliche Natur fort und fort um so widerwärtiger an den Tag. Gibt es irgend eine Denunziation und Beschimpfung des Liberalismus, gibt es irgend einen Liebesdienst und eine Schweifwedelei vor der Gewalt, gibt es irgend eine polizeiliche Hetzerei, gibt es irgend eine reaktionaire Mystifikation, wozu sie sich nicht gebrauchen ließe? Ihre geheime Malize gegen Preußen ist unzweifelhaft, wenn dieselbe auch nicht aus ihrer liberalen Gesinnung, sondern nur aus ihrem Verhältniß zu Oesterreich und Bayern hervorgehen kann; aber hat die Reaktion in Preußen irgend einen Streich verübt, welchen das niederträchtige Blatt nicht trotz jener Malize in Schutz genommen und hat die Opposition in Preußen irgend eine An=

ſtrengung gemacht, welche daſſelbe nicht begeifert hätte? Außer Teutſchland iſt insbeſondere Frankreich der Wirkungskreis ſeines Dienſteifers. Man ſehe die Korreſpondenzartikel an, welche es von feilen, ſo genannten geiſtreichen Skribenten *) aus Paris erhält, um ſich zu überzeugen, mit welcher ſyſtematiſchen Hartnäckigkeit es Alles herabſetzt, was dort oder hier die Sache des Lichts und des Rechts befördern könnte **).

Wäre es möglich, der Augsburger Zeitung es an Niederträchtigkeit gleichzuthun, ſo würde ich ihr die des Profeſſors Bülau in Leipzig an die Seite ſtellen. Doch da dieſe zugleich zu totaler Unbedeutenheit in jeder Beziehung herabgeſunken iſt und man ſich über ihre Haltung auch aus dem Grunde nicht wundern darf, weil ſie einen teutſchen Profeſſor zum Redakteur hat, ſo ſoll ſie uns nicht weiter die Zeit verderben.

Nach der Beſprechung der genannten beiden Blätter iſt es eben ſo unnöthig als widerwärtig, noch mehr Muſter der faulen teutſchen Tagespreſſe anzuſehen.

Eine erfreuliche Erſcheinung in dieſen Miſeren — wenn von freudigen Erſcheinungen beim teutſchen Zenſurdruck die Rede ſein kann — iſt die „Mannheimer Abendzeitung.“ Die Redaktion dieſes Blatts läßt ſich manche Nachläſſigkeit zu Schulden kommen, übt bei der Aufnahme von Korreſpondenzartikeln wenig ſtrenge Kritik, iſt in ihren Prinzipien zu wenig klar und konſequent,

---

*) Namentlich dem notoriſch „dem Fürſten Metternich dienenden“ Baron von Eckſtein.

**) Um dieſen viel zu ſchwachen Tadel hinreichend zu machen, füge ich einige Zeilen des emphatiſchen Lobes hinzu, welches der Verfaſſer der berüchtigten „europäiſchen Pentarchie“ dem Augsburger Blatte geſpendet hat. „Das (nämlich das „unparteiiſche“ Talent der Redaktion u. ſ. w.) iſt eine Bürgſchaft für den geſunden politiſchen Sinn Teutſchlands. Denn es iſt undenkbar, daß, wo ſich noch das Inſtitut der Allgemeinen Zeitung lebenskräftig erhält, dort eine politiſche Oberflächlichkeit und Frivolität die Oberhand gewinnt. Die Allgemeine Zeitung iſt die wahrhaft nationale teutſche Zeitung. Noch ſteht ſie als ſolche allein da Allein es iſt zu hoffen, daß andere nicht bloß dem Namen (z. B. die preußiſche „Allgemeine?“), ſondern auch dem Charakter nach, ihr folgen werden, und dann wird das Ausland an dieſem ächten politiſchen Geiſt der Teutſchen Maß und Vorbild haben.“

könnte auf ihre Haltung im Ganzen weit mehr Aufmerksamkeit verwenden und würde durch wenig Anstrengung eine bedeutendere Stellung gewinnen können, als sie eine hat. Das Alles soll ihr nicht verschwiegen sein. Aber was ihre Gesinnung betrifft, so darf sie mit Stolz auf fast alle ihre Konkurentinnen hinabsehen. Trotz aller Schikane, die man ihr angethan, trotz dem harten Zensurjoch, das man ihr auflegt, trotz den geringen Mitteln, die ihr zu Gebot stehen, macht sie weder den weltlichen noch den geistlichen Reaktionairs die mindeste positive Konzession und das ist in Teutschland eine Erscheinung, die nicht genug anerkannt werden kann. Ich meines Theils bezeuge der unbedeutenden Mannheimer Abendzeitung eben so viel Achtung, als ich gegen das große Allerweltsblatt zu Augsburg Verachtung hege. Man fühlt seine Füße zucken, wenn man diesen reichen Stuttgarter Baron sein Geld und seine Verbindungen nur benutzen sieht, um durch sein weitverbreitetes Organ im Interesse der Volksfeinde in allen Welttheilen die öffentliche Meinung zu verfälschen. Denn darin liegt ein Haupttheil der verderblichen Wirkung des Augsburger Blattes, daß es, was in Teutschland gar nicht beachtet wird, in vielen Ländern fast die einzige kurrente Quelle für die Beurtheilung teutscher Zustände, Persönlichkeiten und Literaturerscheinungen bildet. Mögten wenigstens diejenigen Blätter, welche sich einer ähnlichen Verbreitung erfreuen, dieselbe benutzen, um nach allen Seiten hin den Nimbus gänzlich zu zerstören, in welchen die alte Sünderinn sich noch zu hüllen sucht. Diese Auffoderung kann man namentlich an die „Kölnische Zeitung" richten, die, wenn sie wollte, bei ihren bedeutenden Mitteln und ihrer Basis die Augsburger Rivalin bald verdrängen könnte. Vor allen Dingen aber schaffe sie sich in England, Frankreich, Oesterreich, Rußland, Nordamerika u. s. w. tüchtige Korrespondenten an und befreie sich von den altmodischen Hausfreunden, die noch so häufig in ihrer Politik wie in ihrem Feuilleton die Leser langweilen.

Aber, könnte die Kölnische Zeitung fragen, wenn ich durch die Ausbreitungen meiner Verbindungen, und die Reichhaltigkeit meiner Mittheilungen das Augsburger Blatt ganz entbehrlich

machte, würde ich alsdann noch meines Lebens sicher sein, im Fall ich nicht gleichzeitig dessen diplomatische Rolle übernähme, die liberale Partei zu düpiren suchte und mich zum Nest für die reaktionairen Kukukseier hergäbe? Würde die Noth und Angst der Reaktion sich nicht zur Verzweiflung steigern, wenn ich ihr etwa als das verbreitetste und angesehenste Blatt Teutschlands gar keine Stütze darböte und auch die auswärtige Beurtheilung teutscher Zustände ihren Stoff aus oppositionellen Elementen söge? Kann die feige Reaktion ein oppositionelles Blatt dulden, das eine Macht zu bilden im Stande wäre, und ist sie nicht trotz ihrer Zensur in steter Gefahr, jedes Blatt als Macht auftreten zu sehen, sobald sie ihm das Damoklesschwert über dem Kopfe wegnimmt? Sucht sie nicht trotz der Zensur ihre einzige Rettung vor der Presse noch darin, daß sie deren „Rechtsboden" durch allerlei „gesetzliche" und polizeiliche Versenkungen zu einem Felde der Todesangst und der berechnenden Rücksicht macht, welche bei jedem Schritt die Möglichkeit bedenken muß, in ein Grab hinunterzustürzen? Und wo die Versenkungen fehlen, weiß man da nicht für jeden Fall sofort neue zu machen? Wenn durch tausend „Gesetze" der Presse irgend eine kleine Freiheit „garantirt" wäre, würde im vorkommenden Fall auf diese Freiheit nicht von der Polizei, trotz den tausend Gesetzen, die Hand gelegt werden? Ist in Teutschland irgend ein „Gesetz", irgend ein „Recht", irgend eine „Garantie" vor der Polizei sicher, sobald es der Gewalt einfällt, sie zu suspendiren oder zu vernichten? Hat die Gewalt jemals Scheu vor dem Rechte gehabt, wo sie keine Scheu vor dem Volk hatte? Haben sich nicht an hundert Thatsachen unsre „gesetzlichen Rechte" und „Garantieen" als Täuschungen erwiesen, und wo waren sie es mehr, als im Gebiet der Presse? Mit einem Wort, kann nicht in Teutschland die Gewalt Alles, was sie will, und will sie nicht Alles, dessen sie sich nicht schämt, und schämt sie sich irgend einer Handlung, welche die Löcher in ihrem System zu flicken verspricht? Sie haben in Ihrer „Büreaukratie" eine Thatsache unter der Aufschrift „Ehre" mitgetheilt, welche, was Sie aus zu großer Schonung verschwiegen, den jetzigen Preßminister Bodelschwingh angeht. Schließen Sie etwa aus

dieser Thatsache (und Sie wußten mehr, als Sie veröffentlichten, konnten aber nicht Alles beweisen), daß man die Presse in Zukunft besser behandeln werde, als bisher? —

Wenn die „Kölnische Zeitung" derartige Fragen an mich richtete, so würde ich mich dadurch allerdings in große Verlegenheit versetzt sehen. Jedenfalls aber würde ich, wenn sie meine Winke beachten wollte, ihr rathen, damit den Anfang zu machen, ehe das Volk mit einem „Preßgesetz" beglückt würde, denn ein solches Gesetz, von oben herab entstanden und erlassen, wird das bisherige Winden der Presse durch die Barrieren der Zensur in einen Eiertanz verwandeln, wobei die „gesetzlichen" Eier so gelegt sind, daß nur die vorgefundenen Füße Platz zwischen ihnen haben, und den Tänzern beständig die Warnung verschweben wird: brichst du die Eier, so brichst du den Hals. Man wird schon sorgen, daß der Fortschritt aus den Zensurzuständen in die Zustände der „Preßfreiheit" nicht zu groß wird und der Verlust der Präkautionsmittel sich verschmerzen läßt.

Hiermit kommen wir denn auch wieder auf einen früheren Punkt zurück: laßt den Teller zirkuliren! Ihr müßt die auswärtige Preßfreiheit so lang ausbeuten, bis auf diesem Wege Alles ausgesprochen ist, was man daheim unterdrücken will. Dann ist der Preßzwang als unwirksam dargethan und der Weg zur wahren Preßfreiheit gebahnt. Durch eine einzige, im Ausland gedruckte Flugschrift, läßt sich der Welt mehr verkünden, als ihr in zehn Jahren durch eure gesammte inländische Presse unter das Volk bringt. Ihr habt es in der Hand, diese Presse so frei zu machen, wie diejenige, welche uns jetzt das Ausland als Hülfsmacht darbietet. Darum nicht gesäumt: laßt den Teller zirkuliren!

Im Oktober 1845.

Feuilleton.

Von unten auf!

Gedicht von F. Freiligrath.

Ein Dämpfer kam von Biberich: — stolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt und räderte zu Thal, daß rechts und links die Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll, schoß er hinab keck und erfreut:
Den König, der in Preußen herrscht, nach seiner Rheinburg trug er heut!

Die Sonne schien wie lauter Gold! Auftauchte schimmernd Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel schier, und das Verdeck war blank und glatt!
Die Dielen blitzten frisch gebohnt, und auf den glatten her und hin
Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten schaut' umher und winkte das erhabne Paar;
Des Rheingau's Reben grüßten sie und auch dein Nußlaub, Sankt Goar!
Sie sahn zu Rhein, sie sahn zu Berg: — wie war das Schifflein doch so nett!
Es ging sich auf den Dielen fast, als wie auf Sanssouci's Parket!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der schwimmenden Pracht,
Da frißt und flammt das Element, das sie von dannen schießen macht;
Da schafft in Ruß und Feuersgluth, der dieses Glanzes Seele ist;
Da steht und schürt und ordnet er — der Proletarier-Maschinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauscht der Rhein —
Er stiert den lieben langen Tag in seine Flammen nur hinein!
Im wollnen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse muß er stehn,
Derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Wehn!

Jetzt ist der Ofen zugekeilt, und Alles geht und Alles paßt;
So gönnt er auf Minuten denn sich eine kurze Sklavenrast.
Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem loderden Versteck;
In seiner Fallthür steht er da, und überschaut sich das Verdeck,

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme roth erhitzt,
Mit der gewölbten haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt —
So läßt er schweifen seinen Blick, so murrt er leis dem Fürsten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst Du!

„Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schooß,
Tief unten, von der Noth gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Loos!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — Ein Ruck von mir, Ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

„Der Boden birst, aufschlägt die Gluth und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts an's Licht aus unserer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

„Dann schreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern, stark und breit,
Ein neuer Sankt Christophorus, trag' ich den Christ der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest
Ueber den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt!"

So hat in seinen krausen Bart der grollende Cyklop gemurrt;
Dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr, und stocht und purrt.
Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm in's Gesicht,
Der Dampf rumort; — er aber sagt: „heut, zornig Element, noch nicht!"

Der bunte Dämpfer unterdeß legt vor Kapellen zischend an;
Sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolzenfels hinan.
Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht,
Lacht er: „Ei, wie man immer doch für künftige Ruinen sorgt!"

Zwei Gedichte

von

G. Herwegh.

II.

Uebermüt'ge Triumfirer,
Weh' euch, wenn ihr's noch nicht fühlt,
Wie „der treffliche Minirer"
Schon den Boden unterwühlt,
Daß ihr in der Geisterstunde
Kläffend unser Ohr zerreißt! —
Doch wir wissen, ihr seid Hunde,
Und ihr glaubt an keinen Geist.

Aber kommen wird ein Pfingsten
Donnernd über euer Haubt
Und ein Festtag der Geringsten,
Der des Hochmuths Stamm entlaubt:
Der sich lange selbst vergessen,
Ist am Ziel der Unglücksbahn,
Und der Mensch, der sie durchmessen,
Kommt beim Menschen endlich an.

Fort mit eurer Ahnenbilder
Uebernächtigem Gesicht!
Geht und pflanzt in eure Schilder,
Ritter, ein Vergißmeinnicht!
Nur Ein Ritter ohne Tadel,
Nur Ein Priester soll noch sein:
Für die ganze Welt der Adel!
Für die Menschheit „Brot und Wein"!

Keine Steuern, keine Zölle —
Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
Keinen Gott im Himmel mehr!
Nieder mit dem Blutpokale,
D'rin der Kirche Wahnwitz kreis't!
Ein Kolumb zerbricht die Schaale,
Wenn er eine Welt beweist.

Einmal noch uns aufzuraffen
Zu des Lebens Maienluft,
Reißen wir das Schwert der Pfaffen
Aus der Menschheit wunder Bruft.
Zwischen Jägern und Gehetzten
Sei entbrannt die wilde Schlacht,
Bis man Frieden auf dem letzten
Eingestürzten Tempel macht. —

Zittert, zittert, blöde Thoren,
Solcher Zukunft ehrnem Tritt —
Ja, die Zeit wird neu geboren,
Ja, und ohne Kaiserschnitt;
Und erobert wird das Leben,
Und wir jubeln gloria:
Alle Schulden sind vergeben
Denn kein Gläubiger ist da.

Durch die Wolken seh' ich's tagen
Und die Nebel sie verwehn;
Mit dem Pegasus am Wagen
Muß es endlich vorwärts gehn.
Laßt uns eine Falanx schlingen,
Die kein Henker brechen kann,
Und wie jener Römer singen
Nur: „die Waffen und den Mann"!

Ungestüm in tausend Gliedern,
Tausend Adern glüht der Streit,
Und ein Arsenal von Liedern
Liegt in Deutschland kampfbereit:
Denn wir wissen, die Erhörung
Wird kein Flehender empfahn,
D'rum die Fahne der Empörung
Trag' die Poesie voran.

Sommer 1844.

II.

1845.

Dem Glanz der Throne bin ich wohl entronnen
Und Niemand sucht mich in den Schmeichler Chören,
Der bunte Tand, er kann mich nicht bethören,
Um keine kreis' ich eurer Tagessonnen.

Doch hab' ich wenig oder Nichts gewonnen:
Nur Allen kann die Freiheit angehören,
Die ganze Welt muß sich mit dir empören,
Sonst hast du nur ein eitles Werk gesponnen.

Ich fühl' es tief: ich bin kein freier Mann!
Und ob ich keines Fürsten Joch mehr schleppe,
So bleibt doch jeder Sklave mein Tyrann.

Ich flieh' umsonst Palast und Marmortreppe,
Und Alles, was ich mir erobern kann,
Ist Einsamkeit in dieser Menschensteppe.

Ueber den „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin von Wilhelm Schulz" an die Frau Befreierin und den Herrn Befreiten von Arnold Ruge.

Meine Drohung geht in Erfüllung, verehrte Frau. Ihr Herr Gemahl hat sich an einem neuen Hochverrath betheiligt, an dem Hochverrath gegen die Philosophie und, wie sich von selbst versteht, Sie noch einmal in sein Schicksal verwickelt; ich drohte ihm dafür mit einem Sendschreiben und schreibe jetzt nicht nur an ihn, sondern auch noch an Sie. Sie haben ihn nicht gewarnt, im Gegentheil, Sie muntern ihn auf; Sie können ihn also auch diesmal nicht befrein; und ich eile Ihre Stelle einzunehmen, um, wenn es möglich ist, ihn aus einer noch viel schlimmern Fessel, als der äußerlichen, aus den Ketten seines verstockten Herzens zu befrein. Soll ich nun sagen, auch Ihr schönes Herz wäre verstockt? Nein! die Damen haben das Recht Feinde der Philosophie, fromm und gläubig zu sein. Hab' ich Ihnen nicht gestanden, wie mich die betende Albaneserin, die der Maler Zeller mit aus Rom gebracht, entzückt hat? Ich stelle mir vor, daß ein schönes Mädchen, wie dies gemalte, mitten unter uns in aller Unschuld ehrlich glaubt und ehrlich betet. Ein frommes Gretchen, vortrefflich! Ein frommer Faust, ein Unsinn!

Sind alle Männer Fauste? fragen Sie mich. Sind alle Mädchen Gretchen? antwort ich Ihnen. Aber der Faust ist nicht umsonst vor vielen Jahren geschrieben und die Nachfolger Göthe's sind ihm verpflichtet; und Ihr Herr Gemahl sollte sich neben dem Brutus, auch den Faust in den Kopf setzen. Er kämpft für die Freiheit und gegen die Zäsaren, er hat den Degen gegen Napoleon geführt; jetzt aber, so lang' er die Feder führt, muß er für die Freiheit in jedem Sinne kämpfen. Um uns, die wir die Phi-

losophie auf die Fahne der Zeit weben, verschrieben zu sein, braucht er seine Adern nicht zu öffnen, er braucht keinen Pakt zu machen, er braucht nur geschrieben zu haben, wie er gethan, in seinem und in keines Andern Namen. Darum ist er der Philosophie verantwortlich.

Doch will ich es Ihnen anvertrauen, daß ich bei alledem Ihren Briefwechsel mit großem Interesse gelesen habe. Freilich weiß man es vorher, daß er davon kommt, aber bis auf den letzten Augenblick wartet man ängstlich darauf, daß es gelingt. Beinahe hätte es einmal der Nachbar gehört und dann wieder der Sergeant vor der Zeit das lose Gitter zerbrochen. Endlich, nachdem uns Odysseus die Kämpfe und Fahrten geschildert, die er gegen und für die teutsche Freiheit vor Olims Zeiten bestanden, nachdem er uns gründlich und weise, immer mit seinen gewohnten Hieben gegen die nichtgelesenen Philosophen, über das Lächerliche belehrt und dann selbst, ein praktischer Philosoph, fast zu viel Humor in seiner Klause entwickelt — endlich schlägt er Feuer vor Ihrem Fenster; alle Fenster, Mauern, Gräben und Wälle sind passirt und Sie tragen ihn im Strickbeutel über den Rhein.

Man hätte Ursach zu glauben, diese Erfahrungen, selbst dieses Glück würde ihn von der teutschen Einheit und von den Devisen des Freiheitskrieges, die ihn alle drei nur in die Dinte gebracht, kuriren. Nein! Ein Teutscher ist unverwüstlich. Er reagirt selber mit gegen das Einzige, was uns jetzt noch retten kann, gegen die Philosophie und predigt dagegen Religion und Poesie. Als wenn es eine Religion und eine Poesie geben könnte ohne die radikalste Philosophie, sobald man nicht Mondkälber verehren und Mährchen für ewige Dichtung hinnehmen will.

Erlauben Sie mir daher, verehrte Freundinn, daß ich ihm zusetze und ihn herumzuwenden suche, wo er von unserm gemeinsamen Prinzip, der Freiheit, abfällt. Wir aber wollen uns das Göttliche und das Unsterbliche in einen Vers bringen. Ich weiß, Sie halten etwas darauf.

Das Göttliche.

Grausam walten die Götter, sie scheuen die goldene Freiheit;
Nur wo sich Menschen befrei'n, herrschet ein edles Geschlecht.

Das Unsterbliche.

„Eins ist allen gewiß, der Tod — doch bin ich unsterblich"?
Sterblicher, fasse nur Muth: sprich ein unsterbliches Wort!
Oder sind Worte dir minder, als Thaten, geläufig; so handle,
Wirf ein unsterbliches Werk in die vergängliche Welt!
Sollte sich aber dein Herz um des Daseins Kürze betrüben;
Nun so zeugt ja die Ros' ewig in Rosen sich fort.

Und nun komm ich zu Ihnen, Sie neuaufgelegter Hochverräther! Ich verhafte Sie im Namen Sr. Majestät, des alten Hegel und klage gegen Sie wegen beleidigter Philosophie. Die Haft, in die ich Sie nehme, ist

aber nur die Haft Ihrer eignen Vernunft und die Strafe soll nichts anders sein, als die Anwendung Ihrer eignen Absicht auf Ihre abfälligen Thaten.

Wenn man Ihr Buch aus der Hand legt, so muß man gestehn: es ist nicht zweifelhaft, daß Sie überall die Freiheit wollen, es ist aber eben so gewiß, daß Sie oft genug gegen sie verstoßen. Sie wollen den Liberalismus und Rationalismus definitiv. Sie widersetzen sich also der Bildung, die hinter dem Rücken des Liberalismus und Rationalismus vor sich gegangen ist, und halten die Hegel'sche Philosophie und ihre Ausbildung für eine Kalamität, ja, nicht einmal das, sondern für eine sehr ohnmächtige Schulweisheit. Sie polemisiren daher, wie früher Börne und Menzel, gegen Hegel und die Philosophie, die er angeregt, und machen dem gegenüber, das „Volk" und das „Leben" zum Prinzip. Sie vergessen, wohin Menzel gekommen ist; Sie bedenken nicht, daß Börne jetzt entweder ganz anders denken, oder ebenfalls in die Reaktion gerathen müßte, wozu er allerdings mit seiner Vertheidigung der positiven Religion den besten Anfang gemacht hatte. Dennoch ist es richtig, Börne meinte mit der Religion, was Sie ebenfalls damit meinen, die Gemüthsbewegung des Volks für eine große allgemeine Angelegenheit; Sie prophezeihen der Freiheit nicht eher Erfolg, als bis sie wieder, wie in den Freiheitskriegen, religiös wird. Richtig verstanden, ist dies richtig. Religion und Poesie sind Ihnen urkräftige Bewegungen. Philosophie eine spätere Reflexion; Sie legen auf den Impuls und auf das Geniale ein großes Gewicht. Warum sollten Sie es nicht thun?

Wenn Sie nun mit der Religion eine richtige Absicht haben können, so ist es auch mit dem „Volk" und dem „Leben" der Fall. Ein Politiker kann nur mit dem Volk, wie er es vorfindet, operiren, er muß sein Vorurtheil so gut, als sein Urtheil in Anschlag bringen. Und die Schule korrigirt sich durch das „Leben"; im Leben setzt sich die Schule fort, und die Welt ist weiser, als der Weltweise, denn sie enthält ja auch seine Nachfolger, die ihn übersehn. Aber weder Religion, noch Volk, noch Leben hätte einen menschlichen Werth ohne Philosophie, und keins wäre im Stande für sich die Freiheit zu Wege zu bringen. Die Schweizer Urkantone enthalten einen wohlgebauten, noblen Menschenschlag, sie haben Religion im Ueberfluß, ein Volksregiment und ein Volksleben, wie es wenigstens der Form nach nicht demokratischer sein kann; aber es fehlt ihnen die wissenschaftliche, die philosophische, die eigentlich menschliche Bewegung, darum ist ihre Religion, ihr Leben und ihre Demokratie nichts werth, nichts als eine Rohheit. Was wäre auch das für ein Forscher, der bei der Weisheit des alltäglichen Lebens steh'n bliebe? was für ein Politiker, der sich mit dem Zustande des Volks, mit dem status quo seiner Bildung zufrieden gäbe? Welch' eine Freiheit endlich, die mit der religiösen Gemüthsbewegung für das höchste Gut identisch bliebe und nicht zu einer tieferen Auffassung des Idealen fortschritte, nicht von Zeit zu Zeit eine ganz neue Einrichtung auf dem Grunde iner neuen Gedankenwelt vornähme?

Die Ausdrücke Leben, Volk und Religion müßten Sie als Formen und Gefäße der Einen Freiheit und die Freiheit nie ohne Philosophie oder wissenschaftlich durchgearbeitete Vernunft denken. Sie unterlassen nicht nur diesen Zusammenhang nachzuweisen, sie dringen sogar auf die Trennung und polemisiren gegen „die Schulphilosophie", d. h. gegen die Schulung Ihrer „Religion", Ihres „Volks" und Ihres „Lebens" in der Philosophie.

Es begegnet Ihnen daher, daß Sie mit der Rohheit des Volks gegen die Philosophie zu Felde ziehen, ja, daß Sie sogar die französische Restauration des Katholizismus in der Ordnung finden, und also unter Religion ganz einfach Rohheit und Aberglauben, Kirche und Pfaffenthum verstehn. Sie glauben, ich thu' Ihnen Unrecht? Schlagen Sie Ihren Briefwechsel S. 318 auf und lesen Sie:

Nachdem Sie erzählt, wie die Soldaten verschiedener Konfessionen Anm. 13 und 15 sich aufgezogen, fahren Sie fort: „solche Plänkeleien greifen jedoch nie den Kern der religiösen Ueberzeugungen im Volk an. Die negative Schulweisheit wird es nie dermaßen auf den Kopf stellen, daß ihm bei dieser Operation die Ueberzeugungen vom Dasein eines höheren ordnenden und gesetzgebenden Wesens in den Dreck falle, während es eine Weltordnung vor Augen sieht; am wenigsten wird es sich einreden lassen, daß der Mensch aus dem unbestimmten Gedankenschleim eines sogenannten bewußtlosen Geistes herausgekrochen sei. (Siehe N. Z. Z.)

Davon überzeugt man sich leicht, wenn man das Volk in *seiner* Weise über die höchsten Dinge ernstlich philosophiren hört. Vielleicht kennst Du jene Anekdote von zwei Mainzer Schiffleuten, wovon der Eine Atheist war, der andere das Dasein Gottes vertheidigte? Sie fuhren eines Abends auf dem Rhein. „Siehst du da oben den Mond und die Sterne?" fragte der Vertheidiger. „Ja" antwortete der Atheist. „Ei nun," rief Jener im theologischen Eifer, „sind denn die dahin ge . . . .?!" Die leidige Prüderie der Mode verbietet mir zwar, das Schlagwort des Mannes im Briefe an eine Dame zu wiederholen. Du wirst indeß schon merken, daß dieser energische Widersacher der negativen Philosophie vom pictum non est cacatum in *seiner* Weise Gebrauch gemacht hatte. Das ist die *Philosophie des Volks*. Freilich erhebt es sich nie in's Nichts des „reinen Denkens," sondern treibt sich immer nur in der „schlechten Vorstellung" herum. Aber dabei wird es sein Bewenden haben. — *Das Volk mag sich wohl stoßweise gegen Pfafferei und Heuchelei ereifern; es hat sogar einmal in Frankreich Kirche und Kirchenthum über den Haufen gerannt; aber da es sich nüchtern gesprungen, stand es wieder auf dem Boden der Religion, um die Kultur im Kultus von neuem zu beginnen.*"

Ist es möglich? So tief steckt Ihnen der Pfaff im Leibe! Sie gerathen in Widerspruch mit Sich selbst. Und selbst in der angeführten Stelle, worin das Lob der Rohheit und der Reaktion eben nicht am besten riecht,

sprechen Sie in einem Athem von der Hartnäckigkeit des Volks im Festhalten der Vernunft, wie Sie sie wünschen, und der Unvernunft, die Sie entschieden verwerfen. Sie denken es sich als etwas Vernünftiges, daß das Volk bei dem mosaischen Glauben von der Welt- und Menschenschöpfung bleibt, und den neuen Beweis dafür, daß die Sterne nicht ge . . . . wären, halten Sie für eine Volksphilosophie von der besten Art. Dagegen können Sie nach dem übrigen Inhalt Ihres Briefwechsels das Festhalten der Franzosen am Katholizismus nur unvernünftig finden. Sie sind Protestant und haben den Erfolg der Philosophie erlebt, daß aller Glaube bis auf den an Gott und Unsterblichkeit, für die Sie Ihre Lanzen fortdauernd brechen, in Aufklärung verschwunden ist. Warum triumphiren Sie also über die Wiederherstellung des Katholizismus in Frankreich? Weil Ihnen im allgemeinen die religiöse Reaktion behagt, obgleich Sie im besondern kein Freund des 6. September in Zürich sind. Ueber die Wiederstellung des alten Kulturbodens im französischen Kultus möchten Sie sich aber doch bedeutend irren. Lesen Sie den Schluß von Eugene Buret über die arbeitenden Klassen in Frankreich und England, lesen Sie die offiziellen Berichte über die Einrichtung des „Werks des heiligen Franz Xaver", lesen Sie die französischen Journale, so oft diese Angelegenheit des Kultus, was nur selten der Fall ist, zur Sprache kommt, und Sie werden finden, daß in Frankreich die untern Klassen, d. h. die Massen, die Kirchen nicht besuchen und namentlich in den großen Städten nicht so ohne Weiteres zur „Kultur des alten Kultus" zurückgekehrt sind.

Wundern könnte man sich, daß Sie die Teutschen, wie man eine Hand umwendet, mit der „Volksphilosophie" des negativen Sternsch. . . . rs beglücken, da wir doch nicht erfahren, daß der Atheist im Schiffe auf dem Rhein nun überzeugt worden sei. Sie lassen ihn nur zugeben, daß er die Sterne sieht und das Schifferargument scheint stärker auf Sie, als auf ihn gewirkt zu haben. Wenigstens kann ich Ihnen eine Geschichte, auch von zwei Schiffleuten auf dem Rhein, auch bei Mainz, (vielleicht waren es dieselben) erzählen, die ganz umgekehrt ausfällt. Also: Zwei Mainzer Schiffleute fuhren einmal auf dem Rhein. Der Wind kam auf und stieß ihr Boot um; der Eine hielt sich, der andere schien verloren. Da rief ihm der Gerettete zu: Johann, bet' zu Gott! — „I hunn's Seil", antwortete Johann, der augenblicklich berechnet hatte, daß er besser thäte, sich unter diesen Umständen an das Seil, als an die Metaphysik zu halten. Sie sehn, es fahren nach Ihren und nach meinen Nachrichten immer zwei Gegner in Metaphysizis auf dem Rhein, und es scheint, daß abwechselnd der Gläubige und der Ungläubige Recht hat. Welches ist also die Volksphilosophie? Aber Sie haben sich vorzugsweise damit beschäftigt; ich gebe Ihnen also diejenige zu, welche Sie wählen. Wenn Sie aber mit dieser Volksphilosophie die Schulphilosophie zu widerlegen gedenken, so restituir' ich nur das von Ihnen herumgedrehte Diktum: cacatum non est pictum.

Sie wissen dies recht gut; aber es schreckt Sie nicht ab. Sie sind ein Freund des einfältigen Glaubens und ein Feind der neuklugen Freunde der Weisheit. Sie machen alle Sterblichen unsterblich und werfen die Unsterblichen in's Narrenhaus. Sie glauben an das Volk, wie es Gott geschaffen hat; und an Hegel und Aristoteles, an Plato und Voltaire glauben Sie nicht. Sie könnten Voltaire und Plato wegen des Weltbaumeisters und wegen der Unsterblichkeit für sich zitiren und wenn nicht den Heiden Aristoteles, doch den göttlichen Hegel, wo er das Christenthum rechtfertigt; aber Sie thun es nicht. Sie rufen aus: Hebet euch von mir, ihr Philosophen, ihr Schulfüchse, die ihr keinen Einfluß auf das Volk habt! Das Volk glaubt doch an seine Pfaffen, es hat sie in Frankreich wiederhergestellt.

„Das Volk, sagen Sie, wenn es die Weltordnung vor Augen sähe, werde immer an ein höheres, ordnendes, gesetzgebendes Wesen denken." Natürlich, so lange das Volk nur in der theologischen Welterklärung unterrichtet wird. Aber Sie für Ihre Person wissen doch, daß diese eben gar nichts erklärt. Sie haben die unerklärliche Weltordnung vor Augen und Sie erklären sie durch den unerklärlichen Weltordner. Sind Sie das Unerklärliche nun los geworden? Sie haben in Ihrer abstrakten, negativen, alle wissenschaftliche Welterklärung negirenden Katechismusphilosophie von der reellen Erklärung der Welt abstrahirt, um dann eine göttliche Person zu statuiren, von deren Erklärung Sie wiederum von vornherein abstrahiren müssen, weil sie unbegreiflich ist. Was haben Sie also gewonnen? Sie sehn von der Welt weg und sehn auf Gott hin; nun aber sehn Sie erst recht in die Sonne, an der Sie vor lauter Licht gar nichts sehn. Und dies Verfahren, das Unerklärliche durch ein absolut Unerklärliches verständlich zu machen, finden Sie darum vernünftig, weil es durch die Herrschaft der Theologen über den Volksverstand unauslöschliche Tradition geworden ist? Eben so klug sind die Indier, welche die Welt, damit sie nicht in's Bodenlose falle, auf dem Rücken eines Elephanten ruhen lassen. Von der Erklärung, wie der Elephant sich denn nun halte abstrahiren diese Volksphilosophen, wie Sie von der Erklärung, wie Ihr Schöpfer entstanden sei, ja, wie er wirke, da gegenwärtig offenbar nichts mehr für ihn zu thun übrig ist, nachdem nämlich die Natur einmal im Zuge ist.

Dann kommen Sie auf Ihren Skrupel zurück, den Sie schon wiederholt mit großem Eifer ausgesprochen haben, „der bewußte Mensch könne nicht aus dem Unbewußten hervorgehn, das Bewußtlose nicht in's Bewußtsein überschnappen." Sie übersetzen sich die Schwierigkeit, den Menschen aus der Natur entspringen zu lassen in einen Ausdruck, der Ihnen absurd genug scheint, um durch seine bloße Erscheinung alle Welt zu bekehren. Menzel sagte einmal, Hegel habe sich, den Professor im schwarzen Frack, auf seinem Katheder für Gott erklärt. Menzel glaubte ohne Zweifel, nun hätte er diesen Verrückten vernichtet. Es ist so ziemlich umgekehrt gekom-

men; aber Menzels Beispiel hat Sie nicht abgeschreckt, den Satz zu fabrizi-ren, die Philosophen dächten: „daß der Mensch aus dem unbewußten Ge-dankenschleim eines sogenannten bewußtlosen Geistes herausgekrochen sei." So denkt niemand, als Sie ganz allein.

Aber, wie Menzel sich darauf verließ, daß sein Gott für Hegel's Frack und Katheder zu groß sein werde, so haben auch Sie Ihren siegsge-wissen Hintergedanken. Sie denken „Gott hat nothwendig die beiden ersten Menschen gemacht, erst nachher läuft auch dies Stück Natur in seinem eig-nen Geleise von selbst fort." Aber ist denn die Philosophie eine Kosmo-gonie? Wenn Sie Sich die Frage aufwerfen: *ist* der Mensch überhaupt einmal nicht gewesen und dann entstanden? *Wann, wie* und *wo* ist er entstanden? Und wenn Sie damit den Ursprung des Menschengeschlechts meinen; so begreift sich leicht, daß die Frage eine empirische (wenn auch nicht, wie Sie feuriger sagen würden eine „empyrische") ist. Meinen Sie dagegen die Entstehung des Bewußtseins in jedem Einzelnen von uns, so ist Ihnen leicht zu beweisen, daß aller Bewußtsein aus dem Bewußtlosen entspringt. Wer sich einer Sache bewußt *wird*, muß nothwendig vorher derselben sich *nicht* bewußt gewesen sein. Daß aber das Bewußtsein nicht im Allgemeinen, sondern immer nur im speziellen Fall entstehen kann, wer-den Sie zugeben. Eben so die Natur nimmt am Bewußtsein nur Theil, indem sie in den Organismus des Menschen aufgelöst wird. So wirkt sie aber auch entschieden, als Leben- und als Tod-gebend, als Nahrung und als Gift. Diese Frage übersieht die Philosophie, und sie ist empirisch kein Problem mehr. Die empirischen Probleme dagegen, sind noch nicht reif zu philosophischen Lösungen. Nicht über problematische Thatsachen, erst über bekannte kann ich philosophiren. Erst was wir *kennen* können wir *er-kennen* oder begreifen.

Wollen Sie also etwas über den Ursprung des Menschengeschlechts, über die Möglichkeit eines Anfangs der Menschenwelt, über die Wahrschein-lichkeit, daß sie einmal wirklich auf unserm Planeten angefangen habe oder umgekehrt über die Wahrscheinlichkeit, daß die Menschen mit der Erde noth-wendig gegeben seien, wissen; so müssen Sie die Physiker, die Naturfor-scher, die Geologen, die sich um die Geschichte der Erde oder gar des Kos-mos, bemühen, fragen; der Philosophie würden Sie mit Unrecht solche Fragen nach Thatsachen stellen.

Worin liegt nun Ihr Fehler? Offenbar darin, daß Sie Sich zu-trauen, ein Problem der empirischen Wissenschaft durch Ihre theologische Vorstellung und durch die ebenfalls theologische Vorstellung, die das Volk „in *seiner* Weise" von der Sache hat und die Sie ganz richtig im We-sentlichen mit der Ihrigen identisch finden, zu lösen. Aber erledigt denn Ihre und des Volkes Vorstellung die Sache? Ist es eine Erklärung, wenn der selbstbewußte Mensch von dem selbstbewußten Gott gemacht ist? Bringt dies Sie und das Volk nicht vielmehr immer wieder auf den indischen Ele-

phanten? Denn wer hat den selbstbewußten Gott gemacht? Und ist es leichter, daß ein selbstbewußter Gott, als das Alles wird, wie wir es werden sehn? Ist es nicht tausendmal leichter zu begreifen, daß Alles mögliche ist, als daß eben im Anfange gar nichts ist und dann plötzlich Alles zum Vorschein kommt? Ist Ihnen der Anfang geläufig zu begreifen? und wenn er es nicht ist, warum lassen Sie Sich von ihm chikaniren? Ist es jetzt nicht leichter zu begreifen, daß die Himmelskörper frei im Aether schwimmen, sich um sich und um einander wälzen, als daß der Elephant sie trägt?

Sobald Sie sich alle diese Fragen vorgelegt haben, werden Sie auf Ihre hochmüthige, religiöse, volksphilosophische, proktophantastische Erklärung verzichten und, wie jeder kultivirte Mensch, das Problematische problematisch nennen, und wenn tausend Theologen es erklärt hätten, bis die Wissenschaft darüber entscheidet, wie über den welttragenden Elephanten, den himmelstützenden Atlas und den unteren Hades.

Was haben Sie also mit dem Kern der religiösen Volsmeinung vertheidigt? Nichts anders, als die Zähigkeit des Volks bei seinen Vorurtheilen zu bleiben, wenn es nämlich immer von neuem darin eingeschult wird. Wären nicht so viel unwissende Obskuranten Volkslehrer, das Volk würde bald vernünftig denken; denn es ist leichter vernünftig, als unvernünftig denken. Wo liegt also die Schwierigkeit, die Bildung allgemein zu machen? In der Unwissenheit der Pfaffen. Und Sie wollen sich dafür ereifern, daß diese Schwierigkeit bestehen bleiben soll? Ich glaube es nicht. Mit ihrem Hohn also gegen die wissenschaftliche Philosophie im Namen der „Volksphilosophie" — sagen wir einfach der Pfaffenlehre — sind Sie nicht in den rechten Ton gefallen; denn wer wird über eine miserabele Geschichte triumphiren?

Wenn sich das Volk für seine Vorurtheile begeistert, und wären es auch die Dogmen des Rationalismus, so ist diese Religion nicht besser, als die des Bauern, der sein Scheit Holz zu Hussens Richtstätte schleppt.

Wenn sich dagegen das Volk für die Freiheit, für eine große Zeitfrage begeistert, so ist das ein förderlicher Aufschwung, die befreienden Gedanken sind in die Köpfe der Menge gekommen. Das Volk muß für seine Bildung, nicht für seine Dummheit Partei ergreifen, wenn es zu etwas Gutem kommen soll.

Folgt das Volk seinem dummen Instinkt und dem Antrieb der Pfaffen, so erfolgt eine Bewegung, wie die Zürcher vom 6. Sept. 1839; folgt es seinem noblen Instinkt und dem Antriebe der Philosophie, so erfolgt eine Bewegung, wie die großen französischen Befreiungen.

So richtig also Ihre Meinung ist, die Freiheit müsse zur Volksreligion werden; so gefährlich ist Ihr Eifer für veraltete Vorurtheile und für religiöse Dogmen.

Ich habe Ihnen nun widersprochen, ich theile Ihren Glauben nicht; habe ich Ihnen darum „Atheismus" gepredigt? Nein, ich predige überhaupt

nicht, und am allerwenigsten würde ich von einem atheistischen Dogma erwarten, da ich gegen das Dogma überhaupt bin. Mich kümmert die theologische Kontroverse gar nicht, eben so wenig der theologische Schimpfname. Ich habe das Recht darüber hinaus zu sein, da unsere ganze klassische Literatur, namentlich unser größter Dichter, da neulich wieder Humbold in seinem Kosmos, da alle Philosophie schlechthin über den beschränkten Standtpunkt des Glaubens hinaus ist. Der Vorwurf des „Atheismus" ist ein bornirtes theologisches Schimpfwort, unter aller Würde der Wissenschaft und Humanität. Und eben darum ist Ihre Lehre so gefährlich, weil Sie aus dem Glauben, welcher es auch sei, eine Gewissens-, eine Staats- und eine Polizeisache machen, weil sie Vernunft und Wissenschaft verachten und aus Glaubens- und Gewissensrücksicht zu verbieten im Stande wären. Die Theorie ist aber schlechthin anarchisch und muß über alle Polizei, auch über die Glaubenspolizei erhaben sein.

Ihnen zu zeigen, daß Sie den „Glauben und seine Satzungen" in unserer Zeit nicht mehr zum Prinzip machen dürfen, daß vielmehr Wissenschaft und Philosophie unsere Zeitgenossen befreien und bewegen müsse, war der Mühe werth. Ein Schriftsteller ist dem Zeitgeist verantwortlich und Ihnen darf man zugestehen, daß Sie mit vielen andern Schriftstellern eine ausgebreitete Ansicht vertreten, nämlich den Liberalismus, der alle Probleme der Freiheit unabhängig von der neuesten Philosophie und Wissenschaft zu lösen denkt, und daher immer geneigt ist, alles was über diesem Horizonte liegt, gleich den ärgsten Obskuranten, mit Holla und Hussa zu verfolgen. Ich hab' es erlebt, daß ein Advokat in Dresden, der sich für sehr liberal hält, mit dem Fuß auf die „5 Wälzer der deutschen Jahrbücher wies, die er nicht gelesen hätte" und auf ihre Unterdrückung noch nachträglich antrug. Der liberale Fuß dieses würdigen Mannes steht allen Denen zu Gebote, die einen neuen Bildungsmorgen verschlafen haben und dann zornig werden, wenn die Sonne ihnen in's Gesicht scheint.

Anders wie mit diesem öffentlichen, dem Partei- und gelegentlich Regierungs-Glauben, ist es mit dem harmlosen Privatglauben.

Der Unsterblichkeitsglaube hat schon mehr diesen Charakter, denn es ist klar, daß er wesentlich ein Privatbenefiz ist. Sie denken z. B. unsterblich zu sein. Wer sollte was dagegen haben? Halten Sie sich in Gottes Namen für den ewigen Juden, denken Sie eine Ausnahme von der Regel zu machen, denken Sie, das Leben jedes Thiers und jeder Pflanze sei allerdings nur in der Fortzeugung, das des Menschen dagegen sei unmittelbar zu erhalten; der Tod wird sie zeitig genug belehren, daß Sie unter den Lebendigen das Schicksal der Thiere zu erdulden haben, so wie Sie, gleich allen andern Körpern, vom Kirchthurm herunter fallen würden, wenn Sie sich überbögen und Ihrer Schwere überließen. Wenn Sie aber aus dem Gefühl des eignen Werthes die Fortdauer des Lebens ableiten, so ist das zu wenig verlangt, Sie müssen daraus die Geltung eines geisti-

gen Werthes in der Geschichte der Menschheit, Sie müssen den unsterblich fortwirkenden Geist daraus ableiten. Die Menschenwelt hat der Mensch sich geschaffen, die Erhaltung und Fortwirkung der Thaten des Einzelnen in ihr, ist die Unsterblichkeit, die edle Männer schon vor der Erfindung des Christenthums gekannt und erstrebt haben.

Diese, die Fortdauer der Werke großer Männer vertheidigen Sie wiederum mit vollem Recht. Sie wollen daher den wahren Sinn des Christenthums retten und verwirklichen. Sie unterscheiden mit Feuerbach, einem Ihrer Hauptfeinde, das jenseitige dogmatische und das diesseitige Christenthum, die Liebe. Richtig verstanden, ist das allerdings richtig. Aber Sie irren sich, wenn Sie diese christliche Liebe die Praxis der Freiheit nennen. Es ist gerade umgekehrt. Die Freiheit ist die Praxis der Liebe. Denn das allgemeine Wohlwollen, das Prinzip des Humanismus, die Liebe, wird erst eine Realität, wenn die Welt in Sitte und Gesetz nach ihr konstituirt und bewegt ist. Diese Form und diese Bewegung in derselben nennen wir die Freiheit. Zu dieser Aktivität und Praxis ist das allgemeine Wohlwollen der christlichen Humanität und Liebe nur der innerliche Anfang der Gesinnung.

Diesen und alle Ihre übrigen Fehler würden Sie vermieden haben, wenn Sie nicht mit der Philosophie über den Fuß gespannt wären. So aber, indem Sie sich von der Schule frei halten wollen, fallen Sie in den Zug einer früheren Richtung, der nicht minder den Charakter einer Schule hat, freilich nur für den Beobachter, der nicht selbst bewußtlos darin verwickelt ist. Ihre Schule, die ich Ihnen so oft vorgehalten habe, erstreckt sich bis auf den Stil herunter. Er ist aus der aufgeklärten, populären Demagogenschule und da die religiöse Bonhommie hinzukommt, so ist Claudius und der Erlanger Schubert überall durchzufühlen. Sie sind der Wandsbecker Bote im Frack und reden einen forzirten Volkston. Zum Beispiel: „Wir meinten, daß es Unrecht sei, wenn Fürsten vom Schweiße des Landes prassen, oder Einzelne Reiche und Vornehme **gar** üppig und schwelgerisch leben könnten, so lange noch irgend ein ehrlicher Bürgers- und Bauers**mann** Hunger und Kummer leiden müsse.“ Ferner: „mit dem Treiben im Jahr 1832 war's auch noch nicht besonders weit her. Zwar waren damals von allen großen Mäulern die Schleußen aufgezogen, und der Liberalismus spritzte auf gut Glück nach allen Richtungen umher.“ — Lesen Sie dergleichen ungehobelte, mit Fleiß in die idealisirte d. h. verderbte Bauernsprache übersetzte Passus noch einmal und schlagen Sie dann den Wandsbecker Boten und Schubert nach, und Sie werden entdecken, daß Sie eine Schule haben „**gar** altfränkisch ausstaffiret, in deren stattlich frisirten Zöpflein Sie zwar wohl mit **eitel** Schalkheit im Nacken, jedoch immer, wenn auch in Ihrer Weise, **sattsam** dressirt einhergehen.“ Sie nolens volens Schulfuchs Sie! Noch eine Stelle:„ das liberale und radikale und demokratische und **sonstige** Treiben bleibt **eitel**

Pfuscherei, so lange die sogenannten Vorkämpfer der Volksrechte in Eigendünkel und Eigenwillen jämmerlich zerfahren sind, so lange es die Volksmassen noch nicht fühlen und wissen, daß sie den höchsten aller hohen Willen, eines Gottes der Liebe selbst erfüllen, indem sie ihr menschliches Recht und ihre Freiheit von großen und kleinen Räubern zurück fordern, so lange noch die Begeisterung für die Freiheit keine religiöse geworden ist." — Die Begeisterung für die Freiheit aus Begeisterung für die Autorität des höchsten aller fremden Willen predigen ist „eitel Pfuscherei" in einer „jämmerlich zerfahrenen" und „sonstigen" Philosophie: „der Speck dieses Stils aber, mein verehrter Freund, scheint mir so ranzig, daß mit ihm das Sauerkraut des lieben teutschen Vaterlandes wohl nicht gar füglich mehr geschmelzt werden kann." — Hol der Teufel Ihren Zopf und schreiben Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Orla. Dramatische Dichtung. Zürich und Winterthur. Literarisches Comptoir. 1844.

Wir wollen hier auf eine Dichtung aufmerksam machen, welche bei allem Reichthum an Ideen und poetischen Schönheiten unseres Wissens nicht ganz die Beachtung gefunden hat, die sie verdient. Es mögen allerdings Gründe hiervon in dem Buche selbst liegen; denn ein dramatisches Werk von 20 Bogen des größten Oktavformats ist eine Lektüre, zu der beim ersten Anlauf einiger Muth gehört. Bei einer solchen Ausdehnung ist schon die dramatische Gedrungenheit und die Lebendigkeit des Verlaufes nicht möglich, von der die Popularität abhängt. Der Dichter, welchem ausgezeichnete Mittel zu Gebote stehen, hat sich durch die Bedeutungslosigkeit und Unfreiheit unserer Bühne abhalten lassen, für diese zu arbeiten; aber er hat Unrecht daran gethan, denn die Rücksicht auf die Bühne würde ihm seine Hauptfehler unmöglich gemacht haben. Statt in einer Dichtung „die ganze Welt seiner Anschauungen" darzustellen, wie er es hier gethan, würde er sich zu einer Reihe von Dramen gezwungen gesehen haben, von denen jedes diese Welt seiner Anschauungen unter einem ganz besonderen Gesichtspunkte gezeigt hätte. Auch sein Irrthum, daß die Vollendung dramatischer Form der Idee Opfer koste, würde sich ihm berichtigt haben. Er hätte sich ganz klar machen müssen, daß die Idee im Kunstwerk überhaupt nicht als solche, sondern als anschaubares Ideal auftreten muß, und daß sie namentlich im Drama nur als Charakter und Handlung wirken kann, daß also der Denker entweder Philosoph bleiben, oder die Umwandlung des nur Gedachten in Seiendes und Geschehendes ganz vollbringen muß. Diese

Umwandlung, wenn sie ganz vollbracht wird, führt immer zu jener Einfachheit im Plane und Wenigbedürftigkeit in den Mitteln, — zu jener einfachen Größe, welche die größten dramatischen und damit die größten sittlichen Wirkungen hervorbringt. Denn es geht hierin dem Dichter, wie dem wissenschaftlichen Forscher, welcher eines großen Reichthums empirischer Thatsachen bedarf um darauf sichere Induktionen zu bauen, für den aber nachher eine kleine Zahl von Thatsachen besonders prägnanter Natur genügt, und jede Ueberhäufung die Entwickelung der Theorie nur stört. Für den Künstler, wie für diesen Theoretiker, ist es der Beweis der Virtuosität, mit kleinen Mitteln große Wirkungen hervorbringen zu können, und die so hervorgebrachten Wirkungen sind nicht nur die größten sondern auch die tiefsten.

Doch der Tadel ist hier nicht unsere Absicht, sondern wir wollen umgekehrt den Werth des poetischen Werkes hervorheben. Viele Scenen sind auch in dramatischer Beziehung, und gerade in dieser, ausgezeichnet gelungen; die Charaktere wenigstens zum Theil ganz vortrefflich und mit einem psychologischen Blicke gezeichnet, welcher sehr bedeutendes dramatisches Talent verräth. Unter den Charakteren verfolge man den Berthold und die Luise um unser Urtheil gerechtfertigt zu finden; als Beispiel für die schönste dramatische Lebendigkeit und wahrhaft Shakespearische Darstellung lese man Akt I. Auftr. 7 und eine Menge von Stellen bis zum 23. Auftritte.

Der Dichter selbst legt indessen bei seiner Selbstbeurtheilung den Hauptwerth nicht auf diese Ausführungen, sondern auf die allgemeinen Ideen, welche in seinem Werke ihren Ausdruck finden sollen. Wir müssen also vornehmlich diesen nachspüren, um ihn von seinem eigenen Standpunkte aus zu beurtheilen.

Verstehen wir recht, so liegt dem Orla folgender Gedankengang zum Grunde:

Für den von der Autorität freigewordenen Menschen ist die Sittlichkeit nicht eine Regel, welche gelernt werden muß, sondern ihre Möglichkeit beruht in der freien Entwickelung des persönlichen Charakters. Wahre, freie Sittlichkeit macht den Menschen zum Zwecke, verlangt also eben so wohl, daß der Mensch sich selbst Zweck sei, als daß er den Anderen zu seinem Zwecke habe. Auf diese Weise fordert die Tugend nicht Ausrottung des Egoismus, sondern seine Erfüllung mit den Interessen der Vernunft und Sittlichkeit, den Interessen der freien und schönen Entfaltung des menschlichen Wesens in jedem Einzelnen. Der mißgünstige, neidische, gehässige Egoismus ist der, welchem dieser Inhalt fehlt, für welchen Mangel der Grund vor Allem in den Ungerechtigkeiten geselliger Verhältnisse liegt, die gerad wenn sie am feinsten sind auf geistige Naturen den tiefsten und schädlichsten Eindruck machen. Freie Entwickelung des Charakters ist also eine Voraussetzung wahrer Sittlichkeit. Zu dieser Entwickelung aber bedarf der Mensch der freien Entfaltung seiner Gemüthskräfte eben so wohl wie der

des erkennenden Geistes. Wie der letzte dem Willen seine Zwecke, so gibt die Liebe, in der das Leben des Gemüthes besteht, ihm seine Ideale. In der Kultur nun verbinden sich die Ideale der Liebe, welche nichts anders sein können, als die des schönen und glücklichen menschlichen Lebens, mit den Zwecken der Politik, oder verwandeln sich vielmehr in diese; in der Natur aber hat die Liebe ihre Wurzeln im Geschlechtsverhältniß. Das Geschlechtsverhältniß liegt auf der Grenze von Natur und Kultur. Es kultivirt im Individuum die Natur und naturalisirt die Kultur, und indem es durch dieses Ineinandergreifen der beiden großen Lebensgebiete die Befangenheit der ersten wie der letzten überwinden hilft, enthält es die Hauptbedingung für das Freiwerden der Charaktere.

Das Verhältniß der Geschlechter ist daher von jeher als eine Thatsache vom größten sittlichen Interesse angesehen worden, und Religion und Politik in ihren Gesetzgebungen über Ehe, Familie und geschlechtliche Moralität haben sich viel mit demselben zu schaffen gemacht. Das Christenthum hat die geschlechtliche Enthaltsamkeit zu einer spezifischen Tugend erhoben und nicht selten versteht das beschränkte Urtheil unter Immoralität noch jetzt nichts anders, als das Verstoßen gegen gewisse geschlechtliche Konvenienzen. Für das unbefangene Urtheil behält das Verhältniß seine sittliche Wichtigkeit, aber das Ergebniß ist ein anderes. Die falschverstandene Sittlichkeit hat sich angestrengt, die Geschlechtsliebe einzuschränken und möglichst zu unterdrücken, — die wohlverstandene Sittlichkeit hat ein Interesse an der Befreiung derselben. Die Gesellschaft braucht Charaktere, welche sich zu voller Klarheit, zu Ueberwindung aller mystischen Befangenheit durchgebildet haben. Diese Befangenheit ist die wahre Stütze des falschen Egoismus. Sie ist Befangenheit der Natur und Befangenheit der Kultur, weibliches und männliches Entwickelungs-Bedürfniß, welchem nur in der Schule der Geschlechtsliebe genügt werden kann. Freier, bewußter, sich selbst besitzender Charakter, wahre Humanität, ist ein Ergebniß der entwickelnden Wirkung, welche, im vielseitigen Verkehre, beide Geschlechter auf einander ausüben. So entsteht die Forderung, daß der geistige — und der leibliche — Geschlechtsverkehr, jede Unfreiwilligkeit, jedes Nebeninteresse, auch jede Idealität ohne Gehalt ausschließend, sich auf die reellen Bedürfnisse der Entwickelung, auf das reelle Verhalten der Individualitäten oder Charaktere gründen, und demnach aus freier, charaktervoller Zuneigung und Leidenschaft hervorgehe.

Dieser Zusammenhang der Geschlechtsliebe mit wahrer sittlicher Ausbildung, — diese Einheit der gemüthlichen, intellektuellen und praktischen Freiheit, macht den Grundgedanken des Orla aus, welcher durch die Lebensverhälnisse einer Zahl männlicher und weiblicher Charaktere zur Darstellung gebracht wird; als Ideal aber lebt die Freiheit in dem ganzen Stücke und macht, wie es sein soll, selbst den Inhalt des Genusses aus.

Orla, Graf von Strahlberg, ein veredelter, zu allgemeiner philosophischer und politischer Bedeutung erhobener Don Juan, ist als Charakter der Mittelpunkt des Stückes. Der Dichter führt diesen durch die Schule der Liebe und eines edlen und kräftigen Lebensgenusses bis zu der Klarheit und Festigkeit, welche für das politische Handeln erfordert wird. Dieser Lebenslauf beginnt mit einer schwärmerischen Jugendliebe, die den Jüngling, bei dem frühen Tode der Geliebten, selbst den Tod suchen läßt. Die Lebenskraft trägt den Sieg davon, und es folgt ein unbefangenes, heiteres Hingeben an den Einfluß weiblicher Charaktere, mit denen er in Berührung kommt. Dann tritt das politische Interesse in ihm hervor. Die Liebe zur Freiheit macht ihn zum Führer einer Verschwörung, bei deren Ausbruch er seinen Tod findet. Man erkennt in diesem Aufstande den Frankfurter Versuch. Ihm steht ein verrätherischer Freund gegenüber, welcher später offener Feind wird, — Berthold — ein von verzehrendem Neide getriebener Mensch, tief intriguant, kalt, stolz, mit großen Fähigkeiten begabt und mit vollendeter Feinheit und Selbstbeherrschung sich im Leben bewegend. Bruno, ein für Orla schwärmerisch begeisterter Jüngling, und einige untergeordnete männliche Figuren vollenden die Darstellung des männlichen Elementes im Stücke.

Auf der anderen Seite sehen wir eine Anzahl weiblicher Charaktere, in denen sich auf verschiedene Weise das Verhalten der weiblichen Natur zur Freiheit und Liebe ausspricht. Emilie, die Braut des Bruno, gibt sich mit fast kindlicher Unbefangenheit dem Eindrucke hin, welche die glänzende und edle Erscheinung Orla's auf sie macht, während sie dabei ihren Bruno nichts destoweniger von Herzen liebt. Louise, ein scharf ausgeprägter Charakter, mit einer Tiefe der Empfindung, die durch vollendete Selbstbeherrschung und große Schärfe und Klarheit des Verstandes verhüllt wird, ein Charakter, dessen große Energie dennoch ganz entschieden und durch und durch weiblicher Art ist, wird durch die entsprechenden Eigenschaften im Charakter Berthold's zur Bewunderung hingerissen. Aber die Bewunderung kämpft in ihr mit der unheimlichen Ahnung von der Falschheit und inneren Kälte dieses Mannes. Dann scheint Orla einen kaum merkbar werdenden Eindruck auf sie zu machen, bis sie Berthold's ganze Natur zu durchschauen Gelegenheit erhält; und in einer nun ihr zur Klarheit kommenden Liebe zu Orla, für die sie im Gefühle des edelsten weiblichen Stolzes auf Erwiederung verzichtet, findet sie die Kraft, für dessen Rettung aus dem Gefängnisse der Inquisition zu Rom Alles zu wagen. Sie findet dabei den Tod; aber Orla wird auf andere Weise gerettet. Sie ist im Stücke der Repräsentant weiblicher Charakterstärke und Heldenmüthigkeit, und ihr Tod für Orla entspricht Orla's Tod für die Freiheit. Die gemüthliche Kraft der weiblichen Natur, welche auf einem anderen Wege zu einer anderen Art von Hoheit und Heldenmüthigkeit führt, ist in Anna Bella dargestellt. Sie ist das poetische Weib, wie Louise das po-

litische; Orla der poetische Mann, wie Berthold der eigentlich politische, nur ist von diesen der Letzte eine verbitterte und vergiftete Natur, während unter den weiblichen Charakteren in dieser Beziehung kein Gegenstück zum Berthold vorhanden ist.

Anna Bella soll die wahre zu Orla gehörige, ihn weiblich ergänzende Persönlichkeit sein, die er für immer liebt, so bald er sie gesehen hat. Auch sie, die durch ihn in einem wüthenden Pöbelaufstande gerettet worden ist, bei welchem das Haus ihres aristokratischen Oheims gestürmt wird, hat einen nicht mehr verschwindenden Eindruck von ihm empfangen. Aber beide haben sich nur einige stürmische Minuten gesehen und sind von den Umständen für lange Zeit wieder auseinander geführt worden. Anna Bella ist Berthold's Braut geworden, der auf eine ihr zufallende reiche Erbschaft spekulirt. Wie also Louise, so steht, auf andere Weise, nun auch Anna Bella zwischen Berthold und Orla. Eine Italienerin, Josepha, eine Gräfin Ida u. a. ergänzen das weibliche Element im Stücke.

Unter den Charakteren sind Berthold und Louise die bedeutendsten Schöpfungen des Dichters. Wer das Böse in Berthold übertrieben, unwahr, nicht genügend motivirt findet, den könnte man auf Shakspearische Charaktere, z. B. auf den Bastard im Lear verweisen. Berthold ist von der Natur nicht vernachlässigt; im Gegentheil, er hat ausgezeichnete Talente und weiß auch diese geltend zu machen. Aber er muß sie gebrauchen und arbeiten, um zu einer Stellung im Leben zu gelangen, welche Orla, dem mit dem Glanze seiner persönlichen Erscheinung, seiner poetischen liebegewinnenden Natur, seiner freien, offenen Männlichkeit, zugleich der hohe „Stand" zugefallen ist, nicht erst zu erwerben braucht. Berthold ist ein geistreicher Parvenu, der sein Emporkommen sich hat Fleiß und Arbeit kosten lassen, und der nun seinem begünstigtern Freunde es nicht verzeihen kann, daß dieser nicht zu denselben Anstrengungen gezwungen war, — es nicht verzeihen kann, daß Orla das Leben so leicht nehmen darf und mit seiner heiteren, offenen Sicherheit alle Herzen gewinnt, wo er selbst, in sein einmal verfinstertes Innere verschlossen, erst über Plänen brüten und Intriguen spinnen muß. So nährt sich in ihr der Neid und Haß durch seine eigenen Folgen. Louise ist ein so gewaltreicher Charakter, daß der Mangel an Raum, sich im Stücke zu entwickeln, für sie sehr zu bedauern ist. Sie hätte verdient, Hauptcharakter eines bedeutungsvollen Dramas zu sein.

Anna Bella, welche der Dichter zur Sonne unter seinen weiblichen Charakteren macht, vereinigt sehr viel Hohes und Schönes; aber es fehlt ihr durchaus an individuellem Leben, — an Naturell. Sie ist schön, mild, reich, stark, groß, rein, besonnen, verständig, poetisch, muthig. Sie vereinigt alle Vollkommenheiten; es ist Einem aber dabei, als sollte man den Dichter einer ungerechten Vorliebe anklagen, daß er den an sich nur schwach gezeichneten und matt gefärbten Charakter mit so reichen Gaben überschüttet.

Sie ist nichts als eine ungenügend individualisirte Repräsentantin des Vollkommensten von allem dem, was der Teutsche in der Fülle seines Herzens weiblich nennt. Diese fixe Idee der Weiblichkeit gehört aber zu den unglücklichsten Fiktionen des gebildeten Michel, und ist eine schlüpfrige Stelle auf dem Pfade zum Gipfel unseres dramatischen Parnasses. Selbst in der Liebe und Bewunderung der Schönheit kann der Teutsche ein solcher Theoretiker sein, daß er die göttliche Aphrodite unter Umständen „unweiblich" finden könnte. Vor dieser Theorie gilt keine Legitimation des Geschlechtes; denn unsere teutschen Weiber selbst zerbrechen sich die Köpfe, wie sie es anstellen müssen, um wirklich weiblich, wenn's möglich ist „echt weiblich" zu sein. So lange Michel solche fixe Ideen hat, und diese seiner Frau beibringt, und so lange er so viel Musik macht, wie bisher, wird er weder ein guter Dramatiker noch ein guter Politiker. Vorzüglich gezeichnet, wenn schon von minder tiefer Bedeutung, ist der Charakter der Emilie, einer unbefangenen kindlichen Natur voll Geist, Leben und Eigenthümlichkeit. Um aber ihre ganze Natur zu entwickeln, müßte sie mehr Raum haben und eine wichtigere Rolle spielen, als ihr hier zu Theil werden kann. Den Charakteren unseres Dichters geht es wie Virtuosen, die sich dazu verstehen müssen, im Orchester zu spielen.

Wie unter den weiblichen Charakteren Anna Bella, die Hauptfigur, als Charakter am wenigsten individualisirt ist, so ist Orla, der Held des Ganzen, wenigstens nicht konsequent durchgeführt, was ohngefähr eben so viel heißt, als daß der Grundgedanke des Stückes nicht konsequent durchgeführt ist. Hier liegt der Fehler weniger am Poeten als am Philosophen im Verfasser. Wir meinen die Inkonsequenz, daß Orla am Ende für sein freies, unbefangenes Leben, mit welchem er doch keinem Menschen etwas zu Leide gethan hat, Entschuldigung zu bedürfen glaubt. Diese Schwäche ist eine schwache Stelle im ganzen ethischen Systeme des Stückes. Das, was wir für den Grundgedanken des Stückes erklärt haben, tritt in der wichtigen Scene Akt III. Auftritt 6, ganz in den Hintergrund. Hier will Orla nur die Freiheit des Genusses für sich in Anspruch genommen haben. Er hat die Schönheit gesucht, wo er sie finden konnte, und ist nicht der Meinung gewesen, daß sich „des Lebens Reichthum" durch Eine Liebe erschöpfen lasse, wofür Anna ihn nicht verdammen will, da sie nicht zu entscheiden wagt, „was ein Herz sich erkühnen konnte," welches „groß und edel" ist, wie seines. Dankbar will nun Orla an ihr hangen und sein „wild und unverständig Wesen sühnen." Anna Bella soll ihm ihre Liebe lehren, denn „die Liebe ist die allerhöchste Schule." — Gut! — aber nach Allem, was Orla schon durchgemacht, sollte er endlich kein Schüler mehr sein. Die Lösung, welche der theoretische Knoten in dieser Scene erhält, bleibt gänzlich hinter den bessern Theilen des Stückes zurück. Hier zeigt sich, wie weit der Dichter noch davon entfernt ist, mit seiner Ethik im Reinen zu sein.

Die Stelle, in der sich seine Theorie zusammendrängt, ist diese:

Orla: Lernt in der Liebe doch der ganze Mensch!...
Anna: Und ist wohl gar versucht, das Lernen selber
Schlechtweg Genuß zu nennen....

womit ganz richtig gesagt ist, daß Genuß nichts als Gefühl der Lebensentwickelung ist. Aber dieser Gedanke tritt nicht scharf genug hervor, und vor Allem widerfährt in Bezug auf ihn nicht beiden Geschlechtern gleiches Recht. Dem Dichter geht der Sinn für weiblichen Charakter und weibliche Würde nicht ab, und dennoch sind die Weiber im ganzen Stücke nur als Bildungsmittel des Mannes vorhanden. Am Anblick und Genusse aller schönen „Blumen" entwickelt sich der Charakter Orla's; sie scheinen alle nur für ihn gewachsen zu sein. Die umgekehrte Situation fehlt im Stücke. Die Frage, wie sich die Entwickelung eines bedeutenden weiblichen Charakters zur Freiheit in der Liebe verhält, hat der Dichter sich gar nicht aufgeworfen. Der Dichter emanzipirt das Weib, aber nur zum Besten des Mannes, und überall, wo im Stücke das weibliche Gefühl in Kollisionen kommen könnte, wird die Krisis umgangen. Hat uns also, wie augenscheinlich der Fall ist, der Dichter seine sozialen Ueberzeugungen über das Verhältniß der Geschlechter mittheilen wollen, so hat er gerade die schwierige Seite der Frage ohne Entscheidung gelassen. Die fixe Idee oder ein angelerntes Ideal der Weiblichkeit scheint ihn in seiner freien Bewegung gehemmt zu haben, und es fehlt ihm am positiven Studium des Weibes auf dem weiblichen Standpunkte. Den Mann im Leben frei zu machen, ist keine Kunst; er hat die Freiheit größtentheils schon; aber eine Kunst ist es, die rechte Linie zu finden für die Freiheit der weiblichen Lebensentwickelung. In dieser Beziehung läßt uns die Dichtung ganz unbefriedigt. Dieses Urtheil sprechen wir indessen nur aus, in so fern der Dichter hier ein ganzes System hat darlegen wollen; in technischer Beziehung würden wir selbst nicht begreifen, wie sich der überreiche Gehalt des Stückes durch Hinzufügung neuer Gesichtspunkte noch hätte dürfen vermehren lassen. Hier ist also Material zu einer neuen Arbeit des Dichters, wenn nicht etwa die Interessen der politischen Freiheit, wie bei seinem Helden Orla, bei ihm über die der gemüthlichen die Oberhand bekommen haben.

Auch darin hat der Dichter sich die Sache leicht gemacht, daß alle seine Charaktere den höheren Ständen angehören und ihre freie Bewegung im Leben keine Schwierigkeiten kennt. Die reichen und höheren Stände haben sich von jeher der engen Fesseln entledigt, die dem Bürgersmanne die „bürgerliche Moral" angelegt hat. Es ist immer schön, daß dies hier in unserem Stücke auf so edle Weise, mit so viel Geist und Berechtigung geschieht; aber es ist verdrießlich, und man begreift den Charakter des Berthold recht gut, wenn man sich dies vergegenwärtigt, — daß man, zu allen möglichen glänzenden Eigenschaften des Geistes und Körpers, auch noch ein Graf sein muß, um sich Freiheiten zu nehmen und zu reussiren, wie Orla. Diese

aristokratische Anlage des Stückes wird freilich dadurch gerechfertigt, daß Orla für die Freiheit des Volkes stirbt. Aber es ist nicht zu bezweifeln, daß direkt der Dichter eine größere Wirkung im Publikum hervorgebracht haben würde, wenn sein Held plebejischen Ursprungs gewesen wäre. Vielleicht hat der Dichter ganz speziell auf die aristokratische Jugend einwirken und diese der Zeitbewegung gewinnen wollen. Aber die Orla's sind unter unseren jungen Aristokraten nicht zu finden, und ihre Nacheiferung würde plump genug ausfallen.

Doch kehren wir zum Grundgedanken zurück. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Geschlechtsverhältniß einen Theil der Lebensmomente ausmacht, welche einer neuen Gestaltung entgegengehen. Die Bewegung der Kultur mußte aus anthropologischen Gründen, mit Herrschaft des Mannes und Sklaverei des Weibes beginnen, weil im Manne die Kultur sich selbstständig zu machen anfängt. Dem Manne, welcher eben erst den Weg der Reflexion und der reflektiven Lebenspraxis betreten hat, mußte das auf dem Standpunkte der Natürlichkeit verharrende Weib als bloßes Mittel, als eins der Güter des Lebens, als Besitz oder Eigenthum erscheinen. Aber gegen diese Sklaverei des einen Geschlechtes hat sich sogleich eine mächtige Reaktion des sittlichen Gefühles erheben müssen. Diejenige Sklaverei, welche unter allen Arten sich am vollständigsten auf die Person bezieht, diejenige Sklaverei, in welcher, wie für den Kannibalen, die Person selbst Genußmittel wird, mußte das Gefühl der persönlichen Ehre und Würde auf das tiefste erregen. Es mußte ein Widerspruch entstehen zwischen der Entwürdigung der Persönlichkeit des Weibes und dem regierenden Ehrgefühle, welches in dieser Beziehung eine ganz spezifisch geschlechtliche Form annehmen mußte, die Form des Keuschheitsmystizismus und der männlichen Eifersucht. Die letzte ist die mahomedanisch-asiatische, die erste die christlich-europäische Form des Ueberganges von der Sklaverei des Weibes zu ihrer vollen sittlichen Freiheit. Jene ist mehr realistisch, diese mehr idealistisch gemeint, weßhalb letztere den weiteren Fortschritt in sich schließt.

Diesem Uebergange klebt die Brutalität der roheren Stufe noch an. Demgemäß ist eine Mischung von Brutalität und halb frivoler halb mystischer Galanterie der wesentliche Charakter der mittelalterlich christlichen Geschlechtsliebe, — natürlich vom Standpunkte des Mannes, der dabei allein in Betracht kommt. Die Galanterie ist dabei das Charakteristische, indem sie eine idealistische Anerkennung der persönlichen Würde des Weibes ist. Aber eben nur eine idealistische. In der Wirklichkeit blieb das Weib Sklavin; dafür behandelte man es, als ob es Herrin wäre. Man betrug sich kindisch, wie damals in allen Dingen. Aber wie nach und nach an die Stelle plumper und mystischer Ansichten von weiblicher „Zucht" und Tugend richtigere Gedanken über das wahre Wesen geschlechtlicher Ehre getreten sind, ist die Galanterie überflüssig, lächerlich und verdächtig geworden. Galant aus Pflicht ist kaum noch ein verlorner Nachzügler des Ritters von Mancha, galant um Glück zu machen nur noch ein Hasenfuß; wer sich aber durch Ga-

lanterie auszeichnet, der ist sicherlich nicht frei von innerer Brutalität gegen das Weib. Das Weib selbst aber wünscht nicht mehr Gegenstand eines komisch gewordenen romantischen Kultus zu sein, sondern verlangt sein Recht auf freie individuelle Entwickelung und Charakterausbildung, und es wird dieses Recht um so sicherer erlangen, als der Mann einsehen muß, daß er dabei nur gewinnen kann.

Mit dem Verschwinden der ernsthaften Romantik des Mittelalters hat, indem die Interessen der Persönlichkeit schärfer hervorgetreten sind, die Mischung von Brutalität und Galanterie sich in eine Mischung von Konvenienz und Sentimentalität umwandeln müssen. Damit hat das Geschlechtsverhältniß sich der Freiheit um einen Schritt mehr genähert, denn auch die Konvenienz hat ihre sittlichen Funktionen als Zähmerin der bloßen Natürlichkeit, und in der Sentimentalität ist wenigstens die Sehnsucht nach Realität und Charakter an die Stelle der leeren Idealität getreten. Endlich, in unserer Zeit, scheint, mit den tiefeingreifenden Veränderungen, welche unstreitig allen gesellschaftlichen Beziehungen der europäischen Welt bevorstehen, die Geschlechtsliebe sich aus dem Gemisch von indifferenter Gemeinheit und unbestimmtem lyrischem Pathos, in welchem sie sich zuletzt verloren hatte, herausretten zu wollen. Um dies zu thun, muß sie eine wahrhaft dramatisch-sittliche Natur entwickeln, wozu die volle Anerkennung der persönlichen Selbstständigkeit des Weibes erforderlich ist. Die wahre sittlich freie Geschlechtsliebe muß sich auf das reelle Verhältniß der Charaktere stützen, und muß auf diese Weise zu einer Pflanzschule der Kraft, des Charakters und der Freiheit werden.

Man wird vielleicht sagen, daß Emanzipationsgedanken nicht neu seien. Sehr wohl! Aber hier handelt es sich erstlich um Fortschritte in diesen Gedanken und zweitens um das Verhältniß des Gedankens zur Wirklichkeit.

Es gibt Zeiten, in denen die Wirklichkeit so ganz vom Geiste verlassen ist, daß sich kein guter Gedanke mit ihr in Verbindung setzen läßt. In solchen Zeiten findet man zwar erhabene Ideen und starke freie Gefühle zuweilen auch in den Trauerspielen und Romanen, aber Menschen, welche diese nicht ganz von der Wirklichkeit zu unterscheiden wissen nur in den Narrenhäusern und auf den Wegen zu ihnen. Je gesunder und kräftiger aber eine Zeit ist, um so mehr verschwindet in ihr der Gegensatz zwischen der Idee und der Wirklichkeit, und in demselben Grade wird ganz von selbst der Gedanke sich geberden, als ob er auch sogleich ausgeführt sein wollte. Der Glaube an die Wirklichkeit ist das Merkmal der Gesundheit und Kraft des geistigen Lebens im Großen, — einer Lebenskraft, die sich mit dem Gedanken nur in so ferne beschäftigt, als er auf die Wirklichkeit Einfluß ausüben kann und ausüben soll. Diese Lebenskraft wächst täglich in unserer Zeit. Sollte also der Leser die Gedanken, denen er im Orla begegnet, zum Theil nicht neu finden, so möge er sich den Unterschied zwischen Gedanken, die nur auf literarische, und solchen, die auf praktisch-soziale Existenz Anspruch machen,

zum Bewußtsein bringen. Der Leser wird sich übrigens im Orla weder an die Misere des Werther, der Wahlverwandtschaften und der Stella, noch an die Frivolitäten, der Luzinde erinnert finden. Die Forderung der Freiheit geht hier, wenn auch der Dichter nicht zur völligen Klarheit durchgedrungen ist, von einem neuen Standpunkte aus. Mit dieser Forderung steht Orla keineswegs auf dem Standpunkte des Materialismus, welcher zu beschränkt ist, um zu begreifen, daß er der Rechtfertigung durch den Geist bedarf, — nicht auf dem der Frivolität, welche die erste Frage nach Berechtigung leichtsinnig abweist, — nicht auf dem der moralischen Schwachheit, welche um Nachsicht für ihre Sünden bittet, nicht auf dem der genialen Liederlichkeit, welche, weil sie nichts zu verwirklichen hat, das wirkliche Leben wie einen poetischen Witz betreibt. Er steht auf dem Standpunkte der Sittlichkeit, deren Bedingung überall die Freiheit ist.

Wir haben dieser Dichtung eine in den Grundgedanken eingehende Beurtheilung gewidmet, weil dieser Grundgedanke mit allen anderen politischen und sozialen Ideen der Zeit in der engsten Verbindung steht. Die freie Familie an die Stelle der erzwungenen und den freien Staat an die Stelle des erzwungenen zu setzen ist eine und dieselbe Aufgabe. Die politische Reformation kann nicht ohne die sittliche gedacht werden.

Als sozial und politisch revolutionär zugleich hat der Orla vielfache Analogieen mit den Schriften der George Sand. Er hat mehr System als diese, aber er hat dabei den Nachtheil, daß die einzelnen sittlichen Gesichtspunkte in der Allgemeinheit des Systemes sich verlieren. Hier eine Reihe Dramen wie dort eine Reihe von Romanen, in denen sich die Gesichtspunkte der Reihe nach entfalten, wären der Absicht entsprechender gewesen.

Jedenfalls könnte der Dichter des Orla einen nicht geringen Einfluß auf die glückliche Entwickelung des freien Geistes in Teutschland ausüben, wenn er recht bald mit neuen dramatischen Arbeiten hervortreten wollte.

Don Juan Filosofo.

Memoiren der Schwester Friedrichs „des Großen", Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Baireuth. Nach dem Französischen, übersetzt von Th. Hell. Braunschweig, Verlag von Vieweg und Sohn, 1845.

Dem Anschein nach wird für uns erst dann die Zeit kommen, eine wahre Geschichte zu veröffentlichen, wenn es überflüssig geworden ist, sie zu schreiben. Gibt es eine teutsche, gibt es eine preußische Geschichte? Ihr Schreiber soll erst kommen. Was wir bis jetzt besitzen, ist theils wegen der

Unzugänglichkeit der wahren Quellen, theils durch die Schuld derer, welche sie benutzen sollten, nur ein Lügenbild oder Fragment der wahren Geschichte. Die Gründsätze über Geschichtschreibung werden sich noch bedeutend ändern. Man wird einsehen lernen, daß die Geschichte nicht bloß mit der strengsten Rücksichtslosigkeit, sondern auch vom jedesmaligen Standpunkt der vorgeschrittenen Zeit müsse geschrieben werden, in welcher der Geschichtschreiber lebt und wirken will. Der wahre Geschichtschreiber muß stets mit einem Fuß in der Zukunft stehen. Eine objektive Geschichtschreibung kann es vernünftiger Weise gar nicht geben. Wozu sollte sie nützen und was steht objektiv in der Geschichte fest? Wer will den Standpunkt zu ihrer Beurtheilung fixiren, wenn man nicht gelten lassen will, daß der neueste Standpunkt stets der richtigste sei? Soll man z. B. die Geschichte des Mittelalters vom mittelalterlichen Standpunkt aus schreiben? Soll man die Begeisterung der Pfaffen und Raubhelden mit durchmachen, um ihre Handlungsweise im richtigen Lichte zu betrachten? Was Reinmenschliches und Ungewöhnliches in der Geschichte auftaucht, wird zu allen Zeiten die entsprechende Aufmerksamkeit fordern können, aber was die sonstigen Triebfedern der Handlungen und den Standpunkt der Ansichten betrifft, so darf die Zeit, in welcher wir sie in Wirksamkeit finden, nicht den alleinigen Maßstab zu ihrer Billigung oder Verwerfung darbieten. Dürfte sie dies, so wäre alle wahre Kritik von der Geschichtschreibung ausgeschlossen; und was ist wahre Geschichtschreibung Anderes, als wahre Kritik der Geschichte? Was ist die Geschichte Anderes als ein Entwickelungsprozeß der Menschheit, und wer kann den Gehalt und Zweck dieses Prozesses prüfen und darstellen wenn er nicht von dem jüngsten Stadium desselben auf ihn zurückblickt? Vor solchem Rückblick werden viele Gestalten der Geschichte sich anders darstellen, als sie uns von gouvernementalen Dozenten und befangenen Romantikern überliefert worden sind. Es hat tausend Menschen gegeben, die von ihrer Zeit und von unsern Lehrern für große Männer gehalten wurden, während man sie in Zukunft für Räuber, Finsterlinge und Betrüger erklären wird. So lang namentlich der Glanz der Dynastieen und der Ruhm der Waffen noch das Hauptgewicht in die Waagschale der Geschichtschreibung legen können, ist die Geschichtschreibung nur eine Hofdame und eine Sklavin. Die Romantiker und die „Historiker" haben bis jetzt, wie die Geschichte, so auch die Geschichtschreibung vorzugsweise okkupirt. Sie müssen in der einen wie in der andern aus dem Sattel gehoben werden.

Der Standpunkt für die neue Geschichtschreibung ist der demokratische resp. republikanische, mit besonderer Berücksichtigung der so genannten sozialen Verhältniße. Die neue Geschichtschreibung hat nach dem vernünftigen Recht derjenigen zu fragen, welche das Feld der Geschichte okkupirt haben, sie hat nach der Rechtmäßigkeit der Mittel zu fragen, welche dabei angewandt wurden, sie hat nach dem Nutzen zu fragen, welcher den Völkern und der Menschheit durch die geschichtlichen Handlungen gebracht worden ist, sie

hat an die Motive dieser Handlungen den Maaßstab des allgemeinen Rechtes zu legen, sie hat die Zwecke nur nach sittlichen Begriffen zu prüfen und alles dies thut und kann sie nur, indem sie den Einzelnen der Allgemeinheit, das Mittel dem Zweck, die Regierung dem Volk, die Dynastieen dem Staat unterordnet und aufopfert. Eine solche Geschichtschreibung wird einen guten Theil derer degradiren, die bisher mit dem Beinamen „der Große" geprunkt haben und an ihren Platz vielleicht Männer erheben, die von den „Großen" mit Kerker, Bann und Beil verfolgt worden sind. Sie wird den Völkern klar zu machen suchen, daß sie bisher zum größten Theil der Spielball von Betrügern, Gewaltmenschen und Dummköpfen gewesen sind, welchen sie ihr Glück und ihre Kraft geopfert haben. Sie wird die Betrüger demaskiren, die Götzen von ihren Postamenten herunter reißen, die Gewöhnlichkeit ihres Prunkes entkleiden und die Heuchelei in das geheimste Kabinet ihrer Gemeinheit verfolgen. Eine nach solchen Grundsätzen geschriebene Geschichte, in unsere Zeit hineingeworfen, würde im Großen uns plötzlich das Bild einer Schaubühne vor Augen führen, vor welcher unvermuthet der Vorhang und die Koulissen weggezogen wären. Die plötzliche Aufdeckung des ganzen Trugs, aller Schmink- und Verschönerungsanstalten, aller ordinairen Menschlichkeiten, aller Intriguen und Zänkereien, aller Schurkenstreiche und Gemeinheiten, welche hinter den täuschenden Malereien der dynastischen und diplomatischen Vorhänge und Koulissen verborgen sind, würde die Illusionen der Völker so wirksam zerstören, daß sie sicher den Geschmack an den Komödieen und Tragödieen verlören, durch welche sie sich bisher um schweres Geld Ersatz für ein wirkliches und eigenes Leben haben aufdrängen lassen.

Unter den jetzt noch bestehenden Staaten wüßte ich keinen, der für die neue Geschichtschreibung einen interessanteren Stoff darböte, als der preußische. Wer den Stoff bearbeiten will, wird sicher die Quelle nicht unbenutzt lassen, welche das oben angezeigte Buch ihm darbietet. Dasselbe ist zwar schon vor mehreren Dezennien veröffentlicht worden, aber jedenfalls noch nicht verbreitet genug, weshalb die neue Herausgabe desselben immerhin verdienstlich ist. Auch bietet es schon an sich eine angenehme Lektüre, da die Verfasserin Geist und Beobachtungsgabe besitzt und außerdem von Charakter so liebenswürdig und achtenswerth ist, wie eine Dame von ihrer Erziehung nur sein kann.

Worüber diese Memoiren der Markgräfin von Baireuth das meiste Licht verbreiten, das ist der Charakter und die Hofgeschichte Friedrich Wilhelms, des Vaters Friedrichs „des Großen". Die Epitheta, welche man den Gewalthabern beilegt, bedeuten sehr häufig das Gegentheil von dem was sie ausdrücken. Um der „Große" genannt zu werden, muß man recht viel mit dem soldatischen Kommandostab umgegangen sein und Andere, die vielleicht von wirklicher Größe beseelt waren, als seine Werkzeuge zu Kleinen gemacht und geopfert haben. Um der „Gerechte" zu heißen, muß man durchaus ein Despot sein, der allenfalls aus Laune dann und wann eine Ge-

rechtigkeitskomödie aufführt. In den asiatischen Despotieen, wo gar kein Begriff von eigentlicher Gerechtigkeit existirte, wimmelt es von „Gerechten“: Koshru, der Gerechte (Nushirvan), Harun, der Gerechte (al Raschid), Giafar, der Gerechte (al Sadek) u. s. w. Die Preußen haben dafür gesorgt, daß sie in ihrer Geschichte außer einem „Gerechten“ schon zwei „Große“ haben. Ein Paar andere ihrer Regenten haben nahe daran gestreift, ebenfalls mit dieser Auszeichnung beehrt zu werden, unter diesen auch der genannte Friedrich Wilhelm. Sympathie für die Größe hatte dieser Mann allerdings, nämlich für die körperliche. Sein größter Stolz bestand bekanntlich darin, ein Regiment sechs- bis sieben-füßiger Körper, Soldaten genannt, zu besitzen, die seiner Menagerie von allen Enden der Welt zugetrieben wurden. Außerdem zeigt ihn uns seine Tochter als ein Gemisch von einem Kannibalen und einem Wahnsinnigen, einem Säufer und einem Frömmler, einem Heuchler und einem Geizhals. Es gibt wenig widerwärtigere Erscheinungen in der Geschichte, als dieser Despot war. An ihm zeigt es sich mehr, als an irgend einem, was aus der Mittelmäßigkeit wird, wenn sie mit unumschränkter Gewalt ausgerüstet ist. Dieser König würde unter anderen Verhältnissen wahrscheinlich ein ganz brauchbarer Unteroffizier oder Feldwebel geworden sein. Und vor solch einer Begabung mußte ein ganzes Land im Staube kriechen, es mußte jede seiner Launen als ein göttliches Gebot respektiren und sich jede seiner Brutalitäten in Demuth gefallen lassen. Die Brutalität spielt bekanntlich vorzugsweise in den nordischen Dynastiegeschichten eine große Rolle, aber keiner hat sie in Preußen brutaler geübt, als Friedrich Wilhelm I. Der Stock oder die Füße waren seine gewöhnlichen Organe des Affekts und er nahm bekanntlich nicht bloß das Volk, sondern auch seine Familie in besondere Affektion. „Als ich eines Morgens, erzählte Friedrich der Große seiner Schwester, in des Königs Zimmer trat, ergriff er mich sogleich bei den Haaren und warf mich zu Boden, wo er dann, nachdem er die Kraft seiner Arme an meinem armen Leibe geübt, mich trotz meines Widerstandes zu einem nahen Fenster schleppte. Er hatte im Sinn, das Handwerk der Stummen im Serail auszuüben, denn er nahm dort die Vorhangsschnur und schlang sie mir um den Hals. Ich hatte zum Glück noch Zeit genug aufzustehen, ergriff seine beiden Hände und fing an zu schreien. Ein Kammerdiener kam mir sogleich zu Hülfe und riß mich aus seinen Händen.“ Dies Faktum reicht für hundert aus. Wenn es nun mit der Schnur geglückt wäre? Dann hätte zunächst das berühmte „Kammergericht“ den Königlichen Mörder, wie sich von selbst versteht, hinrichten lassen, sodann hätte die Welt keinen Friedrich den „Großen“ erhalten und das Königreich Preußen wäre jetzt längst vergessen. Wir preußische „Unterthanen“ haben wahrlich Ursache, fromm zu sein, nachdem wir unser Glück und unsere Existenz an einer seidenen Schnur haben hangen sehen.

Bei Erzählung der Geschichte Katt's, der bekanntlich für sein Freundschaftsverhältniß mit Friedrich II., (welcher der Exekution auf Befehl seines

Erzeugers beiwohnen mußte) enthauptet wurde, berichtet die Markgräfin u. A. Folgendes: „Die Generale Denhof und Linger (Mitglieder des ernannten Kriegsgerichts) stimmten auf Pardon, aber die Andern verurtheilten, um dem König den Hof zu machen, — meinen Bruder und Katt zur Enthauptung." Großartig! Einem König macht man dadurch den Hof, daß man seinem Sohn wegen eines Versuchs zur Flucht aus den väterlichen Klauen an den Hals will. Wie wird man erst den Hof machen, wenn es statt dem Königssohne den „Unterthanen" gilt!

Auch über eine hübsche Probe von den sogenannten „preußischen Pfiffen" berichtet uns die Markgräfin. Ein gewisser Klement, ein „großes Genie", sollte eine Verschwörung angezettelt haben, war deshalb nach Holland geflohen „und der König hatte nicht dahin gelangen können, ihn in sein Land zu locken." „Er bediente sich endlich (erzählt die Verfasserin) des Beistandes eines kalvinistischen Geistlichen, Namens Gablonski, um dieses Menschen habhaft zu werden. Gablonski, der mit Klement studirt hatte, begab sich nach Holland und wußte diesen so sehr von der freundlichen Aufnahme und den Ehren, die ihm der König gewähren würde, zu überzeugen, daß er ihn endlich dahin brachte, nach Berlin zu gehen. Sobald Klement seinen Fuß auf klevisches Gebiet gesetzt hatte, wurde er verhaftet." Nun kommen die „Ehren", die ihm widerfuhren. Sein Prozeß dauerte sechs Monate, nach deren Verlauf das Urtheil gefällt wurde. Es lautete, daß Klement mit Zangen dreimal zerrissen und dann gehangen werden sollte. Er hörte es mit heldemüthiger Fassung vorlesen, ohne das Gesicht zu verändern. (Seine Standhaftigkeit blieb bis zum letzten Hauch dieselbe). „Der König ist Herr meines Lebens und Todes", sagte er; „ich habe diesen letzteren nicht verdient und nur gethan, was die Gesandten des Königs alle Tage thun. Sie suchen die der andern Mächte zu hintergehen und zu überlisten nnd sind nichts als honnete Spione an den Höfen. Wäre ich gleich ihnen akkreditirt gewesen, so wäre ich vielleicht jetzt auf dem Gipfel des Ruhmes, statt am hohen Galgen enden zu müssen." Warum hat sich noch kein dramatischer Dichter an diesen Klement gemacht? Es darf aber keiner sein, der aus der Geschichte des „pfiffigen" Despoten nichts Andres zu machen weiß, als ein — Lustspiel über dessen „Zopf!" Durch diese gesinnungslose Frivolität der Gutzkow'schen Aftermuse hat sich noch Niemand empört gefühlt?

Nach dem Klement'schen Prozeß u. s. w. „wurde der König täglich mißtrauischer und verdachthegender. Seit der Entdeckung der Intriguen von Klement ließ er sich alle Briefe vorlegen, die nach Berlin kamen und von da abgingen (ein König als Vorsteher eines „schwarzen Kabinets!" H.), und begab sich nie zu Bett ohne seinen Degen und ein Paar geladene Pistolen daneben.„ Requiescat in pace!

Wir haben jetzt genug von diesem gekrönten Unteroffizier gehört. Mögen dem Gesagten ein Paar Urtheile über seinen „großen" Sohn Friedrich II.

folgen. Die Markgräfin hatte dem Arzte Süperville, welcher dem preußischen Hof diente, zugeredet, an den ihrigen nach Baireuth zu kommen. Süperville sprach sich auf dies Anerbieten also aus: „Ich habe nicht gewagt, mit Ihnen ganz offen zu sprechen, jetzt aber, wo ich die Ehre habe, Ihro Königl. Hoheit zu kennen, fühle ich, daß ich ohne Umschweife und ohne Gefahr, mich unglücklich zu machen, sprechen kann. Mein Plan, aus des Königs Dienste zu treten war schon fertig, ehe ich hierher kam; ich hatte die Absicht, nach Holland zu gehen, die Annehmlichkeiten aber, die ich an diesem Hofe finde, haben meine Ansicht geändert. Ich kann nicht leugnen, daß ich bei dem Kronprinzen sehr gut angeschrieben stehe, aber, gnädige Frau, ich habe nur allzuviel Zeit gehabt, ihn zu studiren. Dieser Prinz ist ein großes Genie, besitzt aber einen bösen Charakter; er ist versteckt, mistrauisch, voll Eigenliebe, undankbar, lasterhaft, und wenn ich mich nicht sehr täusche, so wird er noch geiziger werden, als der König, sein Vater, jetzt ist. Er hat keine Religion und hat sich eine Moral nach seiner Art gebildet: sein ganzes Studium geht nur darauf, das Publikum zu verblenden, aber trotz seiner **Verstellung** haben doch viele Personen seinen Charakter ergründet. Jetzt zeichnet er mich aus, um seine Kenntnisse zu vermehren, da eine seiner größten Leidenschaften wissenschaftliches Studium ist. Wenn er mir aber die entlockt haben wird, die er noch nich weiß, wird er mich im Stiche lassen, wie er es mit vielen Andern (später Voltaire) gemacht hat, und deshalb habe ich es für angemessen gehalten, im Voraus meine Maaßregeln zu ergreifen." Diesem Urtheil des klugen Arztes fügt die Markgräfin ihr eignes über ihren geliebten Bruder an einem andern Ort hinzu. Sie war einige Zeit nach dessen Thronbesteigung in Berlin. „Ich bemerkte, sagt sie, während dieses kurzen Aufenthalts, daß im ganzen Lande ein allgemeines Mißvergnügen herrschte und der König viel in der Liebe seiner Unterthanen verloren habe. Man sprach laut von ihm in nicht eben gemessenen Ausdrücken. Die Einen beklagten sich über die wenigen Rücksichten, welche er darauf nehme, Diejenigen zu belohnen, die ihm als Kronprinzen zugethan gewesen, Andere schuldigten seinen Geiz an, der, wie sie sagten, noch den des verstorbenen Königs übersteige, noch Andere seine Hitze, und endlich auch sein Mißtrauen, seine Verdächtigungen, seinen Hochmuth und seine **Verstellung.** Mehrere Umstände, bei denen ich selbst gegenwärtig war, ließen mich diesen Mittheilungen Glauben schenken.

So weit über den Mann, der bei seinem Ende müde war, „über Sklaven zu herrschen." Ihm folgte Einer, der bei seinem Ende müde war, ein Sklave der Pfaffen und Maitressen zu sein. Doch es wird hier keine Skizze über die preußische Dynastiegeschichte beabsichtigt. Wer dieselbe aber studiren will, der halte vor Allem die mehrerwähnte „Verstellung" im Auge.

Noch lehrreicher, als die Winke über die damaligen preußischen Regenten, ist die Darstellung des Treibens an deren Hofe. Schurkenstreiche verkaufter Minister, Diplomatenränke, Maitressenintriguen, Weibergeklascht,

Spionerie und Verrätherei an allen Enden und Ecken, Brutalitäten, Heucheleien, kurzum alle mögliche Nichtswürdigkeiten in stetem Gewimmel durcheinander lieferten die Ingredienzien, aus denen dort die Geschichte des Landes gebraut wurde. Aber, kann man fragen, sollten sich die Zeiten so geändert haben, daß über dergleichen jetzt nichts mehr zu berichten wäre? Glaube das, wer mag. Wer sich über die Geschichte derselben unterrichtet, wird finden, daß es im Allgemeinen wenig besser geworden ist. Nur besitzt man jetzt mehr Geschick in Vermeidung des Eklats und in Verdeckung des geheimen Getriebes — Alles für das Wohl der Völker, welche voll Andacht und Inbrunst vor den Sitzen dieser Tugenden und Herrlichkeiten im Staube liegen.

Unsere malitiöse Markgräfin begnügt sich übrigens nicht damit, den Schleier von den Hofgeheimnissen ihrer eigenen Familie wegzuziehen, sie liefert uns auch Material zur Beurtheilung anderer Hohen und „Großen." So erzählt sie ein Paar interessante Geschichten von Peter dem „Großen." Derselbe besuchte mit Gemahlin und Gefolge den preußischen Hof. „Die Czarin begann (beim Empfang) damit, der Königin die Hand zu küssen, was sie mehrere Male that. Sie stellte ihr dann den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, welche sie begleitet hatten, und 400 sogenannte Damen, die in ihrem Gefolge waren. Größtentheils waren dies teutsche, weibliche Dienstboten, welche die Geschäfte von Damen, Kammerfrauen, Köchinnen und Wäscherinnen verrichteten. Fast jedes dieser Geschöpfe hatte ein reich gekleidetes Kind auf dem Arm und wenn man sie fragte, ob es die ihren wären, so antworteten sie, indem sie Salamalekas auf russische Art machten: „Der Czar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieses Kind zu machen. Die Königin wollte diese Geschöpfe gar nicht grüßen. Dafür rächte sich die Czarin dadurch, daß sie die Prinzessinnen von Geblüt mit großem Hochmuth behandelte" u. s. w.

Bei diesem Berliner Besuch besah der „große" Peter u. A. ein Kabinet mit alten Statuen. „Unter diesen befand sich, wie man mir sagte, eine, welche eine heidnische Gottheit in einer sehr unanständigen Stellung zeigte. Der Czar bewunderte sie sehr und befahl der Czarin, sie zu küssen. Sie wollte sich dagegen wehren, er ward aber böse und sagte in gebrochenem Teutsch zu ihr: „Kop ab!," welches so viel heißen sollte, als, ich lasse dich enthaupten, wenn du nicht gehorchst. Die Czarin hatte so große Furcht, daß sie Alles that, was er verlangte."

Solche Züge, die in modifizirter Gestalt auch heute noch anzutreffen sind, muß man sich vergegenwärtigen, um seine Verehrung vor Denen zu nähren, die ohne Konkurrenz berufen sind, mit Kerker und Polizei die Völker zur Sittlichkeit und Menschlichkeit zu erziehen. Doch es kommt noch besser. Die Markgräfin berichtet über einen Besuch, den ihr Vater und Bruder in Dresden beim König August von Polen (auch beinahe einem „Großen") machte. „Mein Bruder hatte sich dort leidenschaftlich in die Gräfin Orselska verliebt, die zugleich die natürliche Tochter und Mai-

treſſe des Königs von Polen war. Dieſes Mädchen verdankte ihr Glück dem Grafen Rudofski, ihrem Bruder, deſſen Maitreſſe ſie war, und der ſie mit dem König von Polen, ſeinem Vater, bekannt machte, der, wie ſchon geſagt, ſo viele Kinder hatte, daß er nicht für alle ſorgen konnte (nämlich 354). Doch wurde er durch die Reize der Orſelska ſo ergriffen, daß er ſie ſogleich als Tochter anerkannte. Er liebte ſie leidenſchaftlich. Die Bemühungen meines Bruders um dieſe Dame flößten ihm eine furchtbare Eiferſucht ein. Um dieſes Verhältniß zu zerſtören, ließ er ihm die ſchöne Formera unter der Bedingung anbieten, daß er die Orſelska verlaſſe. Mein Bruder ließ ihm verſprechen, was er wünſchte, um in den Beſitz dieſer Schönheit zu gelangen, welche ſeine erſte Maitreſſe wurde."

Solche Geſchichten ſind in der That Geld werth. Doch es kommt noch beſſer. Eine Markgräfin, welche eiferſüchtig auf ihre liebenswürdige und tugendhafte Tochter war, „beſchloß, dieſe arme Prinzeſſin in's Unglück zu ſtürzen. Der Markgraf, ihr Gemahl, neigte ſich ſehr zu einer Vermählung ſeiner Tochter mit dem Prinzen von Kulmbach. Die Markgräfin warf, um dem entgegen zu arbeiten, die Augen auf einen gewiſſen Wöſer, Kammerjunker ihres Gemahls. Dieſem ließ ſie 4000 Stück Dukaten verſprechen, wenn er ſich bei der Prinzeſſin ſo einſchmeicheln könnte, daß ſie ein Kind von ihm bekomme. Lange machte er nun der Prinzeſſin den Hof, aber ohne andern Lohn, als Verachtung und Mißfallen. Als die Markgräfin ſah, daß ſie auf dieſe Art nicht zum Ziel gelange, ließ ſie Wöſer ſich in einer Nacht im Schlafzimmer der Prinzeſſin verſtecken. Die Dienerſchaft derſelben war beſtochen. Man ſchloß ſie mit ihm ein. Trotz ihres Schreiens und ihrer Thränen gelang es ihm endlich, ſie ganz zu beſitzen," indem er ihr vorlog, daß er zum Markgrafen werde erhoben werden u. ſ. w. Kurz die Prinzeſſin wurde ſchwanger und kam mit Zwillingen nieder. Als ſie entbunden war, nahm ihre Mutter die Kinder weg und lief mit ihnen bei aller Welt umher, um zu zeigen, welch eine ungerathene Tochter ſie habe. Bei dieſer Gelegenheit hatte ſie „mit den beiden Kindern ſo geſcherzt, daß ſie beide ſtarben." Hat Alles nichts zu ſagen. Genug, man hatte ſeinen Zweck erreicht, die arme Prinzeſſin war um ihr Glück und überdieß wurde der Kammerjunker noch fürſtlich um die ſo ſauer verdienten 4000 Dukaten betrogen.

Das ſind Hofgeſchichten und, man ſage was man wolle, die Hofgeſchichten ſind bis jetzt mittelbar oder unmittelbar zum größten Theil — die Volksgeſchichten geweſen. Wird ſich das bald umkehren? Um dahin zu wirken, würden Memoiren im Genre der beſprochenen, aber über die Höfe der Gegenwart, ein kräftiges Mittel abgeben. Bis jetzt ſind ſolche Memoiren immer zu ſpät gekommen. Ihr, die ihr Perſonalkenntniß in dieſen Regionen beſitzt, was deucht euch von dem Projekt, über alle Perſonen von politiſchem Einfluß „öffentliche Konduitenliſten" zu ſchreiben?

K. H.

Ueber den unnatürlichen, verdienstlosen Zustand in der Schweiz und die Mittel, denselben zu verbessern. In zwei Abschnitten, von Joh. Märier. Zürich u. Winterthur, Litr. Compt. 1843 *).

Der Verfasser fordert auf, kräftige Mittel zu ergreifen, wenn man der Gewaltsamkeit des Kommunismus entgehen wolle. „Laßt uns, da es noch Zeit ist, Hand ans Werk legen, den Zustand der ärmern Klasse zu verbessern und dadurch eine Katastrophe verhindern, die den Umsturz aller sozialen Ordnung, ja selbst den Ruin des Vaterlandes zur Folge haben müßte."

Den Nothstand der arbeitenden Klassen in der Schweiz, welche einestheils nur mit saurer Mühe das nackte Leben fristen, anderntheils nicht einmal die dazu nöthige Arbeit finden, leitet der Verfasser zunächst aus der kommerziellen Einschnürung der Schweiz durch ihre sämmtlichen Nachbarn her, als Hauptursache aber bezeichnet er „die Ausartung der bürgerlichen Gesellschaft, die Verhöhnung der natürlichen Menschenrechte." Das erste dieser Menschenrechte, die Existenz, bleibe bei den heutigen Zuständen, namentlich denen der Fabrikation, (welche nur Einzelne bereichere, während die Masse des Volks nach und nach in Armuth versinke,) unbefriedigt.

Als Mittel der Abhülfe wird vorgeschlagen: unter Zurückführung der Fabrikation auf ein dem innern und äußern Verbrauche entsprechendes Maß, die arbeits- und verdienstlosen Menschen dem Landbau auf zweckmäßige Weise zu übergeben. Die Ansicht des Verfassers ist in kurzem diese: Manche Strecke Boden in der Schweiz könnte noch urbar gemacht werden, und das angebaute Land bei besserer Benutzung weit mehr abwerfen. Die Ursache davon ist das bestehende Mißverhältniß im Grundbesitze: einige besitzen zu viel Land, andere zu wenig, die große Mehrzahl gar keins. Eine Folge dieses Zustandes ist außer der unzureichenden Ausbeute auch der Wucher der großen Grundbesitzer, welche durch Aufspeierchung die Preise der Lebensmittel hinauftreiben. Das Mißverhältniß des Grundbesitzes, gegen welches schon die Israeliten, Griechen, Römer, Germanen gesetzliche Anordnungen trafen, kann und muß aufhören, (und zwar nicht bloß in der Schweiz, sondern auch in allen übrigen Ländern.) Der Boden muß als Nationalgut betrachtet werden. „Das Eigenthumsrecht

---

*) Der Verfasser dieser Schrift ist, wie ich vernehme, ein schweizerischer Fabrikarbeiter. Ohne von der Existenz derselben irgend etwas zu wissen, habe ich in dem Aufsatz „Gegen die Kommunisten" ein ähnliches Projekt angedeutet, wie das Märier'sche. Ich erwähne das nicht bloß, um den Verdacht eines Plagiats abzuwenden, sondern weil ich in diesem überraschenden Zusammentreffen einen Grund mehr finde, jenes Projekt in Betracht zu ziehen. Wenn übrigens Herr Märier von der Noth in der Schweiz spricht, so versteht es sich von selbst, daß ihn nicht Vergleichung mit teutschen Zuständen dazu gebracht hat. H. K.

kann sich billigerweise nur auf die Erzeugnisse des Bodens, nie aber auf den Boden selbst erstrecken, und deßhalb sollte auch kein Bürger mehr Land besitzen, als er zu bebauen im Stande ist." Da der Staat schon jetzt die Abtretung von Grundeigenthum des öffentlichen Nutzens wegen fordern darf, so soll er auch die Ungleichheit des Grundbesitzes ausgleichen. Wer zuviel hat, soll das Uebermaß dem abtreten, der zu wenig oder nichts hat, und zwar, in Betracht der einmal bestehenden Eigenthumsrechte gegen Entschädigung. Die Entschädigungssumme soll in einer gewissen Reihe von Jahren mittelst jährlicher Abschlagszahlungen abgetragen werden, jedoch ohne Zins, weil der abgetretene Boden doch nur todtes Kapital war. (Der letztere Grund reicht zwar nur soweit aus, als der Boden schlecht oder gar nicht benutzt wurde, allein der Grundgedanke des Verfassers verliert darum seine Anwendbarkeit nicht, weil die ganze Entschädigung vom Staate auf einmal geleistet und in einem längeren Zeitraume von dem neuen Eigenthümer ersetzt werden könnte.) Die jährlichen Abschlagszahlungen dürften billigerweise durch Progressivbesteuerung der im Ueberflusse lebenden Bürger gedeckt werden. Das abgetretene Land bleibt unveräußerliches Staatsgut und wird unbemittelten Familien gegen einen mäßigen Zins, der für das Wohl anderer bedürftiger Bürger verwandt wird, überlassen. Die nöthigen Häuser und Geräthschaften liefert theils der Staat, theils die Gemeinde gegen mäßigen Zins oder jährliche Abtragung.

Der Verfasser zeigt die Ausführbarkeit seines oder eines ähnlichen Planes, Beispielsweise an dem Kanton Zürich.

Wie die Menschen jetzt noch größtentheils sind, möchte die Verwirklichung einer so schönen und gerechten Einrichtung schwerlich gelingen. Denn man bedenke doch: der Plan ist zwar nicht kommunistisch, da er das Eigenthum nicht aufhebt, aber er riecht nach Kommunismus. Darauf hin wird die Mehrzahl der großen Grundeigenthümer ihn schon verdammen. Ein ansehnlicher Theil wird schöne Worte machen, die Sache sei sehr edel und löblich; aber weiter wird bei diesen Leuten die Menschenliebe nicht gehen, schon deßhalb, weil sie warten, bis andere erst das Beispiel geben. Endlich ein ganz winziges Häuflein ist bereit, auf dem Altar des Menschenrechts zu opfern; aber Schade, daß sein Grundbesitz so klein ist; was sie bringen, das reicht gerade aus, ein Paar Ziegen zu ernähren. Ab und an findet sich auch ein großer Grundeigenthümer mit den trefflichsten Gesinnungen; aber — eine Schwalbe macht keinen Sommer. — Der großen Mehrzahl der Reichen aber wird, das ist gar keine Frage mehr, die Geschichte das Ende vom Liede vorsingen. Sie werden auf doppelte Weise klug werden, in einigen Ländern durch Sozialrevolution (da kommt die Klugheit zu spät,) in anderen durch Sozialreform, wenn die Klugheit noch zur rechten Zeit kommt. Eben so gut, wie Befreiung des Grund und Bodens, werden einige gescheute Staaten auch die Ausgleichheit des Grundeigenthums durchzusetzen wissen. K. Nauwerk.

Anton Vilnay's Adalay, ein Gemälde aus Kaukasiens Gegenwart. (Mannheim bei Bassermann.)

Herr Vilnay ist wegen seiner Schicksale und wegen der Versuche, dem Publikum aus seinen reichen Anschauungen und Erlebnissen poetisch abgerundete Bilder vorzulegen, eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, ausgezeichnet vor allen den prosaischen Gestalten, die nie den Fuß über die Schwelle des Büchermarktes hinaussetzen und nur von einem Buch in's andere schreiben. Vilnay's nähere Verhältnisse sind uns nicht bekannt; die Aphorismen, die an unser Ohr schlugen, reichen aber vollkommen aus, und die ganze Haltung der vorliegenden Schrift beweiset seine Herkunft aus einem neuen, frischen Element. Der tiefste Russenhaß und die genauste Kenntniß dieser aufstrebenden und schon verderbten Nation ziehn durch dies Tscherkessengemälde hindurch. Als die Zeitungen die letzten Niederlagen der Eroberer in den kaukasischen Gebirgen und Woronzows schlecht verhehlten Rückzug berichteten, als neue Polenzuzügler sich in Marseille einschifften, um, wie ein Ertrinkender den Grashalm ergreift, hier Rettung und Rache ihres untergegangenen Vaterlandes zu suchen, nahm ich Adalay von neuem zur Hand. Der edle Pole Neyvil, das heroische Mädchen Adalay, die verständigen und unerschütterlichen Anführer der Tscherkessen, die Pläne gegen die Russen — das Alles regt das Interesse lebhaft auf. Dann kommt noch eine ganz eigne Intrigue hinzu. Ein Russe, Sellow, schleicht sich in Neyvil's und der Tscherkessen Vertrauen und kundschaftet ihre Pläne aus; er erfährt auch Alles, als er vorher, um sich zu legitimiren, 200 Russen mit Mann und Maus der Vernichtung preißgegeben, und verräth dann den ganzen Feldzugsplan der Bergvölker. Dies gibt die Katastrophe, in der zwar schließlich die Russen doch das Feld verlieren, aber eine Unzahl Tscherkessen geopfert werden. Adalay's Gefangennahme, ihre Befreiung durch Neyvil, Neyvil's Abreise mit gebrochener Seele über die nur halb gelungene und durch Verrath um ihren vollen Triumph betrogene Unternehmung, Adalay's kalte Sympathie, die Tragödie des Untergangs so vieler edlen Männer — das bildet den Schluß des Gemäldes.

Der Verfasser hat mit edlem Sinn den Stoff benutzt, und vornehmlich gegen den Schluß das Interesse aufs lebhafteste gespannt. Er hat einen gewaltigen Vorzug, die Schule der Welterfahrenheit, vor den teutschen Schriftstellern in dieser Gattung voraus; es wäre nur zu wünschen, daß er die englisch-französische Manier der einfachen, spannenden Erzählungsform der verwickelten Anlage und der schließlichen Lösungen mehr angewendet, mehr Fabel, als Gemälde gegeben, und sich nicht persönlich in die Darstellung hätte hereinreißen lassen.

Selbst durch einen minder günstigen Erfolg seiner ersten Versuche sollte er sich aber nicht abschrecken lassen. Es ist leichter sich zu beschränken, als sich zu bereichern. Ein so reicher Stoff, wie der vorliegende ist, mehr

aus der Form der Schilderung herausgerissen und in das Gewand einfacher Vorgänge, die aber alle zu Einer Entwickelung hin drängten, eingekleidet würde einer ungemeinen Wirkung fähig sein. Jetzt kommen, namentlich wenn der Faden der Geschichte abgerissen wird, ermüdende Passus vor. Auch die Poesieen, die eingeflochten sind, lassen meist kalt. Das Fieber der Entwickelung, die Fabel und ihre Reize, müssen im Roman vorzugsweise gepflegt werden.

Auch die Sprache ist nicht ganz rein. „Weinet **ob** der klein gewordenen Menschheit!" Das Pretiöse solcher Formen und die Verstellung der Verben, wie im Judenteutsch, z. B., „möcht' er sie reißen aus euren Armen," hört man nicht einmal in der Lyrik gern. Dennoch hat auch diese frische körnige Sprache ihre Verdienste und die doppelte Intention des Dichters, große Dinge in einer edlen Form vor die Augen der Welt hin zu stellen, verdient in unserer prosaischen Zeit die entschiedenste Theilnahme aller derer, die um eine Erfüllung der Welt mit größeren Interessen, mit dem Aufschwung des Geistes und mit dem Muth der Thaten, bemüht sind. Die Tscherkessen werden geschildert und fühlen sich selbst als den letzten Rest der kühnen, vollen Freiheit. „Groß ist die Erde, sagt Kara Byares, der Häuptling; zum Paradies der Freiheit geschaffen ist sie; doch klein nur ist die Scholle, worauf euere Hütten stehen, klein der Raum, den kämpfend euer Arm verficht — daher weinet auch die verdrängte Freiheit auf ihrem letzten Hort, dort oben am schneeigen Kulm des Elborosch — sie weinet ob der kleingewordenen Menschheit und blicket herab, durch die Thräne, auf euch. Und ihr? — Kampfgerüstet umschaaret ihr der Freiheit Krystallsitz und wollet sie schützen und retten vor dem millionenköpfigen Dränger. — Ihr steht allein unter diesem blauen Himmel; die einzigen, auf die noch hoffend herabblickt die bedrängte Freiheit, die würdig und auserwählt sind von allen Nationen der Erde für sie zu kämpfen."

Das ist es allerdings. Nicht nur der Heldenmuth und der unbeugsame Geist der Bergvölker interessirt uns. Es ist auch wirklich jeder Sieg der Tscherkessen ein Sieg über das barbarische russische Prinzip. Rußland ist der Alp, der auf der zivilisirten Welt drückt. Der Koloß rückt seine Gränzen immer weiter hinaus. Teutschland hat ihm nicht gewehrt, durch die Vernichtung Polens sein Nachbar zu werden. Preußen taumelt bereits von seinen bösen Einflüssen ergriffen; Oestreich liegt, wie der Vogel vor dem Rachen der Klapperschlange, regungslos zu seiner Disposition, wehrlos bei seinen Uebergriffen. Was die Tscherkessen thun, was die Polen vergeblich versuchten, das hätten die Teutschen längst unternehmen sollen; und es war sehr leicht, es zu vollenden. Wir konnten Polen retten und dem Despotismus den Fuß auf den Nacken setzen. Wir schliefen. Wir sahen es nicht, als die kurzsichtige preußische Politik Polen ans Messer lieferte. Jetzt, wo die Gefahr drohend heran rückt, wo das System des puren Despotismus immer offener vorschreitet, wo die russischen Vorposten schon unsere

Gränzen nicht mehr respektiren, jetzt ist es sehr zeitgemäß, durch die Thaten der edlen Bergvölker, die auch an der rohesten Natur immer noch ein unschätzbares Gut gegen die russische Unnatur, diese bodenlose Entsittlichung zu vertheidigen haben, unsern Muth aufzurichten, unsern Haß zu schüren, unsere Entschlüsse zu reifen.

Wir wünschen daher Herrn Vilnay's Roman eine weitverbreitete Lektüre; dem Autor aber den Muth und die Ausdauer, alle Hindernisse zu überwinden, die der Einführung seiner kühnen Richtung in das große Publikum entgegentreten; was er dagegen in seiner Gewalt hat, durch die einfachere Klassizität der Sprache und durch die verwickeltere Komposition des Romans zu verführen und hinzureißen, — diese Hebel wird er gewiß, wenn er wieder auftritt in seinem und im allgemeinen Interesse in Wirksamkeit setzen. Die Palme winkt und ist des Kampfes werth.

A. R.

Die Seherin. Ein dramatisches Gedicht von Emil Mecklenburg. Leipzig, bei G. Brauns. 1845.

Ein merkwürdiges Erzeugniß der teutschen geistigen Gährung, ein Zeitbild, welches mit unerhörter Kühnheit die Schleier der Dame Teutschland lüftet. Die Seherin bedeutet Teutschland selbst; in ihrem somnambulen Zustande streiten sich Gott und Satan um sie; der Philosophie, die in dem Jüngling Frei um ihre Liebe warb, wird sie abwendig gemacht durch den König. Der König ist leicht zu errathen. Die Philosophie wird verfolgt und in Ketten geworfen. Die Jugend versammelt und beräth sich um ihre Befreiung, die Politiker wollen handeln, der Dichter perorirt, der Geist Shakespeares redet durch den Mund William Bulls, der Geist verrauscht, alle Tugend geht unter, die Männer wenden dem Vaterlande den Rücken, der Teufel holt die Somnambule. Mög' er sie holen; mög' es endlich Tag werden in dem alten Dämmerlande!

Das Gedicht umfaßt 23 Bogen im Druck und drei Parthieen; es ist der Reflexion und dem philosophischen Element der meiste Boden eingeräumt, die Charaktere sind scharf unterschieden, aber die Fabel ganz vernachlässigt. Vielleicht rechtfertigt sich dieser Mangel des Dramatischen und der Verwickelung mit der Absicht, Teutschland recht naturgetreu zu schildern, vielleicht sind eben aus demselben Motiv die langen, oft allzulangen physiologischen und philosophischen, poetischen und rhetorischen Ausführungen entsprungen und zu entschuldigen. Dennoch ist es eine starke Zumuthung, ein Drama von so vielen Bogen ohne die gewöhnliche Spannung des Interesses

an der Handlung, lediglich mit dem revolutionären, dem idealen und dem reellen Zeitintereſſe zu überwältigen. Das letztere Intereſſe, das auflöſende, revolutionäre und das rekonſtituirende philoſophiſche, wird dagegen in überraſchend reichen Doſen befriedigt. In einer Art Ballade ſpricht ſich das Motto aus, welches über das Bild der Gegenwart hinausdeutet:

Es war einmal ein König
Und war einmal ein Abt,
Die haben ſich nicht wenig
Einander lieb gehabt.

Viel Ritter beim Male ſaßen,
Wie Purpur das Geſicht.
Der Abt und König aßen
Ihr eigenes Gericht.

Und aßens alle Tage;
Der Braten ſchmeckte gut,
Und tranken beim Gelage
Den Wein ſo roth wie Blut.

Trara, trara, es lebe,
Der König dreimal hoch!
„Abt, ſiehſt du, wie ich bebe?
Sieh nach der Eule dort!“

Und viele Geiſter kamen
Wie eine Waſſerfluth,
Und nannten ihre Namen
Und forderten ihr Blut.

Geſchlachtet waren alle
Zu ihres Königs Luſt.
„O weh', o weh', ich falle;
O hätt' ich das gewußt!“

„Hinweg, verfluchte Geiſter!
Ich leide Todesnoth!“
Der König und ſein Meiſter —
Sie waren beide todt.

Die philoſophiſchen Parthieen, die ſatiriſchen, die leidenſchaftlichen und himmelsſtürmeriſchen, die vornehmlich William Bull mit gewaltiger Energie vorträgt, überlaſſen wir dem Leſer ſelbſt aufzuſuchen; heben dagegen noch ein Paar poetiſch ausgezeichnete und anziehende Paſſus hervor. Der Dichter unterſcheidet den lyriſchen Vers durch Einfachheit und Abſchluß

mit dem Reim, den dramatischen durch Hinüberziehen des Begriffs in den folgenden Vers. Dies Verfahren dehnt er vielleicht zu weit aus. Das Gedicht ist durchweg gereimt.

Der Philosoph Frei spricht:

Der Sauerstoff der Freiheit kann allein
Der teutschen Erde Bindekräfte geben.
— — — — — — — — —
Laßt denn in euern Seelen froh erblühen
Den Glauben, der mich aufrecht hält
In aller Noth, daß Teutschland bald erglühen
Die Sonne wird der höchsten, geist'gen Welt. —
Die Freiheit, und, vor allen Paradiesen
Der Erde, Teutschland sei voran gepriesen.

Als man versammelt ist, um die Befreiung des gefangenen Frei zu berathen und statt alles Resultates nur Feigheit und Zwiespalt zu Tage kommt, sagt der lyrische Dichter

Schmerz.

Ihr regt durch eurer Meinung Widerspruch
Thörichten Zwist und leeres Wortgefecht
Unrühmlich an, und werdet einen Bruch
Bewirken, vergessend alles Recht,
Das Unheil nährt und euch Verderben bringt:
Wie bei dem Brande, der ein Haus vernichtet,
Wenn schon die Gluth um seinen Gipfel schlägt
Die Feuerarme, freventlich verzichtet
Auf Hülf' und Rettung eine Löscherschaar,
Die Trägheit oder Eigennutz entzweit.
Erwägt, die euch bedrohet, die Gefahr,
Der Freundschaft Schatz mit eurer Einigkeit,
Wie mit dem Haus, die Habe zu verlieren.

Und darauf:

William Bull.

Wem ruf'st das wohlgemeinte Wort du zu,
Friedfert'ge Seele? Deine Phantasie
Hebt dich so gerne in das Reich der Ruh
Gemüthlich dichterischer Melodie.
Mal' deine Träume nur auf das Papier,
Schreib sie, wie Archimedes, in den Sand,
Reit' durch die Lüfte auf dem Musenthier,
Entdecke dir ein neues Dichterland:
Du wirst vielleicht den teutschen Ruhm vermehren
In angestammten hohen Regionen,
Wirst neue Götter uns und Geister lehren,
Die weder Zion, noch Olymp bewohnen,
Du wirst vielleicht des Heldenthumes Kranz

Aus Eichenlaub auf teutscher Stirne preisen,
Du wirst auf alter Thaten alten Glanz
In trauernder Erinnerung verweisen; —
Und haben deine seelenvollsten Lieder
Geliebt, geehrt dein neues Griechenland,
So wird der Zwietracht dreißigköpf'ger Hyder
Das Nachbild, wie das Urbild einst, zum Pfand.
Was hier geschieht in einem kleinen Kreise,
Das wogt durch Teutschland weit in großen Ringen,
Und was du sprachst — er müßt' in Einer Reise
Durch mehr als dreißig teutsche Gauen dringen.

Wir haben den Dichter reden lassen, um auf seine eigenthümliche Art, auf seinen Vers und zugleich auf die verschlungene und dadurch absichtlich etwas verdunckelte Diktion aufmerksam zu machen. Nimmt man sich die Mühe, gehaltreiche Stellen wiederholt zu lesen, und die vielen entstellenden Druckfehler zu verbessern, so entdeckt man eine Menge poetischer Schönheiten, die eine flüchtige Lektüre, eben wegen der verschlungenen Verse, leicht übersehen läßt. Freilich verhehlen wir dabei nicht, daß eben so manche Einzelheiten durch Vernachlässigung der Sprache, durch Bedeutungslosigkeit und Kraßheit den Wunsch hervorrufen, der augenscheinlich noch in gährender Entwickelung befindliche Verfasser mögte sein Werk etwas länger im Pult behalten haben. Das Ganze verdient sogar den Tadel, manche langweilige Stellen zu enthalten, z. B. die Szene in dem öffentlichen Hause, die viel zu sehr nach der gewöhnlichen Natur gezeichnet ist, und die Längen in dem Streit zwischen Gott und Satan. Selbst der Satan redet zu viel und ermüdet, da er doch sonst, wenn auch keine schöne, wenigstens eine interessante Figur zu sein pflegt.

Es versteht sich von selbst, daß die Intention und der Gegenstand den Grundfehler, den dramatischen Mangel, aller Abhülfe entziehn. Auch Verkürzungen und präzisere Wendungen würden wenig helfen. Es ist also nur abzuwarten, ob dies Zeitbild, so wie es ist, und eben darum, weil es die inneren, sonst so sorgfältig geheim gehaltenen Gährungen und Konflickte kühn in's grelle Tageslicht setzt, die Gunst des Publikums erlangen wird.

Die Aehnlichkeit mit der dramatischen Dichtung Orla ist frappant; nur daß Orla dramatischer und voll sogenannter sozialer Elemente ist, die hier fehlen. Der Verfasser ist trotz seiner philosophischen Anschauungsweise ein konstitutioneller und nationeller Freidenker. Sonst könnte auch der unerwartete Ausgang an Orla erinnern. Beide zusammen deuten auf den Anfang einer größeren, reicheren, politischen und geistigen Welt in Teutschland, und sind daher, trotz der Ungnade der Polizei, (beide sind verboten) höchst beachtenswerthe Literaturerzeugnisse. Wann wird man es endlich verstehen lernen, daß die Unterdrückung der Symptome nicht die Kur der Krankheit ist? Die Kur der teutschen Krankheit, der geistigen und politischen

Sklaverei, ist die Freiheit. Und einige Jahre mehr oder minder — gleichviel; je später, je gründlicher wird diese Kur vorgenommen werden.

Nichts beweist deutlicher, als die jetzige Literatur der 20 Bogen-Bücher, wie sehr der teutsche Geist den alten Kinderschuhen entwachsen ist.

A. R.

Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen von Arnold Ruge. Leipzig bei Jurany, 1846. Zwei Bände.

Erst beim Abschluß der „Opposition" kommt uns dies gedankenreiche Buch Ruge's zu. Wir müssen uns daher auf eine kurze und flüchtige Anzeige desselben beschränken, wie günstig die Gelegenheit hier auch wäre, ein wahres Verdienst um die Zeitbestrebungen in einer längeren Besprechung anzuerkennen.

Der erste Band des Werkes enthält eine Uebersicht der Haupterlebnisse und Beobachtungen des Verfassers seit seiner Uebersiedelung nach Paris bis zur Entfernung von da. Wir gestehen, daß wir in dieser Uebersicht, wie viel Interesse sie auch im Einzelnen erregt, mehr Pikantes erwartet hatten, bescheiden uns aber in dieser Beziehung, wenn wir bedenken, wie unendlich viel bereits von Teutschen aus und über Paris und Frankreich geschrieben worden, so daß ein Schriftsteller von Geist dort mitunter mehr über das in Verlegenheit kommen mag, was er weglassen, als über das, was er geben soll. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es nicht zu mißbilligen, daß Ruge sich hauptsächlich an Themata gehalten, welche die neueste Zeit an die Reihe gebracht hat, nämlich an die neuen Gesellschaftstheorieen und seine Beziehungen zu denselben.

Bekanntlich hatte Ruge schon in den „teutschen Jahrbüchern" das Problem einer „Absorbirung des Pöbels" aufgestellt. Zur Lösung dieses Problems auf teutschem Boden etwas Weiteres beizutragen, hinderte ihn die unwiderlegliche Beweisführung der Polizei durch Unterdrückung seiner Zeitschrift. Man hatte die Jahrbücher noch geduldet, so lange sie sich in Auffassung und Ausdruck auf der „philosophischen" oder „wissenschaftlichen" Höhe hielten, zu welcher der Blick des größern Publikums sich nicht hinaufbemüht und hinaufbemühen kann; sobald sie aber begannen, praktisch zu werden, und aus der philosophischen Pfote die demokratischen Krallen hervorblickten, war ihr Schicksal entschieden. Ohne den sächsischen Gewaltstreich würden die Fragen, deren Besprechung jetzt so viel Bewegung hervorruft, zum großen Theil schon damals in den „Jahrbüchern" verhandelt worden sein. Nach Unterdrückung der letzteren gedachte Ruge seine Wirksamkeit in Paris fortzusetzen, wo sich zu seinen übrigen Gesichtspunkten der einer gei-

stigen Vermittelung zwischen den Franzosen und Teutschen hinzugesellte. Ein solches Unternehmen war eben so schön und großartig, als es nach teutsch-nationalen Begriffen sündhaft und unerhört war. Es scheiterte mehr aus äußern, als aus innern Gründen. Die superiore Abneigung der Franzosen gegen die in politischen Dingen so gering geschätzten Teutschen hätte sich mit der Zeit schon überwinden lassen, eben so die nationalen Vorurtheile der teutschen Bornirtheit gegen die Franzosen; aber die Teutschen selbst kehrten ihre Abneigung gegen einander und dieses Hinderniß würde die Zukunft des Unternehmens auch dann in Frage gestellt haben, wenn es nicht an pekuniären Mitteln zur Fortsetzung desselben gefehlt hätte. Die auf teutschem Boden gebliebenen Schriftsteller scheinen weniger aus Prinzip, als aus einer gewissen unklaren, nationalen Scheu demselben nicht die verdiente Aufmerksamkeit zugewandt zu haben; auch hat vielleicht das bloß scheinbare Hinderniß der räumlichen Entfernung sie abgehalten. Dazu kam nun aber die Differenz, welche sich zwischen den Theilnehmern in Paris selbst herausstellte. Ruge hat, wie schon die Jahrbücher gezeigt, weder früher, noch, wie sein neues Werk beweist, später die „sozialen" Fragen ignorirt; aber als Mann von klarem Blick, gereiftem Urtheil und männlicher Gehaltenheit hat er sich auch durch die Berührung mit den Franzosen nicht zu Einseitigkeiten, Unbesonnenheiten und Extremen hinreißen lassen, hat er den „sozialen" Standpunkt nicht vom politischen getrennt wissen wollen und vor allen Dingen die politische Grundlage festgehalten. Dies bildet den Hauptdifferenzpunkt zwischen ihm und den unpraktischen „Sozialisten", welche sich Hals über Kopf in die neuen Doktrinen der Franzosen stürzten, in dieselben die Ideen der neuen teutschen Philosophie aufnahmen und in der Verarbeitung und Ausspinnung dieser Stoffe sich mitunter so weit vom Boden der Wirklichkeit verirrt haben, daß zwischen ihrer Extravaganz und der praktischen Besonnenheit Anderer wenigstens augenblicklich keine Anknüpfung mehr möglich erscheint. In ihrem vorschnellen Uebermuth wünschten sie Ruge, dem sie früher als andächtige Jünger nachgestrebt hatten, plötzlich als einen Zurückgebliebenen betrachten zu können, und hinter *ihnen* „zurückbleiben" und impotent werden, ist natürlich identisch. Durch sein neues Werk hat Ruge in beider Beziehung diejenigen beschämt, welche, während er früher „alle Menschen für Sozialisten gehalten, plötzlich den Sozialismus erfunden haben" und bei dieser „Usurpation", wobei es nur auf den Ruhm einer neuen Richtung abgesehen zu sein scheint, jeden Strebenden nur dulden, wenn er sich unter *ihre* Fahne stellt. Namentlich heben wir den zweiten Band des Werkes hervor, der, wie er an Inhalt gewichtiger, so auch in der Ausarbeitung noch sorgfältiger behandelt ist, als der erste. Er führt uns die Hauptfragen der neuern teutschen Philosophie in einer zunächst für Franzosen berechneten, aber auch für teutsche Leser lehrreichen, weil klaren Uebersicht vor Augen und erweitert ihre Besprechung aus originalem Fond durch eine ausgezeichnete, vom Standpunkt des Humanismus aus geschriebene

Abhandlung über den Patriotismus, ein in dieser Weise noch nicht bearbeitetes Kapitel. Das ist gerade das Hauptverdienst Ruge's, daß er, aus der abgeschlossenen Wissenschaft in das Leben hervortretend, mit strenger Konsequenz jede Befangenheit des Kopfes und Herzens zerstört, in allen Regionen dem freien Verstandesblick durch Romantik und Mystizismus hindurch Bahn bricht und platterdings keine Berechtigung, selbst die des heiligen „Patriotismus" nicht, bestehen läßt, wo sie sich nicht auf die höchsten und letzten Prinzipien zurückführt, welche sich als stichhaltiges Fazit der bisherigen Entwickelung der Menschheit herausstellen. Sich bei solchem Streben betheiligen und davon Nutzen ziehen, ist leichter, als die Bahn dazu brechen. Ruge hat seit dem Beginn seiner Jahrbücher stets vorauf die Hand im praktischen Spiel der Bewegung gehabt,seine Kritik hat überall mit Kraft am rechten Ende eingegriffen, er hat stets als schlagfertiger Kämpe den Vertretern der alten Zeit die Spitze geboten und wer sich ein solches Verdienst erworben, der kann sich eben so leicht über die Angriffe Derer trösten, welche über die eigentliche Bewegung unverständig hinausfahren, als über die Feindschaft Derer, welche den Werth der Wissenschaft und die Aufgabe „produktiver Philosophie" darin suchen, daß sie sich möglichst fern vom Leben halten, oder gar darin, daß sie die Aufklärung in gelehrte Fesseln schlagen. Wer von der einen Seite bloß die Extravaganten und von der andern die Obskuranten zu Gegnern hat, der kann immerhin mit seiner Stellung zufrieden sein. Die „produktive Philosophie" ist recht eigentlich diejenige, welche That und Leben produzirt. Ruge ist einer der ersten Vermittler des teutschen Gedankens mit der That und dem Leben. Dies ist er in seiner neuesten Schrift noch weit mehr geworden, als in seiner frühern. Wer nach der Lektüre dieses Buchs seine Ansichten nicht aufgeklärt und seine Gesinnungen nicht humanisirt fühlt, dem ist nicht zu helfen. Wenn in derselben auch noch hier und da unpopuläre Nachklänge der „philosophischen Sprache" sich bemerkbar machen, so ist doch das Werk im Ganzen so klar, lebendig, überzeugend und eindringlich geschrieben, daß es sich bei jedem Gebildeten Eingang verschaffen wird; in formeller Hinsicht kann es in seinen Haupttheilen wegen der plastischen Abrundung und treffenden Präzision bei aller Kraft der Sprache sogar klassisch genannt werden. Es kann übrigens Anleitung dazu geben, die Doktrin wie die Kritik über sämmtliche Hauptfragen in derjenigen Form zu verschmelzen, welche nach dem Bedürfniß der Zeit wie nach der Natur der Sache überhaupt in unsern Tagen die meiste Geltung und Wirkung haben muß, nämlich in der Form der Publizistik. Der gelehrte Olymp des abgeschlossenen Wissens muß gestürmt werden und seine purzelnden Götter müssen unter dem Gelächter des Volks erliegen. Aus ihren Schätzen muß Münze geschlagen und aus ihren aufgespeicherten Vorräthen muß Brod gebacken werden. Ruge hat das Seinige zur Stürmung des Olymps gethan; die Früchte der Eroberung nutzbar zu machen ist sein fer-

nerer Beruf. In diesem Beruf hoffen wir ihn künftig auch als populären Publizisten auftreten zu sehen. Die Trennung, wie die Absperrung, der menschlichen (und wissenschaftlichen) Fragen wird mit der Zeit immer mehr verschwinden und es wird keine Wissenschaft und keine Philosophie mehr Werth haben, wenn sie nicht ihre Methode zugänglich und ihren Inhalt zum Gemeingut werden lassen kann oder will. Derjenige wird also am meisten mann seiner Zeit sein, welcher die Fragen der Menschheit oder des Volks am richtigsten erfaßt, am leichtesten beherrscht und am populärsten behandelt. K. H.

Notizen.

Teutscher Servilismus. In Hannover existirt ein gewisser Herr von Malortie, Reisemarschall des Königs Ernst August. Dieser Herr von Malortie ist in geistiger Beziehung so unbedeutend, wie irgend eine der tausend höfischen Personagen; er steht aber in der Gunst seines „Königlichen Herrn" und hat sich um die Hofwelt das Verdienst erworben, deren Küchen und Etikettenangelegenheiten in ein System zu bringen. Dies System hat er der Welt in einem Buch mitgetheilt, welches, so viel wir uns erinnern, bis zu einer Stärke von mehr als zwanzig Bogen gebracht worden ist, wahrscheinlich um die kühnen Reformatorideen, welche darin über das Austernessen, Kaffeekochen, Hemdenwaschen und ähnliche Gegenstände der oberthänigen Metaphysik entwickelt werden, vor der Malize der Zensur sicher zu stellen. Kürzlich nun meldeten die Zeitungen, daß die philosophische Fakultät der Universität Göttingen den Herrn von Malortie zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt habe. Näheres ist über die Angelegenheit nicht bekannt geworden. Wir können daher auch das Gerücht nicht verbürgen, das als Gegenstand der Dissertation, welche der Doktor von Malortie geschrieben, die Erfindung eines neuen Zahnstochers für Allerhöchste Herrschaften angibt, müssen sogar zugestehen, daß wir das fernere Gerücht, wonach der Neuernannte die Dissertation durch das geistreiche Kapitel seines Buchs über den Verbleib des Abfalls von der Allerhöchsten Tafel zu besonderer Zufriedenheit der Fakultät ersetzt habe, für eben so glaubwürdig halten. Die Ansicht, wonach der Fakultät die philosophische Begabung des Herrn von Malortie dadurch aufgefallen sei, daß er sogar das Kaffeekochen, Tischdecken, Kammerdienern u. s. w. in ein System zu bringen verstanden, zeugt zwar von scharfsinnigem Eindringen in die Räthsel der Sache, wir können ihr indeß nicht beitreten; eher noch würden wir die Hypothese theilen, daß die Göttinger Fakultät durch die Ernennung eines Mannes, welcher gleich seiner Umgebung ein eifriger Anhänger des

Absoluten ist, ihre Hinneigung zum Schellingianismus habe kund geben wollen, welcher die Philosophie „die Wissenschaft des Absoluten“ nennt. Dieser Hypothese wird nun freilich wieder von Andern entgegengetreten, welche die Göttinger Fakultät als Anhängerin des Epikuräismus bezeichnen, seitdem die Göttinger Sieben zu den Peripatetikern übergegangen sind. Welcher Ansicht soll man nun Recht geben? Vielleicht ist die vollständige Aufklärung über die wichtige Sache erst von einer künftigen Geschichte der neuern Philosophie zu erwarten. Uebrigens ist zu hoffen, daß die Zuvorkommenheit, Hofbediente zu Philosophen zu machen, dadurch anerkannt werde, daß man die Philosophen zu Hofbedienten macht. In Berlin haben die Philosophen schon eine Festuniform erhalten und tragen „bleu de Prusse“ wie die Lieutenants; vielleicht gibt es dort in spätern Jahren noch einmal Lieutenants der Philosophie, Generäle, Korporäle u. s. w. der Philosophie. In Hannover, wo das Militärische nicht ganz so vorherrscht, wie in Preussen, ist es angemessener, die Philosophen mit den Hofbedienten zu verschmelzen: Mundschenk der Philosophie, Vorschneider der Philosophie, Leibhusar der Philosophie, Vorreiter der Philosophie, Reisemarschall der Philosophie u. s. w. Schließlich müssen wir noch auf die Bedenken hinweisen, von denen künftig Diejenigen werden geplagt werden, welche, ohne Malortie'sche Stellung und Verdienste zu haben, sich nach dem so selten gewordenen Titel eines Doktors der Philosophie sehnen. Sie mögen sich vor allen Dingen auf das Studium der Austern und des Kaviars verlegen, welche in dem Malortie'schen System eine bedeutende Rolle spielen. Wer bürgt sogar dafür, daß dies System nicht noch Dozenten finden und die übrigen Systeme verdrängen werde? „In dieser Zeit der Erschöpfung der philosophischen Spekulation, wird es in der künftigen Geschichte der teutschen Philosophie von den Vierziger Jahren heißen, tauchte plötzlich aus den höhern Regionen des Absoluten ein Mann auf, welcher durch die Macht seines praktischen Geistes die Philosophie wieder auf solidem Boden zu begründen verstand. Dieser Mann heißet von Malortie, Hof- und Reisemarschall des Königs Ernst August. Er stammt aus einem altadlichen Geschlecht u. s. w. Von der tiefblickenden Ansicht ausgehend, daß das Wesen und der Zusammenhang der Dinge nicht erkannt werden könne ohne ein Eingehen auf ihren Ursprung, und daß dieser Ursprung in den tiefsten und innersten Regionen der Schöpfung ergründet werden müsse, versenkte er sich in die Tiefen des Meers und erhob dessen unterste Bewohnerinnen, genannt Austern in die höchsten Regionen des Staats, drang er in das Innere ungeschlachter Wasserriesen, Störe genannt, und förderte deren embryonische Füllung, Kaviar genannt, bis auf die Tafel seines Königlichen Herrn und wies die Reproduktionskraft jener niedrigen thierischen Substanzen und somit den Zusammenhang der Dinge in unerwarteten Erscheinungen nach, welche das ganze Land in freudige Aufregung versetzten und die Glocken der Kirchthürme in Bewegung brachten. Die philosophische Fakultät zu Göttingen,

über den Tiefblick dieses Mannes außer sich, ernannte denselben sofort zum Ehrendoktor und erwarb sich dadurch das Verdienst, dessen System den Weg in das offiziell=wissenschaftliche Gebiet anzubahnen u. s. w."

Die unerwartete Geburt eines ältesten Sohnes des Kronprinzen von Hannover erfolgte bekanntlich fast gleichzeitig mit dem besprochenen philoso=phischen Ereigniß. Sie bietet Gelegenheit, in Sachen des Servilismus der Theologie den ordnungsmäßigen Rang hinter der Philosophie anzu=weisen. Nach dem teutschen Professor folgt der teutsche Pfaffe, versteht sich, der evangelische. Als besagte Geburt bekannt wurde, versammelte sich einiges „Volk" um den Palast und von Seiten dieses Volks beging man auf Veranlassung eines Pfaffen die unerhörte Kühnheit, durch eine Depu=tation Allerhöchsten Orts um die Erlaubniß zur Darbringung eines „Hoch!" allerunterthänigst zu bitten. Ernst August befand sich grade an der Mittagstafel, welche nach dem Malortie'schen System angeordnet war, und ließ die Deputation, wie sie es verdiente, 1½ Stunden warten, um sich den Appetit nicht zu verderben. Sodann wurde die Depu=tation vorgelassen und das „Hoch!" Allergnädigst akzeptirt. Selbiges wurde darauf noch mit dem ursprünglichen Feuer, welches den ersten Ent=schluß dazu eingegeben hatte, ausgebracht, obschon es so lange Zeit in sei=nem loyalen Behälter mit der größten Anstrengung hatte zurückgehalten werden müssen. Nachdem dies geschehen, wandte sich besagter Pfaffe aber=mals an das versammelte Volk und auf seine Aufforderung stimmte man entblößten Hauptes das Lied an: „Nun danket alle Gott!" Nachdem sie Alle Gott gedanket hatten, begaben sie sich nach Hause, um sich über einiges Fenstereinwerfen wegen unterlassener Illumination zu berathen mit ihren Brüdern, den

Philistern. Die Philister bilden den dritten Rang. Im Juli des Jahrs 1845 (acht Jahre nach 1837) wurde bei einem Schützenfest ein von Ernst August geschenkter Ehrenbecher eingeweiht und zwar durch einen Toast auf „den Vater des Vaterlandes — mit teutschem Weine und teut=scher Treue!" Es scheint mit der „teutschen Treue" zu gehen wie mit dem „teutschen Weine:" je länger man den einschließt, desto besser und berau=schender wird er. Und wenn die teutschen Philister sich einmal an dem Wein der teutschen Treue berauscht haben, dann sind sie gar nicht wieder nüchtern zu machen. Man kann sie mit Ruthen hauen und mit Füßen treten; wenn man ihnen dabei sagt, es geschehe mit teutschen Ruthen und mit teutschen Füßen, so wälzen sie sich in teutscher Treue und singen das teutsche Lied: „Nun danket Alle Gott!" Sie treiben den Servilismus mit Inbrunst und Fanatismus. Wahrlich, Napoleon ist viel zu früh gestorben und die Schlacht bei Leipzig ist ein großes Unglück für Teutschland gewesen. Der französi=sche Despot hätte nicht eher sterben dürfen, als bis er dies ganze servile teutsche Gesindel in Staub und Koth getreten, daß nicht die Spur mehr von ihm übrig blieb. Nur er hat es verstanden, diesen Auswurf der Mensch=

heit, dies Speichelfressende Geschlecht einiger maßen nach Gebühr zu behandeln. Doch ereifern wir uns nicht! Wir haben noch den vierten Rang übrig, nämlich

Das literarische Spekulanten- und Lumpengesindel. In Leipzig bei Weber erscheint eine „Illustrirte Zeitung," ein Blatt, welches Alles überbietet, was bisher an Servilismus in den teutschen Hundesstaaten aufgetaucht ist. Es bildet eine förmliche Propagiranstalt für servile Vorstellungen und Gesinnungen, die es in allen möglichen Illustrationen von höfischen Festen, Personagen, Prunkgelegenheiten und Schaustellungen mit einem Text voll servilster Schamlosigkeiten in alle Klassen des Volks (es soll bereits 15000 Abonnenten haben) zu verbreiten sucht. Und wer liefert die Illustrationen? Nun, sie kommen von sogenannten Künstlern her und diese Künstler sind bekanntlich schon längst zu den Handwerkern übergegangen, welche da arbeiten, wo man ihnen am Besten bezahlt, und ihre höchste Stufe dann erreicht zu haben glauben, wenn sie sich Hofschneider und Hofschuster tituliren können. Aber wer liefert den Text? Er wird von sogenannten Literaten geschrieben, von der Klasse jener literarischen Lumpen, die für Geld und Gunst ihre Feder zu jeder Niedrigkeit und jedem Götzendienst gebrauchen lassen, wodurch der Nimbus des verrotteten Feudalismus noch erhalten werden kann. Diese Menschen sind es, welche auf der Stufenleiter des Servilismus am Tiefsten gestellt werden müssen, damit die schamrothe Literatur sie wenigstens als ihren hinabgeschüttelten Auskehricht und Auswurf, der nicht mehr zu ihr gehört bezeichnen kann. Es sollen sich unter den Mitarbeitern des besprochenen Blatts vielgenannte Namen befinden, die sich denn, im Gefühl der Verächtlichkeit ihres Handwerks, hinter Numern verstecken. Um zu zeigen, bis zu welcher Virtuosität es diese Menschen in der Kriecherei gebracht haben, mögen hier ein Paar Proben aus der „Illustrirten Zeitung" folgen.

In dem Text zu den Bildern des Sohnes des Königs von Hannover und dessen Frau liefert sie eine ganz raffinirte Apologie der Hannover'schen Politik, bedenkt auf das Sorglichste das dynastische Interesse für die Gegenwart wie für die Nachfolge, empfiehlt den blinden Kronprinzen als ein Muster in jeder Beziehung und ergießt sich dann über die besagte Geburt u. A. folgendermaßen: „Worauf mit gespannter Sehnsucht die Hoffnungen des Königlichen Vaters und des ganzen Landes gerichtet waren, das ging am 21. September durch die Geburt eines Erbprinzen in Erfüllung. Unbeschreiblich war die Freude des greisen Königs, die lebendige Theilnahme des ganzen Landes. „Engel, du machst mein Alter glücklich!" rief Ernst August der jungen glücklichen Mutter zu. Wenige Stunden nach der Entbindung zogen die Bürger Hannovers vor das Schloß, um die schönste, edelste Feier und Freudenbezeigung durch frommes Absingen des Liedes: „Nun danket Alle Gott!" darzubringen, woran der König den gerührtesten Antheil nahm. Drei Tage hinter einander war die Stadt erleuchtet und in

gleicher Weise ging es durch das ganze Land. Möge des Himmels gnädiger Segen, der sich in diesen hoffnungsreichen Ereignissen offenbaret hat, auch mit dem Neugeborenen sein und ihn zu einem Fürsten erziehen, der in Geist und Muth, in Kraft und Treue, in Weisheit und Frömmigkeit seinem hohen Berufe gewachsen ist und den Welfenruhm auf die spätesten Zeiten fortpflanzt!"

In einer Beschreibung der „Taufe des Großfürsten Alexander in Petersburg", ohne deren Kenntniß Teutschland schwerlich das Jahr 1845 würde überlebt haben, heißt es u. A. also:

„Dann begann die heilige Liturgie, die der Metropolit von Nowgorod und St. Petersburg abhielt, und Se. Maj. der Kaiser geruhte den hohen Neugeborenen zum heiligen Abendmahl zu tragen. Während des Liedes „Es fülle sich unser Mund" überreichte Sr. Maj. dem Kaiser der Kanzler der russischen Kaiserlichen und Königlichen Orden auf goldener Schüssel den Orden des heiligen Apostels Andreas des Erstberufenen, womit Se. Maj. den hohen Neugeborenen bekleidete." Solche schnöde Nichtswürdigkeiten wagt man dem teutschen Publikum noch im Jahr 1845 mit einer so unbedenklichen Miene aufzutischen, als gehörten sie in die Dogmen seines Unterthanenthums.

In dem Text zu dem Bildniß des Kronprinzen von Würtemberg (Herr Hackländer, wer hat den Artikel geschrieben?) sagt die Illustrirte Zeitung: „Für seine Theilnahme an der schönen Literatur spricht am Lautesten die Wahl seines Sekretairs, des rühmlichst bekannten F. W. Hackländer aus Aachen." — Dann werden wir davon unterrichtet, was am Lautesten für seine Popularität und Leutseligkeit spricht: „In Stuttgart fliegen alle Fenster auf, wenn er vorüberfährt, links und rechts mit der Peitsche leutselig grüßend." Damit wird der Leser genug haben und sich so eine „leutselige Peitsche" wünschen, um die „Illustrirte Zeitung" mit ihrem literarischen Lumpengesindel angemessen zu „begrüßen."

Wir haben nun dem Leser Proben von Servilismus, von hündischem Servilismus, der ohne alle Bedenken und ohne alle Gegendemonstrationen seine Lust büßen konnte, aus den verschiedensten Klassen vorgeführt, diejenigen „Stände" ganz ungerechnet, deren eigentliches Amt in der Ausübung jener Tugend besteht. Jetzt fragen wir das teutsche Volk, wo es den Kern aufzuweisen habe, der unangefault so viel Keim der Mannesehre und des Freiheitstolzes bewahrt habe, daß er mit seinen Sprossen das tödtende Gewucher jener weitverschlungenen Sklavengesinnung wird durchbrechen und überwachsen können? So lange ihr nicht anfangt, den Servilismus mit Füßen zu treten, wo er sich zeigt, so lang habt ihr noch vollgültige Ansprüche darauf, selbst mit Füßen getreten zu werden.

Der König von Preußen und der Dr. Schwetschke.

Bei der viel besprochenen Audienz in Halle schloß der Dr. Schwetschke seinen Vortrag mit den Worten: „die Sache des Pastors Wislizenus' hat nicht nur die Sympathie der Gemeinde, sondern die der Stadt und der Provinz."

Die improvisirte Antwort, welche der König von Preußen hierauf gab, ist in Teutschland nicht allgemein vollständig bekannt geworden. Wir haben sie aus guter Quelle vollständig erhalten und theilen sie mit, um eine kleine geschichtliche Lücke auszufüllen:

„Sympathie? Meinen Sie die 35 Leute, welche Wislizenus' Predigten besuchen? Ja, bei Denen, welche überhaupt die Kirchen nicht besuchen, da mag er Sympathie haben. Aber glauben Sie nicht, daß man mir durch Erklärungen imponirt. Ich lasse mir nicht imponiren und wenn sich noch so viel Lichtfreunde in Köthen und in Wirthshäusern versammeln. Ich bin ein mächtiger Herr (ich sag' es ungern), ich dulde keine eidbrüchige Priester. Opposition in diesem Sinne kann mich nur zum entgegengesetzten Extreme führen. Was die Wislizenus'sche Sache insbesondere angeht, so mische ich mich nicht in dieselbe. Das Gesetz wird entscheiden."

Es ist uns bekannt, daß man diese Antwort getadelt und sich namentlich an die Worte gestoßen hat: „Ich lasse mir nicht imponiren." Wir können diesem Tadel nicht beipflichten, müssen vielmehr in diese „ächt Königliche" Worte aus vollem Herzen einstimmen und fordern das ganze Volk auf, das Nämliche zu thun mit dem Ruf: „Wir Alle lassen uns nicht imponiren!"

Schriftstellerleiden.

Wir haben früher geglaubt, es sei bloß die Polizei, die greifende wie die streichende, was dem teutschen Schriftsteller das Leben verbittert und das Streben verdirbt. Unterdessen sind wir durch die Erfahrung auf eine sehr überraschende Weise überzeugt worden, daß er auch im eigenen Lager auf der Hut zu sein, daß er die Feinde hinter wie vor sich zu suchen hat. Wer hätte daran denken sollen, daß es auch umgedrehte Zensoren gibt; daß der Autor sich nicht bloß vor Leuten zu hüten hat, die ihm den eignen Geist ausschneiden, sondern auch vor solchen, die ihm einen fremden einpfropfen? Wir haben diesen neuen Feind unter dem Geschlecht der Korrektoren und Setzer entdeckt. So weit geht die Tücke des Geschicks gegen den teutschen Schriftsteller, daß sogar seine nächsten Freunde, die Korrektoren und Setzer zu Verräthern an ihm werden und seine Schriften wie eine Post zu benutzen anfangen, um durch ihn ihre Weisheit als blinden Passagier in die

Welt der Oeffentlichkeit einzuschmuggeln, nachdem schon der Geist des Autors selbst als verbotene Waare in stete Todesgefahr versetzt worden. Man hat gewiß alle Ursache, solche Versuche zur Häufung von Verbrechen auf die Schultern der verfolgten Schriftsteller an's Licht zu ziehen. Möge folgende Mittheilung über einen wahrhaft unerhörten Fall nach der einen wie nach der andern Seite hin als Warnung dienen.

Von dem Herausgeber dieses Buchs erschien vor Kurzem zu Belle-Vue bei Konstanz unter dem Titel: „Preußisches und Teutsches" eine Brochüre, welche im Vergleich mit dem Manuskript an vielen Stellen total unkenntlich geworden war. Mag der Setzer oder Korrektor eine puristische Kaprize von Hause aus gehabt haben, oder mag er durch das teutonisch klingende Wort „Teutsches" verleitet worden sein; genug, er hatte auf eigne Faust fast alle Fremdwörter und grade die unentbehrlichsten aus der Schrift ausgemerzt und dafür Uebersetzungen eingefügt, die bald alle Begriffsnüancen verwischten, bald den Sinn völlig entstellten, bald ihn gradezu in Unsinn verkehrten. Ueberdies kam er durch Einschiebsel und Erläuterungen dem Autor in einer Weise zu Hülfe, als hätte er ihn gradezu zum Narren oder mindestens zum dummen Jungen machen wollen. Doch wir stellen dieses unerhörte Attentat auf den Verstand und das Recht der Schriftsteller dem Leser in einzelnen Proben vor Augen:

Der Autor hatte gesagt:	Der Korrektor hat gesagt:
Die Kinder der verbotenen Liebe sind lebhafter und intelligenter, als diejenigen der legitimen.	Die Kinder u. s. w. sind lebhafter und verständiger u. s. w.
Die Intelligenz und sittliche Bildung des preußischen Volks ꝛc.	Die Verständigkeit u. s. w.
Die Kultur dem Despotismus zur Folie dienen lassen.	Die Kultur der Willkürherrschaft zur Unterlage (Folie) dienen lassen.
Dieß ist es, was sowohl an sich als in seinen Konsequenzen die preußische Politik so verhaßt macht.	Dieß ist es was u. s. w. in seinen Folgerungen u. s. w.
Der eklatanteste Wortbruch.	Der offenbarste Wortbruch.
Den Tod des Königs zum Gegenstand einer offiziellen Volkstrauer machen.	Den Tod u. s. w. einer pflichtgemäßen u. s. w.
Die Pietät gegen denselben übertrieben kultiviren.	Die Ergebenheit kultiviren.
Diese Manifestationen (nämlich die Kultivirung der Pietät, die offizielle Trauer u. s. w.)	Diese Bekanntmachungen.
Die Frage zum Eklat bringen.	Die Frage zum Aufsehen bringen.

Reaktionäre und pietistische Richtung.	Rückgängige und frömmelnde Richtung.
In der Praxis.	In der Ausführung.
Offensive Stellung.	Angreifende Stellung.
Preußische Hegemonie.	Pr. Obergewalt.
Direkter Widerspruch mit den Ansprüchen des Volks.	Mittelbarer Widerspruch.
Die eigentliche Intelligenz ist bei den Landtagen nicht vertreten.	Die Vernünftigkeit.
Konsequentester Ausleger.	Folgerechtester.
Demokratische Natur der Landtage.	Volksthümliche Natur.
Demokratischer Sinn.	Volksthümlicher Sinn.
Demokratische Verfassung.	Volksthümliche Verfassung.
Die negative Seite.	Die verneinende Seite.
Reelle Beförderung.	Werkthätige Beförderung.
Den Absolutismus kultiviren.	Den Abs. ausbilden.
Bornirte Nationalabsperrung.	Beschränkte Volsabsperrung.
Die holländischen Sympathieen ködern.	Die holl. Mitempfindungen.
Die Antipathie der Engländer erregen.	Die Widerstrebung der Engländer.
Protestantische Liaison.	Prot. Verbindung.
Aristokratische Elemente.	Arist. Stoffe.
Mit den Staatseinrichtungen die in ihnen wirksamen Elemente übernehmen.	Die wirksamen Grundstoffe.
Geheime Konferenzen.	Geh. Geschäftsverhandlungen.
Preußische Zollprotektion.	Pr. Zollobhut.
Die Kölner Affaire.	Die K. Geschichte.
Den Geist despotisiren.	Den G. gewaltthätig niederdrücken.
Der Jesuitismus ist die letzte Phase des Katholicismus.	Der J. ist die letzte Wandlung.
Ein Hauptsitz der Reaktion.	Ein H. der Gegenwirkung.
Ueber die Trier'sche Komödie eine Kritik schreiben.	Ueber die Tr. K. ein kunstrichterliches Urtheil schreiben.
Exzesse von Fanatikern.	Gewaltthätigkeiten von Glaubensschwärmern.
Die praktische Folge für die Politik.	Die wirksame Folge.
Das Pojekt einer Staatskirche.	Der Entwurf einer St.
Die Nöthigung ignoriren.	Die N. nicht erkennen wollen.
Die Demokratie.	Die Volksherrschaft.

Eine Konzession machen.	Eine Nachgiebigkeit machen.
Festigkeit und Konsequenz zeigen.	F. und Folgerichtigkeit zeigen.
Alle Reaktion unserer Zeit ist in verzweifelter Defensive.	Aller Widerstand u. s. w. ist in verzweifelter Abwehr.
Antipathie.	Natürlicher Widerwille.
Asolutistisches Prinzip.	Unbeschränkter Regierungsgrundsatz.
Hegemonieprojekte.	Entwürfe einer Oberherrschaft.
Regierungsprinzip.	Regierungsgrundsatz.
Volksprinzip.	Volksgrundsatz.
Moralische Wirkungen.	Sittliche Wirkungen.
Moralische Unterstützung.	Sittliche Unt.
Blinde Loyalität.	Bl. Unterthanentreue.
Loyalität.	Unterthanengehorsam.
Passives Demonstriren.	Leidendes Beweisführen.
Der Menge imponiren.	Der M. Achtung einflößen.
Loyale Erniedrigung.	Pflichtgetreue Erniedrigung.
Loyale Phrase.	Treugehorsame Redewendungen.
Loyale Konfusion.	Pflichtmäßige Verwirrung.
Kultivirung des Gehorsams.	Anbauung des Gehorsams.
Das beantragte Petitum.	Das beantragte Gesuch (Petitum)
Unter der Hand eskamotirt.	U. d. H. wegstipitzt (eskamotirt.)
Reformen.	Verbesserungen.
Moralischer Effekt.	Sittlicher Erfolg.
Posto fassen.	Stand fassen.
Repräsentativverfassung.	Volksvertretungs-Verfassung.
Volkssouverainetät.	Volkshoheit.
Indirekt.	(Indirekt) auf versteckte Weise.
Große Ostentation.	Großes Gepränge.
Loyal diplomatisiren.	Pflichtschuldig dipl.
Büreaukratie.	Beamtenherrschaft. (Büreaukratie).
Halbliberal.	Halbfrei.
Attribute.	Merkmale.
Ueber die Logik stolpern.	Ueber die Denkkunde stolpern.
Seinen Kursus in der Logik machen.	Seinen Lehrgang (Kursus) machen.
Citirung einer Bibelstelle.	Herbeiziehung ꝛc.
Verstoß gegen die Logik.	V. g. d. Denklehre.

Loyales Gejammer.	Pflichtgetreues Gej.
Die Schmeichler tyranniſiren bis auf's Blut.	D. Sch. hart behandlen b. a. B.
Dimenſionen.	Größenverhältniſſe.
Loyalität.	Pflichtmäßige Treue.
Loyale Konfuſion.	Loyales Kauderwelſch.
Emphatiſch.	Nachdrucksvoll.
Offizielle Redensarten.	Amtliche R.
Demonſtration.	Redensart.
Offizieller Nationalknechtſinn.	Amtlicher R.
Jede Erbärmlichkeit nach Innen mit einer Sottiſe nach Außen verbrämen.	J. E. n. J. m. e. Albernheit n. A. einkleiden.
Korruption der Rechtsinſtitutionen.	Verderbniß d. R.
Demokratiſche Elemente.	Volksthümliche Stoffe.
Neutraliſirung des ſelbſtſtändigen Volksgeiſtes.	Parteilosmachung d. ſ. V.
Oppoſition.	Gegenpartei.
Inkonſequenz.	Unfolgerichtigkeit.
Oppoſition.	Widerſtandspartei.
Im Intereſſe der Sache.	Im Nutzen der Sache.
Iſt man bei der Volksvertretung zu zwei Dritteln bloß loyal, ſo ſchlägt ſich das dritte Drittel auch dazu.	Iſt man ꝛc. bloß pflichttreu ꝛc.
Kollegen eines Deputirten.	Gefährten e. D.
Vorher konzipirte Rede.	V. abgefaßte R.
Geiſtloſer Mechanismus im Staatsweſen.	G. Getriebe.
Militairpomp.	Militairſtand.
In succum et sanguinem.	In succum et sanguinem (in Saft und Blut).
Adoptirte Redensarten.	Angenommene R.
Stereotyper Unſinn.	Feſtſtehender U.
Demokratiſche Würde.	Volksthümliche W.
Gegebene Mittel der Oppoſition.	Angegebene M. des Widerſtandes.
Wer nicht ſpezieller Diener der preußiſchen Dynaſtie und Diplomatie mit ihren Hegemonieprojekten ꝛc. ſein will.	Wer nicht beſonderer Diener der pr. Herrſcherfamilie u. Staatsunterhandlungskunſt mit ihren Oberherrlichkeitsentwürfen ꝛc. ſein will.
Patriot.	Vaterlandsfreund.

Dynastie.	Herrscherreihe.
Monarchisches Prinzip.	M. Grundsatz.
Vom monarchischen Thron auf die Tribüne der Republik herabsteigen.	V. m. T. auf die Rednerbühne (Tribüne) der R. h.
Im Nothfall soll ein entschiedener Politiker sich zu der Lehre bekennen, welche das Wort Pessimismus an die Hand gibt.	Im Nothfall ꝛc. Pessimismus (die Meinung, daß die Welt durchaus schlecht sei).
Adoptirug einer Ansicht.	Ausnahme einer Ansicht.
Praktische Bestrebungen.	Werkthätige B.
Preußische Kultur.	Pr. Geistesbildung.

Wir haben uns die Mühe geben müssen, die Hauptbeispiele dieser neuen Zensirmethode auszuziehen, theils um die seltene Hartnäckigkeit darzuthun, womit hier ein Korrektor, Berichtiger oder Setzer „auf seinem Prinzip (Grundsatz) herumgeritten", theils um den Autor (Verfasser) aus dem nahliegenden Verdacht herauszubringen, daß er in der schweizerischen Athmosphäre (Aether) den Verstand verloren habe. Uebrigens wird man zugeben, daß diese neue Zensur den Schriftstellern verderblicher werden kann, als die alte, und nachdem wir dies Geheimniß verrathen, wüssen wir es darauf ankommen lassen, ob man jetzt in Teutschland vielleicht die Zensoren und Bücherpolizisten abschafft und sich dafür hinter die Korrektoren und Setzer steckt.

Man entschuldige es, daß diese Notiz an diesem Ort erscheint. In den Zeitungen war kein Platz dafür und doch kann man sich nicht stillschweigend auf solche Weise lächerlich machen lassen. Der Zustand der teutschen Zensurpresse ist so vom Polizeigeist durchknechtet und die Höllenangst der Reaktion und ihrer Diener ist so nichtswürdig groß, daß mißliebige Schriftsteller mit der Zeit nicht mehr sicher sind, die Ankündigungen von der Niederkunft ihrer Frauen in die Oeffentlichkeit zu bringen, sie müßten denn eine Zwanzigbogenschrift darüber schreiben.

Der Rabbi Moses und Moritz Heß.

Herr Moritz Heß erklärt im Gesellschaftsspiegel, die beiden Paletot-Taschen des Rabbi Moses aus den „zwei Jahren in Paris" für sein Cigarrenetui und sich in dem Rabbi für durchaus nicht getroffen. Ich habe nicht den empirischen M. Heß, sondern den idealisirten Rabbi gezeichnet. Wäre Herr Heß nicht in dem Irrthum, daß seine naturwüchsige Figur und seine wirklichen Worte und Thaten sich zur Mittheilung für das Publikum eigneten, so würde er selbst nicht öffentlich zu werden suchen, und ein Ideal

wie den Rabbi (auch wenn in der Wirklichkeit sein ganzer Paletot ein Cigarrenetui wäre) nicht verleugnen. Will er aber durchaus seinen Kopf durchsetzen und dem Publikum ganz wahr erscheinen, so ist ihm das sehr leicht, auch in dem Verhältniß zu mir: er braucht nur seinen Brief nach Zürich über die Art, wie er Liebesdienste erwidert und positive Verflichtungen erfüllt, in dem „Gesellschaftsspiegel" abdrucken zu lassen, um alle Welt zu überzeugen, daß weder Moritz noch Moses Heß der Kommunistenrabbi ist, den ich ein Interesse hatte vor's Publikum zu bringen. Eine Abschrift seines Briefes, der den empirischen Heß authentisch darstellt, steht der Redaktion des „Gesellschaftsspiegels" zu Diensten. Dort wäre er am Platze. Die alte „Gesellschaft" hat neben der Verpflichtung, sich selbst zu erkennen, Anspruch darauf, die Denkungsart und die Ideale der „Gründer einer neuen" kennen zu lernen. Aber selbst, wenn „Weitlings Evangelium der armen Sünder," zu dessen Druck ich nicht beisteuern wollte, mit all seiner naiven Gemeinheit ungedruckt geblieben wäre; hätte ich doch vermuthet, daß Herr Heß und seine Freunde ihren wirklichen Inhalt *selbst* immer wahr enthüllen würden. Deswegen schilderte *ich* nicht den gegen Treu' und Ehre und gegen alles mögliche Ideale aufgelehnten Naturknollen, sondern den liebenswürdigen, humanen Rabbi.

Es versteht sich von selbst, daß der Rabbi klarer redet, als der konfuse Moritz Heß, dessen leitende Abhandlung in „Püttmanns rheinischen Jahrbüchern" ich zum Nutzen derer, die sein altphilosophisches „theopophages" Kauderwelsch etwa für eine neue Offenbarung halten sollten, oben erläutert habe.

Diejenigen Jünglinge, welche kopflos genug sind, um den Sieg des Kommunismus quand-même zu wünschen, mögen sich bei Zeiten anstrengen, sowohl die Verrücktheit der Theorie, als den Schmutz der Gesinnung aus den Schriften, Reden und Thaten seiner Propheten zu entfernen. Denn es hoffe nur keiner, das Produkt werde besser ausfallen, als seine Produzenten.

Wenn der Sklave den Herrn mit seiner eignen Kette erwürgt, so ist das nur die Härte der ewigen Nemesis; wenn aber der Sklave nach seinem Siege kein edler Mensch wird, wenn nicht alle Ideale der freien Humanität sein Ziel sind; so hat nur die Rache, nicht die Menschheit gesiegt. Streicht alle Gemeinheit aus eueren Schriften, eueren Briefen und eueren Köpfen.

Endlich, Herr Heß, wer von uns ein größerer Schriftsteller und ein größerer Liebling der besten Menschen unserer Zeit ist, „der alte Ruge" oder der junge Heß, das wollen wir nicht selbst entscheiden (genug daß wir den Ehrgeiz haben, den Sieg zu wünschen), sondern dem guten Genius unseres Jahrhunderts anheimstellen.

Ich begreife, daß sie ein Interesse haben, „die letzten Philosophen„ und „die Charlatanerie der Philosophen" wiederholt zu verkündigen. Erst wenn das Denken und die Kritik, die Besonnenheit und der wahre Begriff alles Menschlichen und Schönen verschwunden sein werden; kann die theo-

retische Verwirrung und die ethische Rohheit, die sich in Ihrer Auflehnung gegen Philosophie und Ideal, und wäre es auch nur Ihr eignes, ausspricht, zur Herrschaft gelangen.

Nie siege dieser Kommunismus! — Nur der Kommunismus (die Gemeinschaft) aller Vernünftigen und der edlen Humanität selber; nur das ewige Prinzip aller wahren Philosophie, nur die Ahndung aller Religion und Poesie, nur die wahre Lösung des alten Oedipusräthsels — der Mensch in seiner edelsten, schönsten Gestalt, liebenswürdiger noch, als selbst der Rabbi — sei unsere Hoffnung und die Inschrift aller Fahnen der Zukunft!

Darin der „alte" für immer.

Zürich den 12. Februar 1846. Ruge.

Einladung an emigrirte teutsche Schriftsteller *).

Teutschland ist, wie an Emigranten überhaupt, so auch an literarischen Emigranten das reichste Land der Erde geworden. In Frankreich, in der Schweiz, in Belgien, in England, in Amerika, kurz in der ganzen Welt, besonders aber in den freieren Ländern, zählt es eine Menge Vertreter seines Geistes und seiner Nationalität, die meistens unfreiwillig in ihre Lage gebracht worden sind. Das ausländische Teutschland erhält, auch ohne Kolonieen, von Tag zu Tag mehr Wichtigkeit. Es kann dahin kommen, ja es ist schon dahin gekommen, daß der bewegteste Theil unseres literarischen Lebens durch Ausgewanderte vertreten wird. Diese Erscheinung, wichtig für die teutsche Entwickelung überhaupt, ist zugleich geeignet, die zunächst Betheiligten selbst auf ihre Stellung aufmerksam zu machen. Sie bilden eine so ansehnliche Zahl, daß sie wohl auf den Gedanken kommen können, von ihrer Separatstellung aus sich ihrem Vaterland gegenüber geltend zu machen; zugleich muß es Jeden derselben interessiren, eine bestimmte Vermittelung zwischen sich und seinen Landsleuten zur Verfügung zu haben, um dadurch die Wirkung zu unterstützen, die er mittelbar oder unmittelbar auf dieselben auszuüben gedenkt. Es ist keine Frage und braucht nicht weiter erörtert zu werden, daß die teutschen Emigranten durch ein regelmäßiges Auftreten in corpore in einem ganz anderen Licht erscheinen, eine ganz andere Stellung einnehmen und eine ganz andere Theilnahme hervorrufen müssen, wie bisher. Und wird nicht Teutschland selbst das größte Interesse daran finden, von Zeit zu Zeit eine solche wahrhaft kosmopolitische Ueberschau seiner in alle Länder der Erde versprengten und in den verschiedenartigsten Beziehungen stehenden Auswanderer oder wenigstens ihrer geistigen

---

*) Alle liberale Redaktionen ausländischer wie inländischer teutscher Blätter werden um Aufnahme dieser Einladung freundlich ersucht.

Repräsentanten zu erhalten? Wenn es ein nationales Interesse gibt, dessen sich Keiner zu schämen braucht, so ist es dieses.

Die vorstehenden Betrachtungen haben den Unterzeichneten auf die Idee gebracht, ein Taschenbuch herauszugeben, welches bloß durch ausgewanderte teutsche Schriftsteller geschrieben wird. Es soll den Titel

Teutscher Emigrantenalmanach

führen und, über zwanzig Bogen stark, mindestens einmal jährlich, der erste Band so bald als möglich, erscheinen. Die Verlagshandlung von ..... in ..... hat den Verlag übernommen und sichert den Mitarbeitern außer einem Freiexemplar desjenigen Heftes in welches sie Beiträge geliefert, ein anständiges Honorar zu.

Der Emigrantenalmanach soll keine Zeitschrift mit bestimmter Richtung, sondern, um möglichst wenig exklusiv sein zu müssen, nur ein Gesammtorgan für beliebige, interessante Mittheilungen der emigrirten Schriftsteller werden. Er schließt daher auch keine Branche der literarischen Thätigkeit aus, sofern nur die gelieferten Beiträge unter teutschen Preßverhältnissen zulässig sind und den Anforderungen der nöthigen Kritik wie der Natur des Unternehmens entsprechen. Die Unterhaltungsliteratur ist daher eben so berechtigt wie die Tendenzschriftstellerei. So viel aber versteht sich von selbst, daß, wo es sich um Tendenzen handelt, keine zeitwidrige Richtungen in dem Almanach verfochten werden, indem er reaktionären Bestrebungen in keiner Weise dienen kann; auch liegt natürlich die Absicht fern, die Sentimentalitäten des Nationalismus zu kultiviren, wozu gerade die Verhältnisse der Emigranten leicht hinführen könnten.

Die Interessen und Angelegenheiten der Emigranten selbst, sowohl jenseit als diesseit des Meeres, werden übrigens einen Hauptgegenstand für Mittheilungen abgeben können und der Herausgeber wird derartige Mittheilungen auch dann mit Interesse annehmen und verwenden, wenn der Einsender nicht Schriftsteller ist.

Mangel an Uebereinstimmung der Mitarbeiter unter sich oder mit dem Herausgeber darf und soll kein Hinderniß der Theilnahme sein. Alle Engherzigkeit und alle persönliche Rücksichten können und müssen bei dieser Vereinigung wegfallen, zumal da sie als solche nur auf dem Papier und durch die allgemeine Qualität des Emigranten besteht und bestehen soll. Jeder soll auf einen Platz in dem Almanach ein Recht haben und kann diesen Platz mit dem Freund und trotz dem Gegner beliebig einnehmen, wenn er die oben angedeuteten unumgänglichen Bedingungen erfüllt.

Die Theilnehmer werden ersucht, unter ihren Beiträgen den Wohnort zu vermerken; auch können Notizen über persönliche Verhältnisse nach Umständen sehr erwünscht sein.

Beiträge sind an den Herausgeber nur franko, sonst aber an die Verlagshandlung, auf geeignetem Weg einzusenden.

Ich darf die Hoffnung aussprechen, daß das angedeutete, gewiß interessante Unternehmen bei sämmtlichen Schicksalsgenossen unbefangene Würdigung und angemessene Unterstützung finden werde, sollte auch Jeder nur sein persönliches Interesse dabei den Ausschlag geben lassen.

In Zürich haben ihre Mitwirkung zugesagt: F. Freiligrath, J. Fröbel, K. Fröbel, A. Ruge.

Zürich, im Januar 1846.

Karl Heinzen.

Die Herausgabe des „Emigrantenalmanachs", welche durch vorstehende Einladung vorbereitet werden soll, ist bis jetzt bloßes Projekt. Ob dasselbe verwirklicht wird, hängt davon ab, daß sich ein unternehmender Verleger finde. Möchte sich ein solcher durch diese Veröffentlichung veranlaßt sehen, mit mir in Verbindung zu treten! Daß das Unternehmen nicht bloß innerhalb, sondern auch außerhalb Teutschlands einen ungewöhnlichen Anklang finden werde, läßt sich nicht bezweifeln.

Außer dem „Emigrantenalmanach" beabsichtige ich noch folgende zeitgemäße Schriften herauszugeben:

1) Geschichte Preußens (oder vielmehr der preußischen Dynastie) vom „großen" Kurfürsten an bis auf die neueste Zeit.

2) Geschichte der Republik (Darstellung ihrer Entwickelung in den verschiedenen Republiken der alten und neuen Zeit, ihres Wesens und ihrer Vorzüge, mit einem Hinblick auf ihre Zukunft.

Zur Erlangung eines Verlegers für diese Schriften wähle ich ebenfalls den Weg einer Ankündigung an diesem Ort. Durch ein etwaiges Verbot möge sich kein Verleger abschrecken lassen, da diesen Schriften, sollten sie auch das Schicksal der „preußischen Büreaukratie" erleben, nämlich verboten werden bevor sie geschrieben sind, eine solche Gestalt gegeben werden kann, daß kein antezipirendes Verbot sie zu treffen vermag.

Wer mir Dokumente, Thatsachen oder sonst unzugängliche Quellen mittheilen kann, welche über die preußische Geschichte ein neues Licht verbreiten, wird sich dadurch ein Verdienst um die Sache des Volkes erwerben.

K. H.

Persönliches.

Die Augsburger Allg. Zeitung ist im Auslande vielfach die einzige Quelle zur Beurtheilung teutscher Zustände und Personen. Aus diesem Grunde muß namentlich ein Teutscher in meinen Verhältnissen ein ganz besonderes Interesse dabei haben, daß genanntes Blatt nicht falsche oder wider Recht benachtheiligende Mittheilungen über seine Person publizire. (In Zürich z. B. reicht eine solche Mittheilung hin, um die ganze „konser-

vative" Presse gegen einen teutschen Schützling zu hetzen und dessen Fortweisung zur Sprache zu bringen.) Die Augsb. Allg. Zeitung vom 21 d. M. berichtet in einer Korrespondenz aus Köln vom 17. Folgendes: „Gegen K. Heinzen, den Verfasser der „preuß. Büreaukratie", ist von Seiten des Offizierkorps, welchem er bisher in seiner Eigenschaft als Landwehroffizier zugehörte, bei Sr. Maj. dem König auf Entlassung aus dem Dienst angetragen worden, weil er, mit besonderer Rücksicht (also nicht bloß mit Rücksicht) auf sein vorerwähntes Werk, den Pflichten eines Offiziers nicht Genüge geleistet habe." Diese Mittheilung läßt den Unkundigen zweierlei vermuthen, was der Wahrheit zuwider ist, nämlich erstens, daß das Offizierkorps der Kölnischen Landwehr aus eigenem Antrieb gegen mich aufgetreten, und zweitens, daß ich auch durch andere Dinge, als durch das erwähnte Buch, mit den „Pflichten eines Offiziers" in Kollision gekommen sei, indem die Hervorhebung einer „besonderen Rücksicht auf jene Schrift" nothwendig noch andere Rücksichten nebenbei unterstellen läßt. Die Sache stellt sich aber (in Bezug auf das Offizierkorps wie auf mich) ganz anders, wenn die bloß in sonstigen teutschen Blättern (namentlich in der Weserzeitung, der Trierischen u. s. w. mitgetheilte Nachricht auch in die Augsb. Allg. Zeitung übergeht: daß nämlich auf höhere Veranlassung das Offizierkorps zusammenberufen worden, um mich wegen meiner Schrift und des landgerichtlichen Urtheils „für ehrlos zu erklären und aus seiner Mitte auszustoßen", daß aber das Offizierkorps einstimmig erklärt hat, es sei zu einem solchen Schritt gegen mich „keine Veranlassung vorhanden." Erst nachdem dies geschehen, hat man, weil ich nach meinem öffentlichen Auftreten denn doch nicht mehr preußischer Offizier bleiben konnte, den Antrag auf Entlassung als Auskunftsmittel, aber ebenfalls nicht ohne Widerspruch, beschlossen. Daß von keinem Verstoß gegen übernommene „Pflichten" selbst nicht gegen moralische im offiziellen Sinn, meinerseits irgend die Rede sein kann, wird vollends klar, wenn man noch berücksichtigt, daß ich schon etwa ein Jahr vor dem Erscheinen meines Buchs bei der Militairbehörde (einen Antrag auf Entlassung konnte ich als völlig gesund und als zu jung nicht begründen) um meine Herabsetzung zum gemeinen Landwehrmann nachgesucht habe, weil mir die Epaulets drückend geworden, weil sich meine Offiziercharge nicht mehr mit meinen politischen Grundsätzen vertrage und ich in Preußen keine andere Stellung einnehmen könne, als ich den Gesetzen nach unumgänglich einnehmen müsse. Dies Gesuch ist indeß nicht angenommen worden, so daß ich trotz meinen Grundsätzen durchaus Offizier bleiben mußte.

Von der Unparteilichkeit der Augsb. Allg. Zeitung muß ich den vollständigen Abdruck dieser Berichtigung und zwar ebenfalls in der Rubrik der teutschen Korrespondenzen erwarten.

Zürich den 23. November 1845.

Diese Berichtigung ist von der Augsb. Allg. Zeitung nicht aufgenommen worden. Entweder wurde sie von der Zensur zurückgewiesen und dann zeigt es sich, wie man unter dem Schutz der Zensur verleumdet werden kann, oder sie wurde, was das Wahrscheinlichste ist, von der Redaktion zurückgewiesen und dann komme ich hier zum zweiten Mal in den Fall, diese noble Redaktion trotz ihrer vielgerühmten „Unparteilichkeit" der Verleumdung zeihen zu müssen. Die perfide Absicht der Kölner Korrespondenz liegt am Tage und das Gewissen der Augsb. Allg. Zeitung ist jeden Falls dabei betheiligt, da ihr nicht verwehrt werden konnte, die vorher durch fast alle andere Zeitungen gelaufene, richtige Mittheilung ebenfalls abzudrucken. Ich für meine Person bin nicht gesonnen, jenem gewissenlosen Blatt auch nur das Geringste durchgehen zu lassen, und fordere, daß es Berichtigungen über meine Wenigkeit zum Mindesten eben so bereitwillig aufnehme, als Berichtigungen über Heinrich den Zweiundsiebenzigsten. Will sie das nicht, so soll sie vollständig schweigen und zu Berichtigungen keine Veranlassung geben. Ich werde in Zukunft andere Mittel finden, ihr Gewissen zu schärfen, da man mit den gebräuchlichen bei ihr nichts ausrichtet.

Uebrigens ist es nicht blos mein persönliches Interesse und die „Unparteilichkeit" der Augsb. Allg. Zeitung, was der Besprechung dieser Angelegenheit hier einen Platz verschafft. Sie soll zugleich Gelegenheit bieten, an die Ehre und Moral der offiziellen Politiker ein Paar Fragen zu stellen:

1) Wenn man die Offiziercharge für eine Ehre, für eine Auszeichnung erklärt und gehalten wissen will, wie kommt man denn dazu, sie den Leuten aufzudringen?

2) Durch welche Grundsätze rechtfertigt es sich, daß man einen Menschen gewaltsam in einer „Ehrenstellung" festhält, mit welcher sein politisches Gewissen sich nicht vertragen zu können erklärt, und ihn dann später, wenn sein Gewissen sich öffentlich ausspricht, cum infamia aus der Ehrenstellung hinaus zu werfen sich bemüht? Mein oben erwähntes Gesuch um Degradation zum Gemeinen ist zwar nur bis zum Major hinaufgelangt, welcher es mir zurückgegeben hat, aber mußte dieser Major es nicht zur Sprache bringen, als man ihm befahl, mich gewaltsam aus der Stellung ausstoßen zu lassen, aus welcher ich schon lange vorher freiwillig hatte ausscheiden wollen?

3) In Preußen gibt es vielleicht noch Hunderte, deren Grundsätze sich nicht mit ihren Epaulets vertragen. Dennoch können sie die letzteren nicht los werden, wenn sie nicht entweder durch Kränklichkeit dienstunfähig oder vierzig Jahre alt geworden sind. Auch kann in Preußen kein Offizier auswandern, wenn er nicht vorher seine Entlassung erhalten hat. Will man ihm die nicht geben, und wir haben gesehen, unter welchen Bedingungen er sie allein erhält, so muß er par tout Königl. preußischer „Unterthan" bleiben. Welche Gründe und Zwecke hat dieser Zwang? Den gemeinen Landwehrmann hindert man nicht am Auswandern. Warum stellt man dem Offizier

nicht frei, wieder gemeiner Landwehrmann zu werden? Die meisten Freiwilligen lassen sich, wie es auch mir ergangen, in einem Alter zum Offizier machen, wo ihr politisches Urtheil noch nicht reif genug ist, um Betrachtungen über die Verträglichkeit ihrer Grundsätze mit ihrer Charge anzustellen. Sollen sie deshalb gehalten sein, die Grundsätze später unter den Epaulets zu erdrücken, oder müssen sie erst politische Prozesse entriren, um ihre Heuchlerstellung los zu werden? Das an mir gegebene Beispiel mag dazu dienen, die Freiwilligen, welche man zum Offiziereramen invitirt, vorsichtig zu machen und zu der Prüfung zu veranlassen, ob ihnen ihre Ehrlichkeit lieber sei, oder der bunte Rock.

K. H.

Nachtrag zu dem Artikel über die teutsche Tagespresse.

Als jener Artikel geschrieben wurde, machte ich und machten Andere sich Hoffnungen, daß die neue Redaktion der „Kölnischen Zeitung" der teutschen Journalistik eine bessere Richtung angeben und durch ihr Beispiel eine würdigere Haltung angewöhnen werde. Man wußte zwar, was im Wege stand, um eine Erfüllung solcher Wünsche zu hintertreiben, aber man tröstete sich doch mit dem Gedanken, daß der neue Redakteur für einen Mann von Gesinnung galt, daß er stets auf der Seite des Volkes gestanden, daß er einer der thätigsten Mitarbeiter der „Rheinischen Zeitung" gewesen war u. s. w. Es hat sich unterdessen gezeigt, daß dieser Gedanke, sofern er zu Hoffnungen auf Stiftung eines möglichst würdigen Volksorgans berechtigte, eine Illusion gewesen wie so viele andere. Herr Brüggemann hat sich in seiner seitherigen Redaktion als einer jener weichmüthigen, konzessionssüchtigen Liberalen gezeigt, die eben so wenig nach einem durchgreifenden Prinzip verfahren, als die stolze Selbstständigkeit der Gesinnung an den Tag zu legen wissen. Ich kenne die geheimen Zensur- und Polizeimiseren der preußischen Journalistik genau und weiß so gut wie Einer, was dazu gehört, um in der Stellung eines Redakteurs nicht seinen liberalen Kredit zu verlieren. Ich weiß dies so gut, daß ich lieber königlich preußischer Beamter als königlich preußischer Zeitungsredakteur werden würde.

Aber eben je delikater eine solche Stellung für einen freisinnigen Mann ist, desto mehr sollte er wenigstens darauf bedacht sein, seinen Kredit nicht unnöthiger Weise zu kompromittiren. Zu dieser Bemerkung berechtigt Herr Brüggemann nicht blos durch das, was er in die „Kölnische Zeitung" geschrieben, sondern auch und zwar hauptsächlich durch das, was er in dieselbe aufgenommen. Bei den Konzessionen, die er in dieser Beziehung der Gewalt und dem Pfaffenthum gemacht, bleibt es unerklärlich, warum er sich bei seiner Redaktion ein Veto ausbedungen hat. Einzelnheiten hervorzusuchen, kann hier nicht die Absicht sein. Das Gesagte genügt und hat nur das Ableben der Hoffnung konstatiren sollen, daß wenigstens eins von denjenigen teutschen Blättern, welchen Mittel zur Unterstützung würdigerer Bestrebungen zu Gebot stehen, sich als Organ eines selbstständigen Liberalismus aufthun werde oder könne.

Das Unglück hat es übrigens fügen müssen, daß unter den politischen Kolumnen des Herrn Brüggemann sich in den Kolumnen des Feuilletons einer von jenen literarischen Halbmenschen etabliren sollte, deren goldene Zeit unter dem jetzigen Zensurregiment herangebrochen zu sein scheint. Während oben den Prinzen und den Pfaffen das Weihrauchfaß geschwungen wird, schämt sich der Simpel da unten nicht, mit neidischer Gier die Pensionen aufzuzählen, welche anderwärts den Literaten zu Theil werden, und indirekt seine Feder zur Bekämpfung der revolutionairen Tendenzen anzubieten. Dies hofräthliche Gesindel hat die Scham schon so weit abgelegt, daß es jetzt auf offenem Markt seine Gesinnungslosigkeit feilbietet und als einen stehenden Charakter zur Anerkennung zu bringen sucht. Herr Schücking, Herr Dingelstedt und Herr Gutzkow, dies hofräthliche Triumvirat scheint sich verabredet zu haben, um mit ihren Miserabilitäten die Tagespresse zu okkupiren und die neue Zeit des aristokrätelnden Literatenthums heraufzuführen. Der Eine ist zu weibisch und feige, als daß er den Fuß auch nur versuchsweise auf das Gebiet des Zeitkampfes zu setzen wagen sollte, und sucht nun die weibische Feigheit in Kredit zu bringen; der Andere hat sich durch seine Karriere zum Bankerott gebracht, und damit er wieder auf die Beine komme,

sucht man dergleichen Karrieren in Kredit zu bringen; der Dritte, von jeher nur literarischer Spekulant, der nach allen Seiten hin koquettirt, wo er Geschäfte machen kann, fabrizirt dann und wann ein Stück Liberalismus, um bei den Liberalen möglich zu bleiben, sucht aber gleichzeitig die „Parteilosigkeit" in Kredit zu bringen. Er schreibt mit anscheinend großer Entrüstung gegen den österreichischen Despotismus, lobt aber in demselben Athem den König von Preußen und damit er alle und jede Gefahr eines Verdachts fern halte, daß ein Feind des Despotismus, mag er österreichisch oder preußisch heißen, ein Liberaler sei, weist er ängstlich den Namen des „Parteischriftstellers" von sich ab. Herr Gutzkow sei unbesorgt wegen des Verbots seiner Komödien in Wien; man wird ihn in Berlin schon zu entschädigen wissen.

Das Treiben dieser Herren in der „Augsburger", in der „Kölnischen Zeitung", in dem „Frankfurter Konversationsblatt" u. s. w., worin sie gegenseitig Lobassekuranzen gestiftet zu haben scheinen, ist in der That ekelhaft. Persönliche Beräucherungen, aristokrätelnde Affereien, komödiantisches Geschäftemachen, gesinnungsloses Romantreiben u. s. w. bildet die Welt, in welcher diese schnöden Weichlinge ihr Glück und ihre Befriedigung finden. Man könnte ihnen dies Glück schon gönnen, wenn sie sich damit im Hintergrunde hielten und es als eine Privatsache betrieben; aber es empört jedes männliche und edlere Gefühl, zu sehen, wie sie das Interregnum der journalistischen Depravation ausbeuten, um ihre persönlichen Nichtswürdigkeiten als öffentliche Angelegenheiten geltend zu machen, wie sie den öffentlichen Geist nach allen Enden hin damit zu infiziren suchen und sich zum Wohlgefallen der Reaktion in dem literarischen Gebiet auszubreiten beginnen. Fast sieht es aus, als werde eine zweite, offizielle Ausgabe des „jungen Teutschlands" vorbereitet. Wahrscheinlich wird der projektirte Schriftsteller-Konvent in Stuttgart dazu dienen, das neue Literatenthum unter jenem Triumvirat zu organisiren und mit demjenigen Geist zu beseelen, der dem Volke Schmach und Erniedrigung, den Literaten Titel und Pensionen einbringt. Die Zahl der literarischen Hofräthe hat sich seit einiger Zeit so vermehrt, daß die büreaukratischen neidisch werden müssen. Vielleicht

wird eine Versöhnung und Fusion Statt finden, wenn das Projekt des „Janus", die Presse von Gouvernementswegen mit Hülfe von „Redaktionsräthen" zu organisiren, zur Verwirklichung kommt. Hof-Redaktionsrath zu werden, würde das Maximum von Aussichten sein, wozu die Hundsfötterei des neuen Literatenthums sich nur versteigen könnte.

Zum Schluß noch ein Akt der Gerechtigkeit nach anderer Seite hin. Dem „Rheinischen Beobachter", den ich früher getadelt habe, bin ich das Zeugniß schuldig, daß er seither in seiner Art Ausgezeichnetes geliefert hat. Namentlich beweist er eine Ausdauer und eine Konsequenz in seinen Antipathieen und Sympathieen, welche nicht genug zu schätzen ist. Ueberhaupt wird in dieser Beziehung unsere „liberale" Presse von der gouvernementalen auf das Eklatanteste beschämt. Es bewährt sich hier auf glänzende Weise die alte Erfahrung, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen und Menschen der Dienst der Gewalt mehr Eifer und Ausdauer einflößt, als der Dienst der Idee. Unsere liberalen Blätter, ein Paar höchstens ausgenommen, sind wahre Waschlappen geworden gegen die tapferen gouvernementalen, und dem „Rheinischen Beobachter" namentlich hat sich noch Keines gewachsen gezeigt, am wenigsten die „Kölnische Zeitung". Nur zu, tapferer Beobachter, kämpfe sie nieder die Waschweiber, daß der Pöbel auf der Gasse sie auslacht! Behandle sie, wie sie es verdienen, und zeige ihnen in deiner Weise und durch dein Beispiel, daß alle Halbheit ohnmächtig ist, daß nur der Ganze siegt, daß nur das Entweder Oder die Entscheidung bringt und daß, wer der Gewalt nicht zu trotzen weiß, unter ihre Füße muß!

K. Heinzen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Erziehungs- und Pensionsanstallt

von

Karl Fröbel,

Oberlehrer an der Kantonsschule in Zürich.

Im Laufe des letzten Sommers habe ich in Hottingen bei Zürich eine Erziehungsanstalt errichtet. Der von mir früher in einem ausgeführteren Entwurfe bekannt gemachte Plan ist, die Kinder frei auf der Grundlage der Bildung unseres Jahrhunderts zu erziehen und vor allem auf eine kräftige und selbstständige Entwickelung des Charakters hinzuwirken, und darum

erstens das Zusammenleben der Zöglinge nach einer freien unter ihrer Mitwirkung gebildeten Verfassung sich ordnen zu lassen, wie dies schon von Fellenberg in Hofwyl unternommen wurde, und hierzu das Turnen im weitesten Umfange (Turnfahrten, Schwimmübungen, Spiele u. s. w.) zu benutzen;

zweitens die Lehrgegenstände nach dem Bedürfniß und der Bestimmung der Zöglinge rationell zu behandeln und weder die Sprachen noch die sogenannten Realien vorwiegen zu lassen;

drittens in der Religion das aufgeklärte Christenthum, um es deutlicher zu sagen, das Christenthum vom Standpunkte der protestantischen Lichtfreunde und Teutschkatholiken zur Grundlage des Unterrichts zu nehmen.

Die Anstalt besteht bis jetzt aus Extremen. Die Herren Dr. Ruge, Professor Eichelberg, Prof. Julius Fröbel, Karl Heinzen, Bleuler-Arter, und andere Herren aus dem Kanton haben mir Zöglinge anvertraut. Ich wünsche nun auch Pensionäre aufzunehmen. Die Pension beträgt, alles in allem, 300 Thlr. Pr. C.

Eltern, die mir ihre Kinder anvertrauen wollen, bitte ich, mir in portofreien Briefen hiervon Anzeige zu machen und sich über das Spezielle mit mir zu verständigen. Der ausführlichere gedruckte Plan steht ihnen zu Diensten. Meine Addresse ist die obige.

Das Erziehungsinstitut wird durch die Lehrmittel der Kantonalanstalten, deren Sammlungen allgemein zugänglich sind, durch Benutzung des öffentlichen Turnplatzes und durch die ausgezeichneten Lehrer in allen Fächern, die mitwirken und bei Erweiterung der Anstalt noch zur Mitwirkung erbötig sind, jedem Gymnasium und jeder Realschule völlig gleich stehen.

Die gesunde schöne Lage und Umgebung der Stadt ist zu bekannt um noch einer Empfehlung zu bedürfen. Erwähnung verdienen die bequemen und sicheren Badeanstalten im See und die Gelegenheiten zu angenehmen und lehrreichen Fußreisen in die nähere und weitere Umgebung.

Ich hoffe in dem jetzt so angeregten Teutschland auf lebhafte Theilnahme derjenigen Eltern, welche auch in der Erziehung ihrer Kinder mit der Zeit Schritt halten wollen und die Ueberzeugung theilen, daß die Jugend der Gegenwart ohnehin für eine freiere Zukunft bestimmt ist.

Lehrer an der Anstalt sind:

Für alte Sprachen Dr. Ludolf,

Für Naturgeschichte Prof. Eichelberg,

Für Mathematik, Teutsche Sprache, Englisch und andere Fächer Karl Fröbel.

Ihre Mitwirkung haben ferner mir zugesagt:

Prof. Dr. H. H. Vögeli für Geschichte,

Prof. Julius Fröbel für Erd- und Völkerkunde.

Auch in Bezug auf den Unterricht über Literatur und Philosophie ist die Anstalt der Mitwirkung eines ausgezeichneten Mannes versichert.

Die ökonomische und weibliche Beaufsichtigung der Anstalt wird von einer verwittweten Dame, deren Sohn ein Zögling der Anstalt ist, geleitet.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinzen, Karl, 1809-1880

Die Opposition

Mannheim 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Eph.68
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11746916-7